

E. L. Bulwer's

# sämmtliche Romane.

Aus dem Englischen.

---

Neunter Band.

---

Rienzi. II.

---

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

# Rienzi,

der

# Letzte der römischen Tribune.

Ein Roman

von

Eduard Lytton Bulwer.

---

Uebersetzt

von

Theodor Roth.

---

Zweiter Band.

---

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

# Fünftes Buch.

## Die Entscheidung.

**Questo ha acceso 'l fuoco e la fiamma la quale non la potra spegnere.**

***Vit. di Col. di Rionzi*, lib. I. cap. 29.**

Dies entzündete das Feuer und die Flamme, die er nicht mehr wird löschen können.

---

## Erstes Kapitel.

### Das Gericht des Tribuns.

Die kurzen Worte, welche der Tribun an Stephan Colonna gerichtet hatte, waren, obwohl sie die Wuth des stolzen, alten Edelmannes reizten, doch von der Art, daß er bei genauerer Überlegung es doch nicht für räthlich hielt, nicht zu gehorchen. Demzufolge fand er sich zu der bestimmten Stunde mit einer stattlichen Schaar seiner Standesgenossen in einem der Säle des Capitols ein. Rienzi empfing sie mit außergewöhnlicher Artigkeit.

Sie setzten sich mit innerlichem Unbehagen und mit Unruhe an die glänzende Tafel, als sie sahen, daß, Stephan Colonna ausgenommen, nur die Verschworenen zu dem Bankett eingeladen waren. Rienzi

beachtete ihr Schweigen und ihre Zerstreutheit nicht, sondern war ungewöhnlich heiter — der alte Colonna war mürrischer als gewöhnlich.

„Wir fürchten, mein Herr Colonna, unsere Einladung war Euch unangenehm. Ehemals, dünkt mich, konnten wir Euch leichter ein Lächeln entlocken."

„Die Sachlage hat sich geändert, Tribun, seit der Zeit, wo Ihr mein Gast waret."

„Nun doch kaum. Ich bin gestiegen, aber Ihr seid nicht gefallen. Bei Tag und Nacht wandelt Ihr in Sicherheit und Frieden durch die Straßen; Euer Leben ist vor den Räubern sicher, und nicht länger habt Ihr nöthig, Euch durch Mauern und Zinnen gegen Euere Mitbürger zu schützen. Ich bin gestiegen, aber wir Alle sind gestiegen — aus barbarischer Verwirrung zu einem gesitteten Leben! Mein Herr Gianni Colonna, den wir zum Hauptmann der Campagna ernannt, Ihr werdet einen Becher auf den Buono Stato nicht ausschlagen; — auch glaubt nicht, daß wir Eurer Tapferkeit mißtrauen, wenn wir sagen, wir freuen uns, daß Rom keine Feinde habe, um Euer Feldherrntalent zu zeigen."

„Mich dünkt," bemerkte der alte Colonna unhöflich, „wir werden, ehe die nächste Ernte grün ist, Feinde genug aus Böhmen und Baiern bekommen."

„Und wenn auch," versetzte der Tribun ruhig, „so sind äußere Feinde immer besser als Bürgerkrieg."

„Ja, wenn wir Geld im Schatze haben, was nicht sehr wahrscheinlich sein dürfte, wenn wir noch mehr solche Festtage haben."

„Ihr seid unhöflich, mein Herr," sagte der Tribun; „und überdies macht Ihr Rom ein schlechteres Compliment, als uns. Welcher Bürger würde sich nicht gerne von seinem Gelde trennen, um Ruhm und Freiheit zu erkaufen?"

„Ich kenne sehr Wenige in Rom, welche so denken," antwortete der Baron. „Aber sagt mir, Tribun, da Ihr doch ein berühmter Casuist seid, was ist besser für einen Staat — wenn sein Regent zu haushälterisch, oder zu verschwenderisch ist?"

„Ich stelle die Frage der Entscheidung meines Freundes Luca di Savelli anheim," erwiderte Rienzi. „Er ist ein großer Philosoph, und ich denke wohl, er wird uns ein viel verwickelteres Räthsel lösen, das wir sogleich seinem Scharfsinn aufgeben werden."

Die Barone, welche durch die kühne Sprache des alten Colonna sehr in Verlegenheit geriethen, wandten Alle ihre Augen nach Savelli, der mit mehr Fassung, als sie vermuthet hatten, antwortete:

„Die Frage läßt eine doppelte Antwort zu. Wer als Regent geboren ist, eine fremde Armee unterhält und durch Furcht regiert, muß karg sein. Wer zum Regenten gemacht wurde, sich um das Volk bewirbt und durch Liebe regieren will, muß durch Großmuth dessen Gunst gewinnen und seine Phantasie durch Gepränge blenden. Dies ist, glaube ich, der gewöhnliche Grundsatz in Italien, welches in allen Erfahrungen der Staatsklugheit reif ist."

Die Barone beklatschten, mit Ausnahme des alten Colonna, einmüthig die kluge Antwort Savelli's.

„Dennoch verzeiht mir, Tribun," sagte Stephan, „wenn ich von der höfischen Entscheidung unseres Freundes abweiche und mit aller schuldigen Ehrfurcht der Ansicht bin, sogar die grobe Sarsche eines Mönches *, das Symbol der Bescheidenheit, würde Dir besser stehen, als dieser übertriebene Pomp, das Symbol des Stolzes!" Bei diesen Worten faßte er die weiten, faltigen, mit Goldfransen besetzten Ärmel an dem Purpurkleide des Tribuns.

„Stille, Vater!" sagte Gianni, Colonna's Sohn, erblassend über die nicht hervorgerufene Derbheit und die gefährliche Offenherzigkeit des Alten.

„Nun, es liegt nichts daran," sagte der Tribun mit erkünstelter Gleichgültigkeit, obgleich seine Lippe zitterte und sein Auge Feuer sprühte; dann begann er nach einer Pause mit tückischem Lächeln wieder: „Wenn der Herr Colonna die Sarsche der Mönche liebt, so kann er noch genug davon sehen, ehe wir uns trennen. Und nun, mein Herr Savelli, zu meiner Frage, auf die ich Euch wohl zu achten bitte, denn sie nimmt all Euern Witz in Anspruch. Ist es für den Regenten eines Staates besser, wenn er allzu nachsichtig, oder wenn er allzu gerecht ist? Schöpft Athem zu der Antwort; Ihr seht übel aus — Ihr werdet blaß — Ihr zittert — Ihr bedeckt Euer Antlitz! Verräther und Mörder, Euer Gewissen verräth

* „**Vestimenta da Bizoco**," war der von Colonna gebrauchte Ausdruck, den er von gewissen Ketzern (Bizocchi) entlehnte, welche sich den Anschein der strengsten Lebensart gaben; später wurde derselbe zum Sprüchworte. — Man sehe die Erklärungen von Zeferino Re, in **Vit. di Cola di Rienzi.**

Euch! Meine Herren, kommt Eurem Genossen zu Hülfe und antwortet für ihn."

„Nein, wenn wir entdeckt sind," sagte der Orsini und sprang in der Verzweiflung auf, „so wollen wir wenigstens nicht ungerächt fallen — stirb, Tyrann!"

Er stürzte auf den Ort zu, wo Rienzi stand, — denn auch der Tribun hatte sich erhoben —, und führte mit seinem Dolche einen Stoß nach dessen Brust; der Stahl drang durch den Purpurmantel, glitt aber unschädlich ab — und der Tribun betrachtete den getäuschten Mörder mit verächtlichem Lächeln.

„Bis gestern Nacht ließ ich mir nicht träumen, daß ich unter dem Staatskleide den verborgenen Panzer nöthig hätte," sprach er. „Meine Herren, Ihr habt mir eine schwarze Lehre gegeben und ich danke Euch."

Bei diesen Worten klatschte er in die Hände und plötzlich flogen die Flügelthüren am Ende des Saales auf und zeigten den Gerichtssaal, mit blutrother Seide, untermischt von weißen Streifen, behangen, — dem Sinnbilde von Verbrechen und Tod. An einer langen Tafel saßen die Räthe in ihren Staatskleidern; an den Schranken stand eine wilde Gestalt, welche die Gäste nur zu gut erkannten.

„Laßt Rudolph den Sachsen näher treten!" sagte der Tribun. Und geführt von zwei Wächtern trat der Räuber in den Saal.

„Elender, Ihr also habt uns verrathen!" sagte einer von den Frangipani.

„Rudolph von Sachsen hält sich immer zu dem Meistbietenden," versetzte der Schurke mit abscheulichem Grinsen. „Ihr gabt mir Gold und ich wollte Euern Feind erschlagen; Euer Feind überwältigte mich, er schenkte mir das Leben und das Leben ist ein höheres Gut, als Gold!"

„Ihr gesteht Euer Verbrechen, meine Herren! Schweigend! Stumm! Wo bleibt Euer Witz, Savelli? Wo Euer Stolz, Rinaldo di Orsini? Gianni Colonna; — dahin ist es mit Eurer Ritterlichkeit gekommen?"

„O!" fuhr Rienzi mit tiefer, leidenschaftlicher Bitterkeit fort; „o, meine Herren, kann Nichts Euch versöhnen — nicht mit mir, aber mit Rom? Was ist mein Verbrechen gegen Euch und die Eurigen gewesen? Zerstreuung der Räuber (solcher Menschen, wie Euer Ankläger) — Schleifung der Festungswerke — unparteiische Gesetze — welcher aus dem Volke hervorgegangene Mann hat je in allen Revolutionen Italiens dessen Zügellosigkeit so wenig nachgegeben? Nicht ein Pfennig aus Euern Koffern wurde von frecher Gewalt angerührt, — nicht ein Haar auf Euerem Haupte durch Privatrache gekrümmt. Ihr, Gianni Colonna, wurdet mit Ehren überhäuft, der Oberbefehl Euch anvertraut — Ihr, Alphonso di Frangipani, mit neuen Vorrechten beschenkt, — erinnerte sich der Tribun einer Beleidigung, die er als Plebejer von Euch erfahren? Ihr beklagt Euch über meinen Stolz; — war es mein Fehler, daß Ihr kriechend meiner Macht Euch schmiegtet, — Schmeichelei im Munde und Gift im Herzen? Nun,

ich habe Euch nicht beleidigt; möge die Welt erfahren, daß Ihr in mir Freiheit, Gerechtigkeit, Gesetz, Ordnung, die wiederhergestellte Größe, die erneuerten Rechte Roms angegriffen habt! Nach Diesem, dem Lauteren und Unsterblichen — nicht nach diesem schwachen Körper ging Euer Streben; — durch die Göttlichkeit derselben wurdet Ihr besiegt; für die Majestätsbeleidigung an diesen müßt Ihr — Verbrecher und Opfer — sterben!"

Nach diesen Worten, gesprochen in einem Tone und mit einer Würde, welche dem erhabensten Geiste der alten Stadt angestanden hätte, begab sich Rienzi mit majestät'schen Schritten aus dem Zimmer in den Rathssaal.*

Diese ganze Nacht blieben die Verschwörer in dem Zimmer; die Thüren waren verriegelt und bewacht; das Bankett war nicht hinweggeschafft worden, und sein Glanz contrastirte seltsam mit der Stimmung der Gäste.

Die gänzliche Niedergeschlagenheit und Verzweiflung dieser feigen Verbrecher, so unähnlich den ritterlichen Normannen Frankreichs und Englands, wurde von dem Geschichtschreiber mit häßlichen, widerlichen Farben gemalt. Der alte Colonna allein blieb seinem heftigen, gebieterischen Charakter treu. Wie

* Die Schuld der Barone und ihre beabsichtigte Ermordung Rienzi's ist, obwohl von Gibbon und anderen neueren Schriftstellern schnell übergangen, klar durch Muratori bezeugt, durch die Chronik von Bologna u. s. w. — Sie gestanden sogar ihr Verbrechen ein. (Siehe Chron. **Estens: Muratori, tom. XVIII. p. 442.**)

ein Löwe in seinem Käfig ging er in dem Zimmer auf und ab und äußerte laute Drohungen der Rache und des Trotzes; er schlug mit geballten Fäusten an die Thüre, verlangte, hinausgelassen zu werden und verkündigte die Rache des Papstes.

Langsam und grau dämmerte der zu Tode geängstigten Versammlung der Morgen heran; und als sie nach dem Verschwinden des letzten Sternes an dem melancholischen Horizonte bei dem matten, kraftlosen Tageslichte einander in das Gesicht blickten, vor Angst und Furcht beinahe Gespenstern ähnlich, erscholl die große Glocke des Capitols in Tönen, in welchen sie wohl das Todtengeläute erkannten! Dann öffnete sich die Thüre und ein furchtbarer, düsterer Zug Franziskaner, für jeden der Barone Einer, trat in das Zimmer! Bei diesem Anblicke war, wie man berichtet, der Schrecken der Verschworenen so groß, daß sie ganz und gar der Fähigkeit zu sprechen beraubt waren.* Die Meisten, alle Hoffnung aufgebend, ergaben sich endlich ihren geistlichen Beichtigern. Als aber der für Stephan bestimmte Mönch sich dem leidenschaftlichen alten Manne näherte, schüttelte dieser ungeduldig die Hand und sagte: „Quäle mich nicht! quäle mich nicht!“

„Aber, Sohn, bereitete Dich auf die schreckliche Stunde vor.“

„Sohn, ja wohl!“ sagte der Baron. „Ich bin alt genug, um Dein Großvater zu sein; und im Übrigen sage dem, der Dich geschickt hat, daß ich

* „Diventarono si galati, che non peteano fadellare.“

auf den Tod weder vorbereitet sei, noch mich vorbereiten will! Ich habe mir vorgenommen, noch ein zwanzig Jahre, und auch länger zu leben; wenn ich mir nicht durch die Erkältung in dieser verfluchten Nacht den Tod hole."

Eben in diesem Augenblicke hörte man ein Geschrei, das beinahe das Capitol umzustürzen drohte, als die Menge unten einstimmig brüllte:

„Tod den Verschwörern! Tod! Tod!"

Während dieses Auftrittes in dem Saale kam der Tribun aus seinem Zimmer, in das er sich mit seiner Gemahlin und Schwester eingeschlossen hatte. Der edle Geist der Einen, die Thränen und der Schmerz des Anderen (die durch eine blutdürstige Handlung das Haus ihres Verlobten vernichtet sah), hatten ihre Wirkung auf ein zwar strenges und gerechtes, von Natur aber dem Blutvergießen abgeneigtes Gemüth, so wie auf ein Herz nicht verfehlt, das der erhabensten Art der Rache fähig war.

Mit ruhiger Stirne und sogar heiterem Blicke trat er in die noch sitzende Versammlung.

„Pandulpho di Guido," sprach er, sich zu diesem Bürger wendend, „Ihr habt Recht; Ihr sprecht als kluger Mann und Patriot, wenn Ihr sagtet, daß die wenn auch verdiente Enthauptung der edelsten Männer Roms den Staat in Gefahr bringen, unsern Purpur mit einem unauslöschlichen Flecken besudeln und den Adel Italiens gegen uns vereinigen müsse."

„Dies, Tribun, war meine Behauptung, obgleich der Rath anders entschieden hat.“

„Hört das Geschrei des Volkes; Ihr könnt seinem biederen Grimm nicht wehren,“ sagte der Demagog Baroncelli.

Viele unter der Versammlung murmelten Beifall.

„Freunde,“ sagte der Tribun mit feierlicher und ernster Miene, „laßt die Nachwelt nicht sagen, die Freiheit sei blutdürstig; ahmen wir einmal das Beispiel der Barmherzigkeit unseres Erlösers nach! Wir haben gesiegt — laßt uns verzeihen; wir sind gerettet — laßt uns vergeben!“

Die Worte des Tribuns wurden von Pandulpho und Anderen unterstützt, derer Politik milder und gemäßigter war; und nach einer kurzen, aber lebhaften Erörterung behielt der Einfluß Rienzi's die Oberhand, und das Todesurtheil wurde, obwohl mit einer geringen Stimmenmehrheit, zurückgenommen.

„Und jetzt,“ sagte Rienzi, „laßt uns mehr, als gerecht, laßt uns edelmüthig sein. Sprecht — und zwar unerschrocken. Glaubt Einer von Euch, daß ich allzustreng, allzustolz gegen diese widerspänstige Gemüther war? — Ich lese die Antwort auf Eurer Stirne! — Ich war es! Glaubt Einer von Euch, dieser mein Fehler habe sie zu dieser schwarzen Rache veranlaßt? Glaubt Einer von Euch, sie haben, wie wir, eine menschliche Natur, — sie haben ein Gefühl für Güte, sie lassen sich durch Edelmuth besänftigen, — sie seien durch eine Rache zu zähmen und zu entwaffnen, wie sie das Christenthum edeln Feinden vorschreibt?“

„Ich glaube nicht,“ sagte Pandulpho nach einer Pause, „daß es in der menschlichen Natur liegt, daß, wenn Ihr diese so sündigen und so überwiesenen Menschen begnadigt, sie zum zweiten Male Euch nach dem Leben trachten!“

„Mich dünkt,“ sagte Rienzi, „wir müssen selbst mehr thun, als sie begnadigen. Der erste große Cäsar suchte, wenn er einen Feind nicht zermalmte, ihn in einen Freund umzuwandeln — —“

„Und kam bei dem Versuche um,“ sagte Baroncelli rasch.

Rienzi fuhr auf und wechselte die Farbe.

„Wenn Ihr diese elenden Gefangenen retten wollt, so wäre es besser, wenn Ihr nicht wartetet, bis die Wuth des Pöbels unbezähmbar wird,“ flüsterte Pandulpho.

Der Tribun erhob sich aus seiner Träumerei.

„Pandulpho,“ sagte er in demselben Tone, „mir ahnt etwas — die Schlangenbrut ist in meiner Hand, — ich erwürge sie nicht — sie könnten mich für meine Barmherzigkeit todtstechen — es ist ihr Instinkt! Es hat nichts zu bedeuten; man soll nicht sagen, daß der römische Tribun mit so vielen Leben seine eigene Sicherheit erkaufte; auch soll man nicht auf meinen Grabstein schreiben: Hier liegt der Feigling, der nicht zu verzeihen wagte! Heda! Gerichtsdiener, schließt die Thüren auf! Meine Herrn, machen wir die Gefangenen mit ihrem Urtheil bekannt!“

Mit diesen Worten setzte sich Rienzi auf den Staatsstuhl oben an der Tafel, und die jetzt aufgegangene

Sonne warf ihre Strahlen auf die blutrothen Wände, in welchen die Barone, in Ordnung in den Saal geführt, ihr Schicksal zu lesen glaubten.

„Meine Herren," sagte der Tribun, „Ihr habt gegen die Gesetze Gottes und der Menschen Euch vergangen; Gott aber lehrt den Menschen Gnade üben. Sehet endlich ein, daß mein Leben durch einen mächtigen Zauber geschützt ist. Auch ist der, den der Himmel zu hohen Zwecken aus der Hütte auf den Volksthron erhob, nicht ohne unsichtbaren Beistand und geistigen Schutz. Wenn erbliche Monarchen für heilig gehalten werden, wie viel mehr derjenige, durch dessen Macht die göttliche Hand ein klares Zeugniß abgelegt hat! Ja, über dem, der nur für sein Vaterland lebt, dessen Größe das Geschenk seines Vaterlandes, dessen Leben die Freiheit seines Vaterlandes ist, wachen die Seelen der Gerechten und die schlaflosen Augen der mit Schwertern bewaffneten Seraphim! Belehrt durch das Fehlschlagen Eures letzten Planes und die Gefahr, in welcher Ihr Euch jetzt befindet, gebet Euren Groll gegen mich auf, ehret die Gesetze, achtet die Freiheit Euerer Stadt und bedenket, daß kein Staat ein edleres Schauspiel gewähren kann, als wenn Männer, geboren wie Ihr — von patrizischem und berühmtem Range — ihre Macht gebrauchen, um ihre Stadt zu schützen, ihren Reichthum, um ihre Künste zu pflegen, ihre Ritterlichkeit, um ihre Gesetze zu vertheidigen! Nehmt Eure Schwerter zurück — und den Ersten, der die Freiheiten Roms angreift, laßt Euer Opfer sein — und wäre es der Tribun selbst. Eure Sache

wurde untersucht — Euer Urtheil ist gefällt. Erneuert Euern Eid, alle Feindseligkeiten, öffentlich oder geheim, gegen die Regierung und die obrigkeitlichen Personen von Rom zu vermeiden, so seid Ihr begnadigt — seid Ihr frei!"

Erstaunt, verwirrt, beugten die Barone mechanisch die Knie; die Mönche, welche ihre Beichte gehört, sagten ihnen den verlangten Eid vor, und während sie mit bleichen Lippen die feierlichen Worte stammelten, hörten sie die Menge unten ungestüm ihr Blut fordern.

Nachdem diese Ceremonie vorüber war, begab sich der Tribun in den Bankettsaal, der zu einem Balkon führte, von wo aus er gewöhnlich zu dem Volke sprach, und nie vielleicht war seine wunderbare Herrschaft über die Leidenschaften seiner Zuhörer (ad persuadendum efficax dictator, quoque dulcis ad lepidus *) in höherem Grade erforderlich oder glänzender dargethan, als an diesem Tage; denn die Wuth des Volkes war aufs Höchste gestiegen, und es dauerte lange, ehe es ihm gelang, sie zu dämpfen. Gleichwohl waren noch ehe er schloß alle Wogen der wilden See beruhigt. — Noch einmal sprach der Redner an derselben Stelle für ein Leben, edler als die, welche er jetzt rettete — aber ungehört und vergebens.

Sobald der Tribun den günstigen Augenblick erkannte, wurden die Barone auf den Balkon geführt: in Gegenwart von Tausenden von athemlosen Zuhörern verpflichteten sie sich feierlich zum Schutze des

* Petrarka über Rienzi.

Buono Stato. Und so war der Morgen, von dem man glaubte, er werde ihre Hinrichtung bescheinen, Zeuge von ihrer Aussöhnung mit dem Volke.

Die Menge zerstreute sich, die Mehrzahl zufrieden und vergnügt; die Scharfsinnigeren ärgerlich und mißvergnügt.

„Er hat nur den Dampf und die Flamme vermehrt, die er nicht zu löschen im Stande war," grollte Cecco del Vecchio, und des Schmiedes passender Ausdruck wurde zum Sprüchwort und zur Prophezeihung.

Mittlerweile hob der Tribun, sich wenigstens bewußt, die edlere Handlungsweise gewählt zu haben, die Versammlung auf und begab sich in das Gemach, wo Nina und seine Schwester seiner warteten. Diese schönen jungen Frauen hatten die zärtlichste Zuneigung für einander gefaßt. Und die Verschiedenheit ihrer Charaktere in Gemüthsart und Zügen schien durch eben den Contrast die Reize Beider zu erhöhen, wie an einem kunstreich zusammengefügten Schmucke die Perle und der Diamant ihre Schönheit gegenseitig erhöhen.

Und als Irene jetzt ihr blasses Antlitz und ihre thränenreichen Augen von dem Busen erhob, an dem sie sich anschmiegte, um Unterstützung zu suchen, die schüchterne Schwester, ängstlich, zweifelnd, nachdenkend — das stolze Weib sanguinisch und zuversichtlich, als ob nie weder der Absichten, noch der Kraft ihres Rienzi mißtraute: — der Contrast hätte einem Maler ein nicht unwürdiges Bild von der Alles hoffenden, wie von der Alles fürchtenden Liebe gegeben.

„Fasse Muth, meine holde Schwester,“ sagte der Tribun, der zuerst Irenens flehendem Blick begegnete; „nicht ein Haar auf dem Haupte derer, welche sich des Namens Deines Geliebten rühmen, ist gekrümmt. — Danke dem Himmel,“ als seine Schwester mit einem schwachen Schrei in seine Arme stürzte, „daß es mein Leben war, gegen das sie sich verschworen! Wäre es ein anderer Römer, so wäre Gnade ein Verbrechen gewesen! Theuerste, möge Adrian Dich nur halb so lieben, wie ich; und doch, meine Schwester und mein Kind, kann Niemand Deine sanfte Seele kennen, wie ich, der ich seit sie ihre erste Blüte der Sonne entfaltete, über ihr wachte. Mein armer Bruder! hätte er gelebt, Euer Rath wäre auch der seinige gewesen, und mich dünkt, sein sanfter Geist haucht oft die Härte hinweg, die mich sonst gefühllos machen könnte. Nina, meine Königin, die Du mich begeisterst und ermahnst, — lasse immer Dein Herz männlich in meiner Trübsal, weiblich gegenüber von meiner Macht sein, und sei mir mit Irenen auf Erden, was mein Bruder mir im Himmel ist!“

Der Tribun zog sich, erschöpft von der nächtlichen Untersuchung, auf einige Stunden zur Ruhe zurück; und als Nina, ihn mit ihren Armen umschließend, sein edles Antlitz betrachtete — da war die Sorge gestillt, der Ehrgeiz beruhigt, seine Heiterkeit hatte beinahe etwas Erhabenes. Und Thränen jenes köstlichen Stolzes, wie sie das Weib für den Helden ihrer Träume vergießt, standen schwer in den Augen

der Gattin, als sie mehr in der tiefen Stille ihres Herzens des ihr allein zustehenden Vorrechtes erfreute, seine einsamen Stunden zu theilen, als all der Hoheit, zu welcher sein Schicksal sie erhoben hatte, und zu deren Zierde und Genuß sie ihr Wesen so sehr befähigte. In dieser ruhigen, einsamen Stunde täuschte sie ihr Herz durch wache Träume — eitler als die des Schläfers — und malte sich die lange Laufbahn des Ruhmes, das erhabene Abtreten in Frieden aus, die ihren Gemahl erwarteten.

Und während sie so wachend träumte, verdunkelte die Wolke, bis jetzt nicht größer als die Hand eines Mannes, den Horizont eines Schicksales, dessen Sonnenschein sich seinem Ende nahte!

---

## Zweites Kapitel.

### Die Flucht.

Knirschend in seinem stolzen Herzen, wie ein Pferd an dem Gebisse knirscht, kam der alte Colonna in seinen Palast zurück. Ihm, unschuldig an dem beabsichtigten Verbrechen seiner Verwandten und Standesgenossen, erschien die ganze Scene der Nacht und des Morgens als eine Beschimpfung und Entwürdigung. Kaum war er in seinem Palaste, so befahl er, daß Boten, auf die er, wie er wohl wußte, sich verlassen konnte, sich für seine Aufträge bereit halten sollen. „Dies nach Avignon," sprach er zu sich selbst, als er einen Brief an den Papst schloß. — „Wir

wollen sehen, ob die Freundschaft des großen Hauses Colonna den wahnsinnigen Beistand der Pöbelpuppe überwiegt. — Dies nach Palestrina, — der Felsen ist unangreifbar! — Dies an Johann di Vico, man kann sich auf ihn verlassen, wenn er auch sonst Verräther ist! — Dies nach Neapel; der Colonna wird den Botschafter des Tribuns verstoßen, wenn er die Sendung nicht aufgibt und hierhereilt, nicht als Liebhaber, sondern als Soldat! — Und dies möge Walter von Montreal treffen! Ha, einen köstlichen Boten hat er uns gesandt, aber ich will Alles vergeben — Alles, für tausend Lanzen." Und während er mit zitternden Händen den seidenen Faden um seine Briefe schlang, befahl er seinen Pagen, für den kommenden Tag alle die Herren an seine Tafel zu laden, welche in der vergangenen Nacht mit angeklagt gewesen waren.

Die Barone kamen — weit mehr wüthend über den Schimpf der Begnadigung, als dankbar für die Gnade. Ihre Besorgnisse vereinigten sich mit ihrem Stolze, das Geschrei des Pöbels, das Winseln der Franziskaner klang immer noch in ihren Ohren und gemeinsamer Widerstand schien ihnen die einzige Maßregel, ihr Leben zu schützen und ihren Schimpf zu rächen.

Die öffentliche Begnadigung schien ihnen nur eine Maske der Privatrache des Tribuns. Sie glaubten nicht anders, als Rienzi habe es nicht gewagt, sie am hellen Tage zu vernichten; Vergessen und Vergeben schienen ihnen die Mittel, mit welchen man ihre Wachsamkeit einschläfern wollte, während man ihren Stolz demüthigte und das Bewußtsein ihres

entdeckten Verbrechens machte alle Hoffnung auf Sicherheit in ihnen schwinden. Die Hand ihres eigenen Banditen konnte gegen sie bewaffnet sein, oder man konnte sie einzeln, Einen nach dem Anderen, tödten, wie es die gewöhnliche Tyrannenlist jener Zeit war. Sonderbar genug war Luca di Savelli derjenige, welcher am meisten auf unverzügliche Empörung drang. Furcht vor dem Tode machte den Feigen tapfer.

Unfähig, die schwärmerische Großmuth des Tribuns auch nur zu begreifen, waren die Barone noch unruhiger, als am folgenden Tage Rienzi sie Einen nach dem Andern rufen ließ, sie mit Geschenken überhäufte und bat, das Vorgefallene zu vergessen, mehr sich als sie entschuldigte und ihre Ämter und Würden vermehrte.

In der Abenteuerlichkeit eines Herzens, dem die Königswürde natürlich war, glaubte er, es gebe hier keinen Mittelweg — und er könne die Feindschaft, die er nicht durch den Tod zum Schweigen bringen wollte, durch Vertrauen und Gunstbezeugungen vernichten. Ein solches Benehmen hätte bei einem geborenen Fürsten, gegenüber von erblichen Unterthanen, von Erfolg sein können; aber der Edelmuth eines Mannes, der sich plötzlich über seine bisherigen Gebieter erhoben, ist nur prahlerischer Hohn. Rienzi beging hierin und vielleicht in seiner Vergebung selbst einen unglücklichen politischen Fehler, der dem finsteren Scharfsinn eines Visconti, oder in späteren Zeiten eines Borgia nie zur Last gefallen wäre. Aber es war der Irrthum einer edeln und großen Seele.

Nina saß in dem großen Salon des Palastes; es war der Empfangstag für die römischen Damen.

Der Besuch war so wenig zahlreich gegen sonst, daß es ihr auffiel, und sie glaubte in dem Benehmen der Anwesenden eine Kälte und einen Zwang zu bemerken, die ihre Eitelkeit einigermaßen kränkten.

„Ich hoffe, wir haben die Signora Colonna nicht beleidigt," sagte sie zu der Gemahlin Gianni's, Stephans Sohn. „Sie war sonst gewohnt, unsere Hallen mit ihrer stattlichen Gegenwart zu beehren, die wir heute vermissen."

„Madame, meines Gatten Mutter ist unwohl!"

„Wirklich? wir wollen hinschicken, um bessere Nachrichten von ihr zu erhalten. Mich dünkt, wir sind heute verlassen."

Während sie sprach, ließ sie nachlässig ihr Taschentuch fallen — die stolze Dame Colonna beugte sich nicht darnach — keine Hand rührte sich, und die Tribunessa schien einen Augenblick überrascht und verlegen. Ihr Blick schweifte über die Versammelten hin, sie bemerkte, wie Einige, die sie als Frauen von Feinden Rienzi's erkannte, mit bedeutungsvollen Blicken zusammenflüsterten, und mehr als ein höhnisches Lächeln über ihre Kränkung wurde sichtbar. Sie faßte sich augenblicklich wieder und sagte lächelnd zu der Signora Frangipani: „Dürfen wir Eure Fröhlichkeit theilen? Es scheint Euch ein heiterer Gedanke gekommen zu sein, den nicht offen mitzutheilen Sünde wäre."

Die angeredete Dame erröthete leicht und versetzte: „Wir dachten, Madame, daß, wäre der Tribun zu-

gegen gewesen, sein Rittergelübde in Anspruch genommen wäre."

„Wie so, Signora?"

„Es wäre für ihn angenehme Pflicht gewesen, Madame, der Verlassenen zu Hülfe zu kommen." Und die Signora blickte bedeutungsvoll nach dem noch immer am Boden liegenden Taschentuche.

„So war also diese Vernachlässigung absichtlich, Signora's," sagte Nina, indem sie sich mit großer Majestät erhob. „Ich weiß nicht, ob Euere Gatten eben so keck gegen den Tribun sind; das aber weiß ich, daß die Gemahlin des Tribuns in Zukunft Euer Nichterscheinen vergeben kann. Vor vier Jahrhunderten hätte sich eine Frangipani wohl vor einer Raselli gebeugt; heute dürfte die Gattin eines römischen Barons in der Frau des ersten Magistrates der Stadt wohl die Vornehmere erkennen. Ich nöthige Euch nicht zur Höflichkeit und suche auch diese gar nicht."

„Wir sind zu weit gegangen," flüsterte eine der Damen der neben ihr Sitzenden zu. „Vielleicht gelingt das Unternehmen nicht, und dann — —"

Die weitern Bemerkungen wurde durch das plötzliche Eintreten des Tribuns abgeschnitten. Er kam mit großer Hast und auf seiner Stirne war das finstere Runzeln, das Niemand ohne Bangigkeit sah.

„Wie, schöne Frauen!" sagte er, indem er mit raschem Blicke sich in dem Zimmer umsah, „Ihr habt uns noch nicht verlassen? Bei dem heiligen Kreuze, Eure Gemahle setzen in unsere Ehrenhaftigkeit ein großes Vertrauen, daß sie uns solche liebenswürdige

Geiseln lassen, oder sind sie, bei Gott, keine gefällige Ehemänner. So, Madame," sich rasch gegen die Gattin Gianni Colonna's wendend, „ist Euer Gemahl nach Palestrina geflohen; der Eurige, Signora Orsini, nach Marino; der Eurige ebendahin, schöne Frau von Frangipani, — ihr kamet hierher, um — —. Aber ihr seid unverletzlich und sicher selbst vor einem Worte."

Der Tribun hielt einen Augenblick inne und bemühte sich sichtlich, seine Aufregung zu bekämpfen, als er den Schrecken bemerkte, den er verursacht — sein Blick fiel auf Nina, die, ihren vorigen Ärger vergessend, ihn mit ängstlichem Staunen betrachtete. „Ja, Madame," sagte er zu ihr, „Ihr seid in der schönen Versammlung vielleicht die Einzige, welche nicht weiß, daß die Edeln, welche ich neulich aus der Hand des Henkers rettete, sich zum zweitenmal verschworen haben. In der Stille der Nacht haben sie ihre Heimath verlassen und schon rufen sie die Herolde als Verräther und Rebellen aus. Rienzi vergibt nicht mehr!"

„Tribun," rief die Signora Frangipani, die mehr kühnes Blut in ihren Adern hatte, als ihr ganzes Haus, „wäre ich von Deinem Geschlechte, ich wollte die Worte Verräther und Rebell, die Du auf meinen Gemahl anwendest, Dir selbst vorwerfen! — Stolzer Mann, bald wird der Papst dieses Geschäft übernehmen!"

„Euer Gemahl ist mit einer Taube gesegnet, meine Schöne," sagte der Tribun verächtlich. „Damen, fürchtet

nichts, so lange Rienzi lebt, bleibt die Frau auch seines bittersten Feindes sicher und in Ehren. Bald wird das Volk hier sein; unsere Wachen sollen euch sicher nach Hause geleiten, oder soll dieser Palast euere Freistätte sein — denn, ich sage euch, eure Männer haben euch in eine große Gefahr gestürzt. Und binnen wenigen Tagen mögen die Straßen Roms Blutbächen gleichen."

„Wir nehmen Euer Anerbieten an, Tribun," sagte die Signora Frangipani, gerührt und wider ihren Willen durch das Benehmen des Tribuns von Ehrfurcht ergriffen. Und während sie sprach, sank sie auf ein Knie, nahm das Taschentuch auf und reichte es Nina ehrerbietig mit den Worten: „Madame, vergebt mir. Ich allein unter den Anwesenden achte Euch in Euerer Gefahr mehr, als in Euerem Stolze."

„Und ich," versetzte Nina, indem sie sich in anmuthiger Vertraulichkeit auf Rienzi's Arm lehnte, ich erwidere, wenn Gefahr da ist, so haben wir um so mehr Stolz nöthig."

Jenen ganzen Tag und die ganze Nacht ertönte die große Glocke des Capitols. Aber als der folgende Tag anbrach, war die Versammlung dünn und zerstreut; große Furcht hatte die Herzen des römischen Volkes bei der Flucht der Barone ergriffen und sie machten Rienzi laute und bittere Vorwürfe, daß er ihnen durch seine Schonung ein so unheilvolles Verfahren möglich gemacht habe. An diesem Tage dauerten die Gerüchte fort; die Murrenden blieben größtentheils in ihren Häusern, oder sammelten sich in verdrossenen,

mißvergnügten Haufen. Der nächste Tag graute; noch herrschte dieselbe Unthätigkeit. Der Tribun berief seinen Rath (eine Repräsentantenversammlung).

„Sollen wir ausrücken, wie wir sind," fragte er, „mit so Wenigen, als gerade dem römischen Banner folgen wollen?"

„Nein," erwiderte Pandulpho, der, von Natur schüchtern, doch mit der Stimmung des Volkes wohl bekannt und deßhalb ein scharfsichtiger Rathgeber war. „Laßt uns zurückhalten; laßt uns warten, bis die Rebellen sich einer gehässigen Gewaltthätigkeit schuldig machen, und dann wird der Haß die Unschlüssigen vereinigen, und Rachbegierde sie führen."

Diese Ansicht drang durch; der Erfolg bewährte deren Klugheit. Um die Zögerung zu begründen und ihr Würde zu verleihen, wurden Boten nach dem stark befestigten Marino gesendet, wohin der größere Theil der Barone sich geflüchtet hatte, um sie zu unverzüglicher Rückkehr aufzufordern.

An dem Tage, an welchem man Rienzi die hochtrabende Weigerung der Empörer brachte, kamen Flüchtlinge von allen Seiten der Campagna. Abgebrannte Häuser — geplünderte Klöster und Weinberge — geraubtes Vieh und Pferde — zeugten von der bei den Baronen üblichen Art, Krieg zu führen, und beseelten die erschlaffenden Römer, indem sie ihnen die Gnade zeigten, die sie selbst zu erwerben hatten. An diesem Abende strömten die Römer aus freiem Antriebe auf den Platz vor dem Capitol: — Rinaldo Orsini hatte eine Veste in der unmittelbaren Nähe

Roms eingenommen und Feuer in einen Thurm gelegt, wovon die Flammen in der Stadt gesehen wurden. Die Bewohnerin des Thurmes, eine edle, alte, verwittwete Dame, war lebendig verbrannt worden. Da erhoben sich wildes Geschrei — mächtiger Zorn — blinde Wuth. Die Stunde zu Thaten war gekommen.*

---

## Drittes Kapitel.

### Die Schlacht.

„Ich habe einen Traum gehabt," rief Rienzi und sprang von dem Bette auf. „Der löwenherzige Bonifacius, der Feind und das Opfer der Colonna, ist mir erschienen und hat mir den Sieg versprochen.** Nina, bereite den Lorbeerkranz: der Sieg wird heute unser sein!"

„O, Rienzi! heute?"

„Ja! höre die Glocke — höre die Trompete. Ja, ich höre sogar die stampfenden Hufe meines weißen Schlachtrosses! Einen Kuß, Nina, ehe ich mich zum Siege waffne, — halt — tröste die arme Irene; ich will sie nicht sehen — sie weint, daß meine Feinde Verwandte ihres Verlobten sind; ich kann ihre Thrä-

* Ardea terre, arse la Castelluzza, e case, e uomini. Non si schifo di ardere una nobile donna Vedova, veterana, in una torre. Per tale crudeltade li Romani furo più irati etc. — *Vita di Cola di Rienzi.* lib. I. Cap. 20.

** In questa notte mi è appardo Santo Bonifacio Papa etc. *Vita di Cola Rienzi* Cap. 32.

nen nicht ertragen; ich habe sie in der Wiege gehütet. Heute darf ich keine Weichheit in der Seele haben! Die Schurken, zweimal meineidig! — Wölfe, die nie zu zähmen sein werden! — muß ich euch endlich Schwert gegen Schwert begegnen? Fort, theure Nina, zu Irene, schnell! Adrian ist in Neapel, und wäre er auch in Rom, so ist ihr Geliebter sicher, wenn auch fünfzigmal ein Colonna."

Damit ging der Tribun in sein Ankleidezimmer, wo seine Pagen und Diener mit seiner Rüstung warteten. „Ich höre durch unsere Spione," sagte er, „daß sie vor Mittag vor unseren Thoren sein wollen — viertausend Fußgänger, siebenhundert Reiter. Wir wollen ihnen einen derben Willkomm bereiten, meine Herren. Nun, Angelo Villani, mein hübscher Page, warum bist Du nicht im Dienste Deiner Gebieterin."

„Ich möchte gerne sehen, wie sich ein Krieger für Rom waffnet," sagte der Knabe mit der einem Knaben inwohnenden Kraft.

„Gott segne Dich, mein Kind; hier sprach ein echter Sohn Roms!"

„Und die Signora hat mir versprochen, daß ich mit ihren Wachen an die Thore gehen dürfe, um die Neuigkeiten zu hören — —"

„Und den Sieg zu verkünden! — Das sollst Du. Aber man darf Dich nicht auf Schußweite nahe kommen lassen. Wie! mein Pandulpho, Du in der Rüstung?"

„Rom braucht alle seine Leute," sagte der Bürger, dessen schwache Nerven durch die Ansteckung

des allgemeinen Enthusiasmus Spannkraft erhalten hatten.

„So ist es — und ich bin wieder stolz darauf, daß ich ein Römer bin. Jetzt, meine Herren, die Dalmatika; * ich möchte, daß jeder Feind Rienzi kenne, und bei dem Herrn der Heerschaaren, an der Spitze des kaiserlichen Volkes fechtend, habe ich ein Recht auf das kaiserliche Gewand. Sind die Mönche bereit? Unserem Marsche an das Thor soll eine feierliche Hymne vorangehen — so fochten unsere Väter."

„Tribun, Johann di Vico ist mit hundert Pferden zur Unterstützung des Buono Stato angekommen."

„Ist er! — Der Herr hat uns von einem Feinde befreit und unseren Kerkern einen Verräther übergeben! — Bringe jenes Kästchen hierher, Angelo. — So — Jetzt merke auf! Pandulpho, lies diesen Brief."

Der Bürger las mit Überraschung und Bestürzung die Antwort des verschmitzten Präfekten auf den Brief Colonna's.

„Er verspricht dem Baron, mit der Präfektenfahne in der Schlacht zu ihm überzugehen," sagte Pandulpho. „Was ist zu thun?"

„Was! — nimm mein Siegel — hier — sorge dafür, daß er alsbald in dem Gefängnisse des Capitols untergebracht wird — sein Gefolge heiße Rom

* Ein weißer Rock oder Mantel, den Rienzi trug; früher gehörte er dem Priesterdienste an, später war er auch Schmuck der Kaiserwürde.

verlassen und sage ihnen, daß, wenn man erfährt, sie machen mit den Baronen gemeine Sache, ihr Gebieter stirbt. Gehe — besorge dies, ohne einen Augenblick zu verlieren. Inzwischen in die Kapelle — wir wollen die Messe hören."

Binnen einer Stunde war das römische Heer — groß, aber gemischt — alte Männer und Knaben, vereint mit Männern in des Lebens voller Kraft, auf dem Marsche nach dem Thore St. Lorenzo; von der ganzen Menge, die sich auf zwanzigtausend Fußgänger belief, konnte man nicht ein Sechstheil als waffenfähige Krieger rechnen; aber die Reiterei war gut ausgerüstet und bestand aus den niedrigeren Baronen und den reicheren Bürgern. An ihrer Spitze ritt der Tribun in vollständiger Rüstung und trug auf seinem Helme einen in Silber gearbeiteten Kranz von Eichen- und Olivenblättern. Vor ihm flatterte das große Banner von Rom, während vor der ungeheueren Menge her ein Zug Mönche vom Orden des heiligen Franziskus schritt (denn die Geistlichkeit Roms theilte den Enthusiasmus des Volkes und seines begeisterten Führers) und langsam die folgende Hymne sang, die bei dem Schlusse jeder Strophe durch das Klirren der Waffen, das Schmettern der Trompeten und das dumpfe Wirbeln der Trommeln etwas unbeschreiblich Schreckendes und Ehrfurcht Gebietendes bekam; Alles dieses bildete gleichsam einen kriegerischen Chor zu dem Gesang:

## Römischer Kriegsgesang.

1.

Voran, voran für die Altäre und die Herde,
Der Feigling, der da wanket, sei verflucht,
Die Sünden sollen ihn wild jagen durch die Erde,
Daß er umsonst den Weg zum Himmel sucht.
Fluch treffe ihm das Herz und treffe den Verstand,
Der Kain Roms sei der, der jetzt nicht Waffen fand.
Die Speere trifft der Sonne Gold,
Das Banner flattert hoch,
Spirito Santo, Cavaliers! *
Blast, Trompeten, blast!
Blast, Trompeten, blast!
Heiter uns der Ruhm schon winkt,
Wie ein froher Königssohn,
Wenn die Trompete lustig klingt
Und der Trommel mächt'ger Ton.
Die Speere trifft der Sonne Gold,
Das Banner flattert hoch.
Spirito Santo, Cavaliers!

2.

Voran, voran, um eure Freiheit zu erzwingen,
Ihr habt der Erde Streit zum eurigen gemacht;
Seraph und Heilige, sie werden mit euch ringen,
Der die Assyrer schlug, der führet euch zur Schlacht.
Vor Christus, unserem Herrn, steht Niemand ja so hoch,
Als der den Niedrigen befreit vom stolzen Joch.
Die Speere trifft der Sonne Gold,
Das Banner flattert hoch,
Spirito Santo, Cavaliers!
Blast, Trompeten, blast!
Blast, Trompeten, blast!
Heiter uns der Ruhm schon winkt,
Wie ein froher Königssohn,
Wenn die Trompete lustig klingt
Und der Trommel mächt'ger Ton.

* Rienzi's Schlachtwort.

Die Speere trifft der Sonne Gold,
Das Banner flattert hoch.
**Spirito Santo, Cavaliers!**

3.

Voran, voran, wollt ihr des Römers Söhne heißen,
Deß Feinde floh'n, sobald erscholl sein Tritt,
Um dessen Reich sich keine Grenzen weisen,
Nur Luft und Meer sie hemmten seinen Schritt;
Wenn euer Ruhm auch sank schon längst in Grabesnacht,
Doch wie die Sonn' ersteh' er wieder aus der Schlacht!
Die Speere trifft der Sonne Gold,
Das Banner flattert hoch,
**Spirito Santo, Cavaliers!**
Blast, Trompeten, blast!
Blast, Trompeten, blast!
Heiter uns der Ruhm schon winkt,
Wie ein froher Königssohn,
Wenn die Trompete lustig klingt
Und der Trommel mächt'ger Ton.
Die Speere trifft der Sonne Gold,
Das Banner flattert hoch.
**Spirito Santo, Cavaliers!**

In dieser Ordnung erreichten sie die weite Öde, welche Ruinen und Zerstörung noch innerhalb der Thore bildeten, und erwarteten, in langen Reihen zu beiden Seiten weit hinab in den Straßen aufgestellt, in deren Mitte sie einen breiten Raum frei ließen, den Befehl ihres Führers.

„Reißt die Thore auf und laßt den Feind ein!" rief Rienzi mit lauter Stimme, als die Trompeten der Barone ihr Anrücken verkündeten.

Inzwischen zogen die aufrührerischen Patrizier, welche diesen Morgen von einem vier Meilen entfern-

ten Orte, das Monument genannt, herkamen, stattlich und kühn heran.

Bei dem alten Stephan, dessen hoher Wuchs, hagere Gestalt und herrisches Wesen in seiner glänzenden Rüstung sich gut ausnahmen, ritten seine Söhne, — die Frangipani und die Savelli und Giordano Orsini, der Bruder des Rinaldo.

„Heute soll der Tyrann fallen!“ sagte der stolze Baron, „und das Banner der Colonna soll von dem Capitol wehen.“

„Das Banner des Bären!“ sagte Giordano Orsini zornig. — „Der Sieg wird nicht durch Euch allein erfochten werden, mein Herr!“

„Unser Haus hat immer das Vorrecht in Rom,“ versetzte der Colonna übermüthig.

„Nie, so lange in den Palästen der Orsini ein Stein auf dem andern bleibt.“

„Stille!“ sagte Luca di Savelli, „theilt Ihr das Fell, während der Löwe noch lebt? Wir werden heute ein heißes Tagwerk haben.“

„Nicht doch,“ sagte der alte Colonna; „Johann di Vico wird bei dem ersten Angriffe mit seinen Römern abfallen und einige der Mißvergnügten drinnen haben versprochen, die Thore zu öffnen. — Wie Bube?“ als ein Spion athemlos zu dem Baron heranritt, „was für Nachrichten?“

„Die Thore stehen offen — kein Speer blitzt von den Mauern!“

„Sagte ich es Euch nicht, meine Herren?“ fragte der Colonna mit triumphirenden Blicken. „Ich glaube,

wir werden Rom ohne einen Schwertstreich gewinnen. — Enkel, wo sind jetzt deine einfältigen Ahnungen?" Dies war an Pietro, einen seiner Enkel — den Erstgebornen Gianni's — einen hübschen, noch nicht zwei Wochen verheiratheten jungen Mann gerichtet, der aber keine Antwort gab. „Mein kleiner Pietro da," fuhr der Baron, zu seinen Gefährten gewandt, fort, „ist noch so ein neugebackener Ehemann, daß er in der vergangenen Nacht von seiner Gattin träumte und dies hält der arme Junge für eine Vorbedeutung."

„Sie war in tiefer Trauer und entglitt meinen Armen mit dem Ausrufe: „„Wehe, wehe den Colonna!"" sagte der junge Mann feierlich.

„Ich habe beinahe neunzig Jahre gelebt," erwiderte der alte Mann, „und mag daher etwa so vierzigtausend Träume geträumt haben, von denen zwei in Erfüllung gingen, und die übrigen waren falsch. Urtheilt also, wie wenig zu Gunsten dieser Wissenschaft spricht!"

Unter solchen Gesprächen näherten sie sich auf Bogenschußweite dem noch immer offenen Thore. Alles war still, wie der Tod. Das hauptsächlich aus fremden Söldnern zusammengesetzte Heer machte unschlüssig Halt — als, siehe da! — plötzlich eine Fackel über die Mauer geworfen wurde; sie brannte einen Augenblick — und zischte dann in dem schlammigen Pfuhl unten.

„Das ist das verabredete Zeichen unserer Freunde innen," rief der alte Colonna. „Pietro, rücke vor mit Deiner Compagnie!" Der junge Edelmann schloß

sein Visir, setzte sich an der Spitze der unter ihm stehenden Schaar und ritt in kurzem Galopp mit eingelegter Lanze gegen das Thor. Der Morgen war umwölkt und trübe gewesen und die Sonne, welche nur hie und da sich zeigte, brach jetzt mit einem glänzenden Lichtstrom hervor — sie blitzte auf den wallenden Federbusch und den glänzenden Harnisch des jungen Reiters, der, um einige Schritte seinen Leuten voran, unter der dunkeln Thorwölbung verschwand. Ihm folgte seine Schaar — und dann kam Gianni Colonna, Pietro's Vater, an der Spitze seiner Reiterei. — Es herrschte eine Minute lang Stille, nur unterbrochen durch das Klirren der Waffen und das Stampfen der Pferde, als plötzlich ein Geschrei erscholl — „Rom, der Tribun und das Volk! Spirito Santo, Cavaliers!“ Die Hauptmacht hielt bestürzt. Plötzlich sah man Gianni Colonna mit verhängtem Zügel von dem Thore herfliehen.

„Mein Sohn, mein Sohn!“ rief er, „sie haben ihn ermordet!“ Plötzlich hielt er unentschlossen, dann setzte er hinzu: „Aber ich will ihn rächen!“ lenkte sein Roß und nun sprengte es wieder gegen das Thor, als eine ungeheure eiserne Maschine, wie eine Art Fallgatter, plötzlich auf den unglücklichen Vater herabstürzte und Mann und Roß zu Boden schmetterte — eine zerquetschte, blutige Masse.

Der alte Colonna sah es und traute kaum seinen Augen; und ehe seine Schaar von ihrer Erstarrung sich erholte, erhob sich die Maschine wieder und über

den Leichnam stürzte das Volksheer heraus. Tausende auf Tausende rückten sie heran; ein wilder, lärmender, brausender Strom. Sie stürzten sich nach allen Seiten auf ihre Feinde, welche, in fester Ordnung aufgestellt und in vollkommener Rüstung, den Angriff aushielten und brachen.

„Rache und Colonna!“ — „Der Bär und die Orsini!“ — „Menschenliebe und die Frangipani!“* — „Schlagt nach der Schlange** und den Savelli!“ hörte man in den Lüften erschallen, untermischt mit dem rauhen Gebrüll der Deutschen: „Volle Beute und die drei Könige von Köln.“ Die Römer, mehr ungestüm, als disciplinirt, fielen haufenweise hingeschlachtet von den Reihen der Söldner; aber wo Einer fiel, rückte ein Anderer nach; und noch immer ertönte mit unverminderter Heftigkeit das Gegengeschrei: „Rom, der Tribun und das Volk!“ — „Spirito Santo, Cavaliers!“ Durch sein emblematisches Diadem und seinen kaiserlichen Mantel jedem Speer und jedem Schwerte besonders ausgesetzt, führte der kühne Rienzi jeden Angriff an, eine ungeheure Streitaxt schwingend, in deren Gebrauch die Italiener berühmt waren, und die er als eine Nationalwaffe ansah. Durch jeden dunkleren und ernsteren Trieb seiner Natur entzündet, sein Blut erhitzt, seine

* Diese hatten ihr Motto von einem fabelhaften Vorfahren genommen, der in Zeiten der Hungersnoth sein Brod mit einem Bettler gebrochen.

** Uebrigens war der Löwe das Thier, das die Savelli in ihrer heraldischen Eitelkeit sich gewöhnlich anmaßten.

Leidenschaften entflammt, fechtend wie ein Krieger für Freiheit, wie ein Monarch um seine Krone, erschien seine Kühnheit dem erstaunten Feinde wie die eines Wahnsinnigen, seine Erhaltung die eines Begeisterten; bald war er hier, bald dort; wo seine Macht wankte, oder die feindliche erlag, da glänzte sein weißer Mantel, da erhob sich seine blutige Streitart; aber seine Wuth schien mehr gegen die Anführer, als gegen die Masse gerichtet, und wohin sein Streitroß sich wandte, da hörte man seine Stimme, „Wo ist ein Colonna?" — „Trotz den Orsini!" „Spirito Santo, Cavaliers!" Dreimal wurde ein Ausfall von dem Thore gemacht; dreimal wurden die Römer zurückgeschlagen und bei dem drittenmale wurde das dem Tribun vorgetragene Banner durch und durch gespalten. Hier schien er zum erstenmale bestürzt und beunruhigt, und indem er seine Augen zum Himmel erhob, rief er: „O Herr, hast du mich denn verlassen?" Damit faßte er neuen Muth, schwang noch einmal seine Waffe und führte seinen wilden Haufen wieder vorwärts.

Am Abende hörte die Schlacht auf. Der Stolz und der Uebermuth der Barone, welche der Hauptgegenstand der Angriffe des Tribuns gewesen, waren gebrochen. Von dem fürstlichen Hause der Colonna lagen drei Todte da. Giordano Orsini war tödtlich verwundet; der wilde Rinaldo hatte keinen Theil an dem Kampfe genommen. Von den Frangipani waren die stolzesten Herren nicht mehr, und Luca, das feige Haupt der Savelli, hatte sich längst durch die Flucht

gerettet. Auf der andern Seite war das Blutvergießen unter den Bürgern fürchterlich gewesen; — der Boden war mit Blut überschwemmt — und über Haufen von Erschlagenen (Pferden und Reitern) sah der Stern der Dämmerung Rienzi und die Römer als Sieger von der Verfolgung zurückkehren. Jubelruf der Freude folgte dem schnaubenden Rosse des Tribuns durch den Bogen, und als er auf den Platz innerhalb des Thores kam, waren Schaaren von solchen, welche wegen Gebrechen, Geschlecht oder Jahren nicht hatten an dem Kampfe Theil nehmen können, — Frauen, Kinder und faselnde Alte, vermischt mit barfüßigen Mönchen und Ordensbrüdern in schwarzen Kutten, von dem Siege benachrichtigt, bereit, seinen Triumph zu beglückwünschen.

Rienzi hielt bei dem Leichnam des jungen Colonna sein Roß an, der halb in einem Wasserpfuhle lag, und nahe dabei, hinweggeschafft von dem Bogen, wo er gefallen, lag der Gianni Colonna, — (des Gianni Colonna, dessen Speer das Leben seines sanften Bruders geraubt hatte!). Er warf einen Blick auf den Erschlagenen, als der melancholische Hesperus den blutigen Pfuhl und den mit Blut befleckten Panzer über der von vielerlei Aufregungen beschwerten Brust beschien; und als er sich umwandte, sah er den jungen Angelo, der mit einigen von Nina's Wächtern gekommen war und sich jetzt dem Tribun genähert hatte.

„Kind,“ sagte Rienzi auf den Todten zeigend, „Glücklich bist Du, der Du kein Blut von

Verwandten zu rächen hast! — für denjenigen, welcher in diesem Falle ist, kommt bälder oder später die Stunde; und es ist eine schreckliche Stunde!"

Diese Worte senkten sich tief in Angelo's Herz und wurden im späteren Leben Worte des Schicksals für den, der sie gesprochen, wie für den, der sie gehört hatte.

Ehe der Tribun recht zu sich selbst gekommen war, und während rings um ihn her das Geschrei der Wittwen und Mütter der Erschlagenen — das Stöhnen der Sterbenden — die Ermahnungen der Mönche — vermischt mit Tönen der Freude und des Triumphs — sich hören ließ, erhoben die Weiber und Nachzügler auf dem Schlachtfelde draußen ein Geschrei: „der Feind! — der Feind!"

„Greift zu den Schwertern," rief der Tribun; „stellt euch wieder in Ordnung; aber sie können nicht so kühn sein."

Das Stampfen von Pferden — das Schmettern einer Trompete wurde gehört; und jetzt jagten in voller Eile etwa dreißig Reiter durch das Thor.

„Euere Bogen!" rief der Tribun und ritt vor; — „aber halt — der Anführer ist unbewaffnet — es ist unser eigenes Banner. Bei der Mutter Gottes, es ist unser Gesandter aus Neapel, der Signor Adrian di Castello!"

Keuchend — athemlos — mit Staub bedeckt — hielt Adrian an dem Pfuhl, roth von dem Blute seiner Verwandten — und ihre todtblassen Gesichter starrten ihn an.

„Zu spät — ach! ach! — fürchterliches Schicksal! — unglückliches Rom!“

„Sie fielen in die Grube, die sie selbst gegraben hatten,“ sagte der Tribun mit fester, aber hohler Stimme. — „Edler Adrian, hätten doch Deine Räthe dieses verhindert!“

„Hinweg, stolzer Mann — hinweg!“ sagte Adrian und schüttelte ungeduldig die Hand, — „Du solltest das Leben der Römer beschützen, und — o, Gianni! Pietro! — konnten nicht Geburt, Ruhm und Deine jungen Jahren, armer Knabe — konnten diese Dich nicht retten?“

„Verzeiht ihm, meine Freunde,“ sagte der Tribun zu der Menge, — „sein Schmerz ist natürlich, und er kennt nicht ihre ganze Schuld. — Zurück, ich bitte euch — überlaßt ihn unserer Fürsorge.“

Ohne diese wenigen Worte des Tribun hätte Adrian sehr in Gefahr kommen können. Als der junge Signor abstieg und sich jetzt über seine Vetter hinbeugte — gab auch der Tribun sein Schlachtroß seinen Knappen, trat Adrian näher und zog ihn trotz seines Widerstrebens und Widerwillens bei Seite. — „Junger Freund,“ sagte er bekümmert, „mein Herz blutet für Euch; aber bedenkt, die Wuth der Menge über sie ist noch frisch: seid klug.“

„Klug!“

„Stille — bei meiner Ehre, diese Männer waren Eures Namens nicht werth. Zweimal meineidig — einmal Mörder — zweimal Rebellen — hör mich an!“

„Tribun, ich verlange keine weitere Erklärung von

dem, was ich sehe — sie mögen gerecht gestorben oder schändlicher Weise gemordet worden sein. Aber kein Friede ist zwischen dem Verderber meines Geschlechtes und mir."

„Wollt auch Ihr meineidig werden? Euer Eid! — Kommt, kommt, ich höre diese Worte nicht. Beruhigt Euch — zieht Euch zurück — und wenn Ihr nach drei Tagen mir noch einen anderen Tadel, als den unkluger Milde zur Last leget, so entbinde ich Euch Eueres Eides und Ihr seid frei, um mein Feind zu werden. Die Menge stiert und gafft auf uns — noch eine Minute und ich bin vielleicht nicht mehr im Stande, Euch zu retten."

Die Gefühle des jungen Patriziers waren von der Art, daß sie jede Beschreibung verspotteten. Er war nie mit seiner Familie in sehr vertrautem Umgange gestanden, noch hatte er auch mehr als gewöhnliche Höflichkeit von ihnen genossen. Aber Geschlecht bleibt immer Geschlecht! Und hier lagen in Folge des verhängnißvollen Kriegsgeschickes der Stamm und der Sprößling, die Blüte und die Hoffnung seines Geschlechtes. Er fühlte, daß er dem Tribun nichts erwidern konnte; schon der Platz, wo sie ihren Tod gefunden, zeigte, daß sie bei einem Angriffe auf ihre Landsleute gefallen waren. Nicht an ihrer Sache, aber an ihrem Schicksal nahm er Antheil. Und da Zorn, wie Rache ihm nicht erlaubt waren, so war sein Herz dem Kummer noch mehr geöffnet. Er sprach deßhalb nicht, aber er starrte noch immer die Todten an, während große, unverhehlte Thränen über seine Wan-

gen flossen; Kummer und Niedergeschlagenheit sprachen sich so ergreifend in seinem ganzen Wesen aus, daß die Menge, im Anfange unwillig, jetzt Mitleid mit seiner Betrübniß fühlte. Endlich schien sich sein Geist zu fassen. Er wandte sich gegen Rienzi und sagte mit schwankender Stimme: „Tribun, ich tadle Euch nicht, auch klage ich Euch nicht an. Wenn Ihr hier zu rasch gewesen seid, so wird Gott Blut für Blut nehmen. Ich versuche keinen Kampf mit Euch — Ihr habt Recht, mein Eid verbietet es mir; und wenn Ihr gut regiert, so kann ich immer wieder mich erinnern, daß ich ein Römer bin. Aber — aber — seht diesen blutenden Leichnam — wir kommen nicht mehr zusammen! — Euere Schwester — Gott sei mit ihr! — zwischen ihr und mir liegt ein dunkler Abgrund!" Der junge Edelmann hielt, von seinen Gefühlen überwältigt, einige Augenblicke inne, und fuhr dann fort: „Diese Papiere entbinden mich meines Auftrages. Fahnenträger, legt das Banner der Republik nieder. Tribun, sprecht nicht — ich möchte ruhig bleiben — ruhig. Und so lebe denn wohl, Rom." Mit einem eiligen Blicke auf die Todten schwang er sich auf sein Roß und verschwand, von seinem Gefolge begleitet, durch den Bogen.

Der Tribun hatte keinen Versuch gemacht, ihn zurückzuhalten — ihn nicht unterbrochen. Er fühlte, daß der junge Edelmann gedacht — daß er gehandelt habe, wie es für ihn am passendsten war. Er folgte ihm mit den Augen.

„Und so," sagte er düster, „reißt mich das Schick-

sal von meinem edelsten Freunde und meinem getreuesten Rathgeber los — nie verlor Rom einen edleren Mann!"

Dies ist das ewige Schicksal in Zerrüttung verfallener Staaten. Der Vermittler zwischen Stand und Stand, — der wahrhaft Edle — der leidenschaftlose Patriot — der Erste im Handeln — der Tüchtigste in seinen Thaten — verschwindet dunkel von dem Schauplatze. Nur trotzigere und weniger gewissenhafte Geister treten an ihre Stelle, und kein neutrales, vereinigendes Glied bleibt zwischen Haß und Haß, — bis Erschöpfung, der Gräuel überdrüssig, dem Wahnsinn folgt, und der Despotismus willkommen geheißen wird in der Hoffnung, Ruhe durch ihn zu erhalten!

---

## Viertes Kapitel.

### Das hohle Fundament.

Der rasche und unruhige Gang der Staatsereignisse hat uns lange von der Schwester des Tribuns, der Verlobten Adrians, entfernt gehalten. Aber die lieblichen Gedanken und holden, wachen Träume dieses schönen, liebenden Mädchens, wenn auch für sie voll von einem alle Stürme und Gefahren des Ehrgeizes überragenden Interesse, können in der Erzählung nicht so leicht wiedergegeben werden: — ihre sanfte Eintönigkeit läßt sich mit wenigen Worten schildern. Sie kannte nur ein Bild, sie lebte nur einer Hoffnung. Zurückschaudernd vor dem Glanze

von dem Hofe ihres Bruders und verdunkelt, wenn sie sich einmal zwang, zu erscheinen, durch die gereiftere und strahlendere Schönheit, wie durch das allesbeherrschende Auftreten Nina's — erschienen ihr die Pracht und das Gewimmel als ein wesenloses Puppenspiel, vor dem sie sich zu des Lebens Wahrheit zurückzog, — zu den Hoffnungen und Betrachtungen ihres eigenen Herzens. Das arme Mädchen! mit all dem sanften und zarten Wesen ihres todten, und ganz ohne den ernsten Geist, den ausschweifenden Ehrgeiz, die das Auge ermüdende Prachtliebe und die Hitze ihres noch lebenden Bruders, — war sie nur wenig für die unruhige, aber glänzende Sphäre geeignet, in welche sie sich so plötzlich versetzt sah.

Bei all ihrer Liebe für Rienzi konnte sie eine gewisse Furcht nicht überwinden, die, vereint mit dem Unterschiede des Geschlechtes und Alters, es ihr unmöglich machte, sich ihm über den ihr am meisten am Herzen liegenden Gegenstand mitzutheilen.

Als Adrians Aufenthalt am neapolitanischen Hofe die vorausberechnete Zeit überschritt (denn an keinem Hofe bedurfte, da eben dessen Thron bestritten wurde, der Tribun eines edleren, einsichtsvolleren Vertreters, — und Intriguen und Gegenintriguen verzögerten seine Abreise von Woche zu Woche), wurde sie verdrießlich und unruhig. Wie so manche unthätige Zuschauer, welche selbst nicht beobachtet werden, blickte sie unwillkürlich in weitere Ferne, als der tiefere Verstand des Tribuns oder Nina's; und sie sah und hörte in Blicken und Flüstern, welche schärferen oder argwöhnischeren

Ohren und Augen nicht bemerkbar waren, das gefährliche Mißvergnügen der Adeligen. Ängstlich, ruhelos, verlangte sie nach Adrians Rückkehr, nicht nur aus eigennützigen Gründen, sondern aus wohlbegründeten Besorgnissen für ihren Bruder. In Adrian di Castello, einem Edelmanne und Vaterlandsfreunde, hatten beide Parteien einen Vermittler gefunden und das Bedürfniß seiner Gegenwart wuchs mit jedem Tage, bis endlich die Verschwörung der Barone ausgebrochen war. Von dieser Stunde an wagte sie kaum noch zu hoffen; ihr ruhiger Verstand, ungeblendet durch den hochvollendeten Geist, der, wie es nur zu oft geschieht, den Tribun die rauhen Wirklichkeiten in einem falschen und glänzenden Lichte sehen ließ, erkannte, daß der Rubikon überschritten war, und während aller nachfolgenden Ereignisse schwebten ihr immer nur zwei Bilder vor — Gefahr für ihren Bruder, Trennung von ihrem Verlobten.

Gegen Nina allein konnte sich ihr volles Herz aussprechen; denn Nina war bei aller Verschiedenheit des Charakters ein liebendes Weib. Dies vereinigte sie. In der früheren Zeit von Rienzi's Macht hatten sie viele ihrer glücklichsten Stunden, ferne von der glänzenden Welt, allein und unbeschränkt, in den Sommernächten, im Mondschein auf den Balkonen in jenem Austausch von Gedanken, Mitgefühl und Trost verlebt, der für zwei leidenschaftliche und arglose Frauen die anziehendste Beschäftigung, der wirksamste Trost ist. Aber in neuerer Zeit war dieser Verkehr häufig gestört worden. Von dem Morgen

an, wo die Barone begnadigt worden waren, bis zu dem, wo sie gegen Rom marschirten, war eine heftige Bewegung der anderen gefolgt. Jedes Gesicht, das Irene sah, war trübe und umwölkt — alle Heiterkeit war verbannt — geschäftige und ängstliche Räthe, oder bewaffnete Soldaten waren tagelang die einzigen Besucher des Palastes gewesen. Nur auf kurze Augenblicke hatte sich Rienzi sehen lassen; seine Stirne war in Sorgen gehüllt. Nina war liebreicher, zärtlicher gewesen als je, aber in ihren Liebkosungen schien ein trauriges, unheilverkündendes Mitleid zu liegen. Den Versuchen, Trost und Hoffnung einzuflößen, waren ein mattes Lächeln und abgebrochene Worte gefolgt, und Irene war durch das Vorgefühl ihres eigenen Herzens auf den Schlag vorbereitet — Sieg ward ihrem Bruder — sein Feind ward zermalmt — Rom war frei — aber das erlauchte Haus der Colonna hatte seine stattlichsten Stützen verloren, und Adrian war für immer für sie dahin! — Sie tadelte ihn nicht; sie konnte ihren Bruder nicht tadeln. Jeder hatte gehandelt; wie es seine besondere Stellung verlangte. Sie war das arme Opfer der Ereignisse und des Schicksals — die Iphigenia für die Winde, welche die Barke Roms in den Hafen führen, oder vielleicht in dem Abgrund begraben sollten. Sie war durch den Schlag betäubt; sie weinte nicht, sie beklagte sich nicht; sie beugte sich dem Sturme, der über sie hintobte, und er ging vorüber. Zwei Tage genoß sie weder Nahrung noch Schlaf; sie schloß sich ein; sie verlangte nur die Wohlthat der Einsam=

keit; aber am dritten Morgen erholte sie sich wie durch ein Wunder, denn am dritten Morgen wurde folgender Brief in den Palast gebracht:

„Irene — schon hast Du den tiefen Grund meines Kummers erfahren; Du fühlst, daß für einen Colonna Rom nicht länger eine Heimath, Roms Tribun nicht Bruder sein kann. Während ich diese Worte schreibe, hält mich nur die Ehre mit Mühe aufrecht; alle Hoffnungen, die ich mir gebildet, alle Aussichten, die ich mir ausgemalt, alle Liebe, die ich für Dich fühlte und noch fühle, stürmen auf mein Herz ein, und ich kann nur fühlen, daß ich unglücklich bin. Irene, Irene, Dein holdes Antlitz steigt vor mir auf und ich lese in diesen geliebten Augen, daß Du mir vergibst — daß Du mich verstehst, und so innig Du mich liebst, so weiß ich doch, Du wolltest lieber, ich wäre für Dich verloren, läge im Grab bei meinen Verwandten, als daß ich jetzt lebe, ein Vorwurf für meinen Stand, ein Abtrünniger meines Namens. Ach! warum wurde ich als ein Colonna geboren? Warum machte mich das Schicksal zu einem Edelmanne, während mich Natur und Umstände an das Volk fesselten? Liebe und Rache sind mir untersagt; alle meine Rache fällt auf Dich und mich. Angebetete! vielleicht sind wir für immer getrennt; aber bei all dem Glücke, das ich an Deiner Seite kennen lernte — bei all dem Entzücken, von dem ich träumte — bei der wonnigen Stunde, in der ich Dich zum erstenmale erblickte, als ich die Rückkehr der sanften Seele in Deinen Augen und Lippen sah — bei dem ersten erröthenden Ge=

ständnisse Deiner Liebe — bei unserem ersten Kusse — bei unserem letzten Lebewohl — schwöre ich, Dir treu zu sein auf ewig. Kein anderes soll je Dein Bild aus meinem Herzen verdrängen. Und jetzt, wo die Hoffnung verloren scheint, wird die Treue doppelt heilig, und Du, meine Schöne, willst Du meiner nicht gedenken? wirst Du nicht fühlen, daß wir gleichsam Verlobte des Himmels sind? Die Legenden des Nordens erzählen uns von dem Ritter, der, als er aus dem heiligen Lande zurückkehrte, seine Geliebte (welche ihn todt glaubte) als die Braut des Himmels fand und sich bei dem Kloster, in dem sie wohnte, eine Klause baute, und obgleich sie einander nie mehr sahen, waren doch ihre Seelen getreu bis in den Tod. Laß uns, Irene, auch so unsere Treue bewahren — todt für alles Übrige — verlobt in der Erinnerung — um oben vermählt zu werden! Und doch, doch ehe ich schließe, dämmert mir noch eine Hoffnung. Die Laufbahn Deines Bruders, glänzend und erhaben, könnte doch nur sein, wie eine Sternschnuppe; sollte Finsterniß sie verschlingen, sollte seine Macht aufhören, sollte sein Thron zusammenstürzen und Rom seinen Tribun nicht mehr anerkennen, solltest Du in dem Richter und Verderber meines Hauses nicht länger einen Bruder haben, solltest Du aus Pomp und Glanz herabgestürzt werden; solltest Du ohne Freunde, ohne Verwandte allein stehen — dann kann ich ohne einen Makel für meine Ehre, ohne die gehässige Schmach, Macht und Glück aus Händen zu empfangen, die von dem Blute meines Geschlechtes geröthet sind, Dich

mein eigen nennen. Die Ehre hört auf, zu gebieten, wenn Du aufhörst, groß zu sein. Ich darf diesem Traume nicht zu innig nachhängen, vielleicht ist es eine Sünde gegen uns Beide. Aber andeuten mußte ich dies, damit Du Deinen Adrian ganz, in all seiner Schwäche, wie in seiner Stärke kennst. Meine Geliebte, meine Ewiggeliebte, die ich nur um so inniger liebe, als diese Liebe ohne Hoffnung ist, lebe wohl! Mögen Engel Deinen Kummer heilen und mich vor Sünde bewahren, daß wir in einem andern Leben uns wenigstens wiederfinden!"

„Er liebt mich — er liebt mich noch immer!" sagte das Mädchen endlich weinend; „und ich bin wieder selig!"

Diesen Brief auf dem Herzen, erholte sie sich äußerlich von ihrer Bekümmerniß; sie begegnete ihrem Bruder mit einem Lächeln und Nina mit Umarmungen, und wenn sie sich noch abhärmte und abgrämte, so war es durch jene „Verheimlichung," welche „der Wurm in der Knospe" ist.

Indessen trat nach dem ersten Siegesjubel in Rom Wehklagen an die Stelle der Freude; das Blutbad war so ungeheuer gewesen, daß der Kummer der Einzelnen auch bedeutend genug war, den öffentlichen Triumph ganz zu verschlingen, und viele von den Trauernden tadelten ihren Vertheidiger sogar wegen des Unheils, das er angerichtet, „Roma fu terribilmente vedovata." Die zahllosen Leichenbegängnisse ergriffen den Tribun tief, und in gleichem Verhältnisse mit seinem Mitleid für das Volk wuchs auch

seine ernste Entrüstung gegen die Barone. Wie alle Menschen, welche hinsichtlich der Religion fest, leidenschaftlich und eifrig sind, war auch der Tribun nicht sehr duldsam gegen Verbrechen, welche jener zu nahe traten. Meineid war in seinen Augen das niederträchtigste und unversöhnlichste Vergehen, und die erschlagenen Barone waren zweimal meineidig gewesen; in der Bitterkeit seines Grimmes verbot er ihren Familien einige Tage, ihre Leichname zu begraben und zu beklagen, und nur insgeheim und still erlaubte er, daß sie in den Grüften ihrer Ahnen beigesetzt wurden: ein Übermaß von Rachsucht, das seine Lorbeeren befleckte, aber ganz zu dem strengen Patriotismus seines Charakters paßte. Ungeduldig, zu beendigen, was er angefangen hatte, begierig, auf einmal nach Marino zu marschiren, wo die Empörer ihre zerstreuten Kräfte sammelten, berief er seinen Rath zusammen und stellte ihm als Folge des gewissen Sieges vollkommene Wiederherstellung des Friedens vor. Aber man war den Söldnern den Sold schuldig, schon murrten sie, der Schatz war erschöpft, er mußte durch Erhebung einer neuen Steuer gefüllt werden.

Unter den Räthen waren einige, deren Familien empfindlich in der Schlacht gelitten hatten — diese liehen den Vorschlägen zu Fortsetzung des Kampfes laue Aufmerksamkeit. Andere, unter ihnen Pandulpho, furchtsam, aber gutgesinnt und wohl wissend, daß Schmerz und Schrecken ihres eigenen Triumphes eine Reaktion unter dem Volke hervorgebracht hatten, erklärten, daß sie es nicht wagen, eine neue Steuer

vorzuschlagen. Eine dritte Partei, an ihrer Spitze Baroncelli — ein Demagog von grundsatzlosem Ehrgeize — der aber dadurch, daß er den schlimmsten Leidenschaften des Pöbels fröhnte, durch eine plumpe Rohheit seines Wesens, das ihnen gefiel — und durch das Vorwärtsstreben, das wir heute „Bewegung“ nennen, und das oft dem heftigsten Narren einen Vortheil über den klügsten Staatsmann gibt, im Stillen einen großen Einfluß bei den niederen Volksklassen errungen hatte — bildete eine keckere Opposition. Sie erdreisteten sich sogar, den stolzen Tribun wegen seines übermäßigen Aufwandes zu tadeln, den sie zuerst selbst angerathen hatten — und deuteten halb auf unrechte, verrätherische Beweggründe hin, die ihn zu Freisprechung der Barone nach der Anklage Rudolphs bewogen hatten. In dem Parlamente selbst, das der Tribun zum Schutze der Freiheit wieder belebt und eingesetzt hatte — fiel man von der Freiheit ab. Seine feurige Beredsamkeit wurde mit düsterem Schweigen aufgenommen und endlich waren die Stimmen gegen sein Ansinnen hinsichtlich einer neuen Auflage und des Marsches nach Marino. Rienzi hob eilig und unordentlich die Versammlung auf. Als er den Saal verließ, wurde ihm ein Brief übergeben; er las ihn und war einige Augenblicke wie vom Donner gerührt. Dann berief er den Anführer seiner Wachen und befahl, daß ein Zug von fünfzig Reitern sich für seine Befehle bereit halten solle; hierauf begab er sich auf Nina's Zimmer, fand sie allein und blickte sie, ihr gegenüberstehend, einige Augenblicke so aufmerksam an,

daß ihr, die vor Furcht schauderte, die Sprache versagte. Endlich sagte er rasch: „Wir müssen uns trennen."

„Trennen!"

„Ja, Nina — Deine Begleitung rüstet sich; Du hast Verwandte, ich habe Freunde in Florenz. Florenz muß Dein Aufenthalt werden."

„Cola, — —"

„Sieh mich nicht so an. — In Macht, in Rang und Sicherheit warst Du meine Zierde und Rathgeberin. Jetzt hinderst Du mich nur. Und —"

„O, Cola, sprich nicht so! Was hat sich geändert? Sei nicht so kalt — runzle die Stirne nicht — wende Dich nicht hinweg. Bin ich Dir nicht mehr, als die Gefährtin fröhlicher Stunden — das Spielzeug Deiner Liebe? Bin ich nicht Dein Weib, Cola — nicht Deine Geliebte?"

„Zu theuer — zu theuer mir," stammelte der Tribun; „bist Du an meiner Seite, so bin ich nur halb ein Römer. Nina, die niedrigen Sklaven, die ich frei gemacht, verlassen mich. — Jetzt, gerade in der Stunde, wo ich für immer alle Hindernisse der Wiedergeburt Roms hätte hinwegräumen können — jetzt, wo ein Sieg die Bahn zu vollständigem Erfolge ebnet — verläßt mich plötzlich mein Glück mitten in den Wogen! Es ist jetzt größere Gefahr vorhanden, als nur die Wuth der Barone — die Barone sind geflohen; das Volk ist es, das an Rom und mir zum Verräther wird."

„Und möchtest Du, daß auch ich unter den Verräthern sei? Nein, Cola, selbst im Tode wird Nina

Dir zur Seite bleiben. Leben und Ehre sind ein Abglanz nur von Dir, und der Schlag, der das Wesen tödtet, soll auch den armen Schatten vernichten. Ich will mich nicht von Dir trennen."

„Nina," sagte der Tribun, mit heftiger, krampfhafter Bewegung kämpfend — „es kann vielleicht buchstäblich wahr werden, was Du von dem Tode sprichst. — Gehe! verlasse einen Mann, der weder Dich, noch Rom länger mehr schützen kann!"

„Nie — nie."

„Du bist entschlossen?"

„Ich bin es."

„Sei es denn, sagte der Tribun im Tone tiefer Trauer. Bereite Dich für das Schlimmste."

„Bei Dir, Cola, gibt es kein Schlimmstes!"

„Komme in meine Arme, tapferes Weib; Deine Worte beschämen meine Schwäche. Aber meine Schwester! — wenn ich falle, Nina, wirst Du mich nicht überleben — damit Deine Schönheit eine Beute werde für das wollüstigste Herz und den kräftigsten Arm. Auf den Trümmern der Freiheit Roms werden wir unser gemeinschaftliches Grab finden. Aber Irene ist schwächerer Natur; das arme Kind, ich habe ihr den Geliebten geraubt, und jetzt — —"

„Du hast Recht; lasse Irenen reisen. Und wir dürften ihr in der That den wahren Grund ihrer Entfernung verhehlen. Veränderung des Aufenthaltes wäre das Beste für ihren Kummer und unter allen Umständen schicklich gegenüber von den Neugierigen. Ich will sie aufsuchen und vorbereiten."

„Thue das, süßes Herz. Ich wäre gerne einen Augenblick mit meinen Gedanken allein. Aber bedenke, daß sie noch heute reisen muß — unser Sand läuft schwach."

Als sich die Thüre hinter Nina schloß, nahm der Tribun den Brief hervor und las ihn noch einmal aufmerksam. „So, der Legat des Papstes verließ Sienna: — ersuchte diese Republik, ihre Hülfstruppen von Rom zurückzuziehen — erklärte mich für einen Rebellen und Ketzer; — begab sich dann nach Marino; — steht jetzt in Berathung mit den Baronen. Wie, so haben mich also meine Träume belogen — falsch, wie die wachen Bilder, welche bei Tag schmeicheln und täuschen? In solcher Gefahr sollte das Volk mir und sich selbst untreu werden? Heerschaar der Heiligen und Märtyrer, Schatten der Helden und Patrioten, habt ihr für immer eure alte Heimath verlassen? Nein, nein, ich wurde nicht erhoben, um so zu enden; noch will ich sie besiegen — und meinen Namen Rom als ein Vermächtniß hinterlassen; eine Warnung für den Unterdrücker — ein Beispiel für den Freien!"

---

## Fünftes Kapitel.

### Das Gebäude droht den Einsturz.

Die Gewandtheit Nina's hatte Irene glauben gemacht, es wolle die zarte Aufmerksamkeit ihres Bruders sie nur von einem Schauplatze entfernen,

der ihr durch ihre eigenen Gedanken verbittert würde und wo die allgemein verbreitete Kunde ihres Verhältnisses zu Adrian sie allen möglichen Kränkungen und Verlegenheiten aussetzte, weßhalb ihr Besuch in Florenz vorgeschlagen worden sei. Daß es damit so rasch gehen sollte, wurde mit der Gelegenheit einer unerwarteten Sendung nach Florenz (um ein Darlehn an Waffen und Geld) erklärt, die ihr eine sichere und ehrenvolle Begleitung gewährte. — Geduldig ergab sie sich in das, was sie selbst für eine Erleichterung ansah; und es wurde bestimmt, sie sollte einige Zeit der Gast einer Verwandten Nina's, der Abtissin eines der reichsten florentinischen Klöster, sein — der Gedanke an die klösterliche Abgeschiedenheit war dem wunden Herzen, wie dem ermüdeten Geiste willkommen.

Aber obwohl nicht von der nahen Gefahr Rienzi's unterrichtet, erwiderte sie doch mit tiefer Betrübniß und düsteren Ahnungen seine Umarmung und seinen Abschiedssegen, und als sie sich endlich allein in ihrer Sänfte außerhalb der Thore Roms sah, bereute sie eine Reise, welcher die Wahrscheinlichkeit von Gefahr den Anschein der Flucht gab.

Während der sich neigende Tag die Sänfte und ihre Begleitung in Schatten hüllte, nehmen stürmischere Personen des Drama's unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Kaufleute und Handwerker Roms hielten damals, und besonders während der demokratischen Regierung Rienzi's, wöchentliche Zusammenkünfte in jedem der dreizehn Stadtbezirke. Und in der demokratischsten derselben war Cecco del Vecchio

Wortführer und Orakel. In dieser Versammlung, in welcher der Schmied präsidirte, konnte man das Getöse vernehmen, das einem Erdbeben vorangeht.

„So," rief einer von der Gesellschaft — Luigi, der treffliche Fleischer, — „sie sagen, er wolle uns eine neue Steuer auflegen; das ist der Grund, warum er heute die Rathsversammlung aufhob; weil die guten Männer redlich waren und Mitleid hatten mit dem Volke; es ist eine Schande und eine Sünde, daß der Schatz leer sein soll!"

„Ich habe es ihm gesagt," rief der Schmied, „er solle sich hüten, das Volk zu besteuern. Arme Leute wollen nicht besteuert sein. Folgt er aber meinem Rathe nicht, so hat er sich die Folgen selbst zuzuschreiben — das Pferd rennt ihm davon und der Strick bleibt ihm in der Hand."

„Behaltet Euren Rath für Euch, Cecco! Ich stehe dafür, sein Magen ist jetzt dafür zu delikat. Ist er doch so stolz geworden, wie der Papst."

„Bei alle dem ist er doch ein großer Mann," sagte einer der Anwesenden. „Er gab uns Gesetze — er säuberte die Campagna von Räubern — füllte die Straßen mit Kaufleuten und die Läden mit Waaren — schlug die trotzigsten Herren und die kühnsten Soldaten Italiens — —"

„Und will jetzt das Volk besteuern! — das ist der ganze Dank dafür, daß wir ihm geholfen haben," sagte der knurrende Cecco. „Was wäre er ohne uns gewesen? — wir, die wir ihn zu Etwas machen, können ihn auch zu Nichts machen."

„Aber," fuhr der Vertheidiger fort, als er sich unterstützt sah — „er besteuert uns ja aber nur um unserer eigenen Freiheit willen."

„Wer greift die jetzt an?" fragte der Fleischer.

„Nun, die Barone sammeln in Marino täglich neue Streitkräfte."

„Marino ist nicht Rom," sagte der Fleischer Luigi. Warten wir, bis sie wieder an unsere Thore kommen — wir wissen sie schon zu empfangen. Ob ich gleich, was das betrifft, glaube, wir haben des Fechtens genug gehabt — meine beiden armen Brüder bekamen jeder einen Stich zu viel. Warum will der Tribun, wenn er ein großer Mann i st, uns nicht Frieden gönnen? Alles, was wir jetzt bedürfen, ist Ruhe."

„Ach!" sagte ein Pferdegeschirrverkäufer; „laßt es ihn mit den Baronen ausmachen. Sie waren trotz Allem gute Kunden."

„Ich für meinen Theil," sagte ein lustig dreinsehender Bursche, der in schlechten Zeiten ein Todtengräber gewesen war und jetzt einen Laden mit Waaren für Lebendige eröffnet hatte, „könnte ihm Alles vergeben, nur das Bad in dem heiligen Porphyrgefäße nicht."

„Ja, das war ein schlechter Spaß," sagten Einige mit Kopfschütteln.

„Und die Annahme der Ritterwürde war ein albernes Schaustück, außer dem Weine, der aus des Pferdes Nüstern floß, — d a s hatte noch einigen Sinn."

„Meine Herren,“ sagte Cecco, „die Thorheit war, daß er die Barone nicht um einen Kopf kürzer machte, wo er sie doch alle im Netze hatte; so sagt auch Messere Baroncelli. (Ach, Baroncelli ist ein ehrenwerther Mann, der nicht bei halben Maßregeln stehen bleibt!) Es war eine Art Verrath an dem Volke, daß er es nicht that. Dann hätten wir nicht so manchen hübschen Burschen am Thore St. Lorenzo verloren.“

„Wahr, wahr, es war eine Schande; Einige sagen, die Barone haben ihn bestochen.“

„Und dann,“ sagte ein Anderer, „die armen Herren Colonna — Sohn und Vater — sie waren die Besten von der Familie, den Castello ausgenommen. Ich gestehe, sie dauerten mich.“

„Aber um auf den Hauptpunkt zu kommen,“ sagte Einer aus der Versammlung, und zwar der Reichste von Allen; „die Steuer ist die Hauptsache. — Die Undankbarkeit, uns zu besteuern! — Er soll es nur wagen!“

„O, er wagt es nicht, denn ich höre, der Papst sträube sich sehr; so kann er sich dann nur noch auf uns verlassen!“

Die Thüre wurde aufgerissen — herein stürzte ein Mann mit offenem Munde: „Meine Herren, meine Herren, der Legat des Papstes ist in Rom angekommen und hat nach dem Tribun gesandt, der ihn so eben verließ.“

Ehe die, welche ihn gehört, sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, rief das Schmettern der Trompeten sie hinaus; sie sahen Rienzi mit seinem ge-

wöhnlichen Gefolge und in seiner stattlichen Tracht vorüberreiten. Schon fing es an zu dämmern, und Fackelträger zogen ihm voran. Auf seinem Antlitz lag tiefe Ruhe, aber es war nicht die Ruhe der Zufriedenheit. Er zog vorüber und verlassen waren wieder die Straßen. Schweigend erreichte Rienzi inzwischen das Capitol und stieg zu den Gemächern des Palastes hinan, wo Nina blaß und athemlos seiner Rückkehr harrte.

„Gut, gut, Du lächelst! — Nein, es ist das fürchterliche Lächeln, schlimmer als Grollen. Sprich, Geliebter, sprich! Was sagte der Cardinal?"

„Wenig, was Du gerne hören wirst. Zuerst sprach er erhaben und feierlich von dem Verbrechen, die Römer für frei zu erklären; hernach von dem Verrathe, zu behaupten, die Wahl des Königes von Rom stehe den Römern zu."

„Nun — Deine Antwort?"

„War die, welche dem Tribunen Roms geziemte; ich behauptete jedes Recht und bewies es. Dann ging der Cardinal zu anderen Beschuldigungen über."

„Wozu?"

„Das Blut der Barone bei St. Lorenzo — Blut das nur zu unserer Vertheidigung gegen meineidige Angreifer vergossen wurde; dies ist eigentlich das Hauptverbrechen. Die Colonna besitzen das Ohr des Papstes. Sodann die Entheiligung — ja, die Entheiligung (lache nur, Nina, lache!), daß ich in einem Porphyrgefäße gebadet, das Constantin, als er noch Heide war, gebrauchte."

„Ist es möglich! Was sagtest Du?“

„Ich lachte. Cardinal, sagte ich, was für einen Heiden nicht zu gut war, ist auch für einen katholischen Christen nicht zu gut! Und wirklich, der sauere Franzose sah aus, als ob ich ihn gut getroffen hätte.

„Als er zu Ende war, fragte ich ihn dann: ist ein Beweis gegen mich geführt, daß ich auf meinem Richterstuhle Jemand Unrecht gethan habe? — Er schwieg. Hat man gesagt, daß ich ein Gesetz des Staates verletzt habe? — Er schwieg. — Flüstert man nur, daß der Handel nicht blühe — daß man des Lebens nicht sicher ist — daß der römische Namen im Ausland oder zu Hause nicht geachtet ist, und zwar dergestalt, daß keine frühere Zeit damit verglichen werden kann? — Er schwieg. Dann, sagte ich, Herr Cardinal, erwarte ich Deinen Dank, nicht Deinen Tadel. Der Franzose blickte dahin und blickte dorthin, zitterte und bebte und sprach dann: „„Ich habe von Seiten des Papstes Dir nur einen Auftrag zu überbringen — verzichte mit einemmale auf Deine Würde als Tribun, oder die Kirche schleudert ihren feierlichen Fluch auf Dich!““

„Wie — was!“ sagte Nina heftig erbleichend; „was erwartet Dich?“

„Excommunication!“

Dieser schreckliche Urtheilsspruch, durch den die geistlichen Waffen so oft den kühnsten Feind gebeugt hatten, scholl zu Nina's Ohr, wie eine Todtenglocke. Sie bedeckte ihr Antlitz mit den Händen. Rienzi ging mit raschen Schritten in dem Zimmer auf und ab.

„Den Fluch!“ murmelte er; „den Fluch der Kirche — mir — mir!“

„O, Cola! suchtest Du nicht zu begütigen diesen strengen — —“

„Begütigen! Tod und Schande! Begütigen! Cardinal, sagte ich, und ich fühlte, wie seine Seele bei meinem Anblicke zitterte, von dem Volke habe ich meine Macht empfangen — dem Volke nur gebe ich sie zurück. Was meine Seele betrifft, so können Menschenworte sie nicht verderben. Du, hochmüthiger Priester, Du selbst bist der Verfluchte, wenn Du, Puppe und Werkzeug niedriger Cabalen und verbannter Tyrannen, nur ein Wort im Namen des Herrn der Gerechtigkeit zu sprechen wagst für die Sache der Unterdrücker und gegen die Rechte der Unterdrückten. Hiemit verließ ich ihn und jetzt — —“

„Ja, jetzt — was wird jetzt erfolgen? Excommunication! Dazu noch in der Hauptstadt der Kirche — der Aberglaube des Volkes! O, Cola!“

„Wenn,“ murmelte Rienzi, „mein Gewissen mich nur eines Verbrechens überwiese — wenn ich meine Hände mit dem Blute eines Gerechten befleckt — wenn ich ein Gesetz nicht geachtet, daß ich selbst gegeben — wenn ich Geschenke angenommen, oder den Armen Unrecht gethan, die Waisen verachtet, oder mein Herz den Wittwen verschlossen hätte — dann, dann — aber nein! Herr, Du wirst mich nicht verlassen!“

„Aber die Menschen vielleicht!“ dachte Nina traurig, als sie bemerkte, daß einer von Rienzi's

düstern Anfällen fanatischer und mystischer Träumerei über ihn kam — Anfälle, bei welchen er kein menschliches Auge, selbst Nina's nicht duldete, wenn sie ganz zum Ausbruche kamen. Und er verließ jetzt wirklich, nach dem einen kurzen, murmelnden Selbstgespräche, während dessen sein Antlitz so in Bewegung war, daß die Adern an seinen Schläfen wie Stricke anliefen, plötzlich das Zimmer und suchte die Privatkapelle, welche an sein Gemach stieß. Über die Gefühle, denen er dort Raum gab, wollen wir einen Schleier werfen. Wer könnte die peinlichen, geheimnißvollen Augenblicke beschreiben, wo der Mann mit all seinen feurigen Leidenschaften, stürmischen Gedanken, wilden Hoffnungen und kleinmüthigen Besorgnissen in der Einsamkeit das Ohr seines Schöpfers aufsucht?

Lange nach dem vorigen Gespräche mit Nina, nachdem längst die Mitternachtsglocke geläutet hatte, stand Rienzi allein auf einem der Balkone seines Palastes, um in dem Sternenlichte die Fieberglut zu kühlen, die noch in seinem erschöpften Körper wüthete. Die Nacht war ausnehmend ruhig, die Luft klar, aber kalt, denn es war war December. Er blickte aufmerksam empor nach den feierlichen Himmelskörpern, denen unsere schwärmerische Leichtgläubigkeit Vorherverkündung unseres Schicksales zuschrieb.

„Eitle Wissenschaft!“ dachte der Tribun, „und trübsinnige Einbildung, daß des Menschen Schicksal von dem Augenblicke seiner Geburt an vorherbestimmt — unwiderruflich — unabänderlich sein soll! Doch, wäre dieser Traum nicht grundlos, so möchte ich

gerne wissen, welches von jenen glänzenden Lichtern mein Geburtsstern ist, — welcher meine Laufbahn im Leben und das Andenken, das ich im Tode hinter mir lasse, abbildet und wiederstrahlt.“ Wie ihn dieser Gedanke durchfuhr und sein Blick noch immer nach oben gerichtet war, sah er, als würde er plötzlich deutlicher, als die ihn umgebenden Gestirne, den raschen, feurigen Kometen, der im Winter 1347 den Aberglauben Derjenigen in Schrecken setzte, welche in dem Fremdling des Himmels die Vorbedeutung von Unheil und Elend erblickten. Er fuhr zurück, als er denselben ansichtig wurde und murmelte bei sich selbst: „Ist dies wirklich mein Vorbild! oder, wenn die mährchenhafte Wissenschaft Recht hat, und diese seltsamen Lichtkörper den Ruin von Nationen, den Sturz von Regenten bedeuten, verkündigt er mein Schicksal? Ich will nicht mehr daran denken.“ * Als er den Blick senkte, fiel er auf den colossalen Basaltlöwen auf dem Platze unten, das Sternenlicht übergoß seine graue, erhabene Gestalt mit einem geisterhaften, weißen Schimmer, und da erkannte er zwei Gestalten in schwarzen Röcken bei dem Gestelle, auf dem die Bildsäule ruhte, offenbar mit etwas beschäftigt, dessen Zweck er nicht errathen konnte. Ein Schauder lief durch seine Adern, denn er hatte sich nie der unbestimmten Idee begeben

* Ach! wenn bei den Römern dieser Komet mit dem Falle Rienzi's zusammentraf, so war er für das übrige Europa mit dem weit größeren Unheil, der großen Pest, begleitet, welche bald darauf ausbrach.

können, daß zwischen seinem Schicksal und dieser schauderhaften Reliquie eine gewisse feierliche, unauflösliche Verbindung stattfinden. Etwas erleichtert, hörte er, wie seine Schildwache die Fremden anrief; und als sie in das Licht vorkamen, bemerkte er, daß sie Mönchskleider trugen.

„Belästige uns nicht, Sohn," sagte einer von ihnen zu der Schildwache. „Auf Befehl des Legaten des heiligen Vaters heften wir an dieses öffentliche Denkmal der Gerechtigkeit und des Grimmes die Bannbulle gegen einen Ketzer und Rebellen. Wehe dem von der Kirche Verfluchten!"

---

## Sechstes Kapitel.

### Der Fall des Tempels.

Es war ein Donnerschlag an einem heitern Tage — der Sturz des Tribuns von dem Zenith seiner Macht, während der Erniedrigung seiner Feinde, wo er mit einer Handvoll tapferer Römer — entschlossen, frei zu werden, — für immer die der römischen Freiheit widerstreitende Macht hätte zermalmen, die Rechte seines Vaterlandes sicher stellen und das Maß seines eigenen Ruhmes voll machen können. Ein solcher Sturz war offenbar ein Hohn des Schicksals, das ihn durch Unfälle führte, um ihn an dem sonnenhellen Mittag seines Glückes zu verlassen.

Am nächsten Morgen war keine Seele in den Straßen zu sehen; die Läden waren geschlossen —

die Kirchen ebenfalls; die Stadt war wie unter dem Interdikt. Der schreckliche Fluch der päpstlichen Excommunication gegen die höchste obrigkeitliche Person der päpstlichen Stadt schien alle Lebensadern zu erstarren. Der Legat selbst gab sich den Anschein, als fürchte er für sein Leben und war nach Monte Fiascone geflohen, wo unmittelbar nach Bekanntmachung des Ediktes die Barone zu ihm stießen. Der Fluch wirkte am Besten in der Abwesenheit des Überbringers.

Gegen Abend konnte man einige wenige Personen über den großen Platz vor dem Capitol gehen sehen, die sich, sobald sie die an dem Löwen angeschlagene Bulle bemerkten, bekreuzten und in den Thoren des großen Palastes verschwanden. Nach und nach sammelten sich einige ängstliche Gruppen in den Straßen, zerstreuten sich aber bald wieder. Es war eine Lähmung alles Verkehrs, aller Gemeinschaft. Dieser geistlichen, unbewaffneten Macht, die wie die unsichtbare Hand Gottes den Marktplatz verödete und das gekrönte Haupt beugte, konnte keine physische Gewalt trotzen oder sich widersetzen. Dennoch drang sich inmitten des allgemeinen Entsetzens eine Überzeugung der Menge auf — um ihretwillen wurde ihr Tribun mitten in seiner Herrlichkeit so vernichtet! Die Worte der gegen ihn geschleuderten, an Mauern und Säulen angeschlagenen Bulle zählten seine Vergehen auf: — Empörung in der Behauptung der Freiheit Roms — Ketzerei, weil er die kirchlichen Mißbräuche läuterte; — und, um dem Übrigen als elender Deckmantel zu dienen, war es Entweihung, daß

er in dem-Porphyrgefäße Constantins gebadet hatte. Sie wurden überzeugt; sie seufzten — sie schauderten — und in seinem ungeheuren Palaste blieb außer einigen wenigen getreuen und ergebenen Herzen der Tribun allein!

Die tüchtigsten seiner toskanischen Soldaten hatten Irene begleitet. Der Rest seiner Macht war die besoldete, aus Bürgern bestehende römische Miliz, die, längst mißvergnügt über das Ausbleiben ihrer Löhnung, jetzt die Excommunication als Vorwand ergriffen, um unthätig, aber grollend in ihren Wohnungen zu bleiben.

Am dritten Tage unterbrach ein neuer Vorfall die todtenähnliche Lähmung der Stadt; einhundert und fünfzig Söldner, unter dem Befehle Pepin's von Minorbo, eines Neapolitaners, halb Edelmann, halb Bandit (eine Kreatur Montreal's), zogen in die Stadt, besetzten die Feste der Colonna und sandten einen Herold durch die Straßen, der im Namen des Cardinal-Legaten den Preis von zehntausend Gulden auf den Kopf Cola's di Rienzi ausrief.

Da ertönte hell und feierlich, wie früher, die große Glocke des Capitols — das Volk, verdrossen, entmuthigt, geschreckt durch die geistliche Furcht vor der päpstlichen Gewalt (die bei solchen Veranlassungen seit der Verlegung des heiligen Stuhles nur um so größer erschien) kam unbewaffnet zum Capitol, und hier stand bei dem Platze des Löwen der Tribun. Seine Knappen hielten unten an der Treppe sein Schlachtroß, seinen Helm und dieselbe Streitaxt,

welche in dem Vordertreffen der siegreichen Schlacht geglänzt hatte.

Neben ihm standen einige seiner Wachen, seine Begleiter und zwei oder drei der angeseheneren Bürger.

Aufrecht und mit entblößtem Haupte stand er da und sah auf die beschämte, unbewaffnete Menge mit einem Blicke bitterer Verachtung, in den sich tiefes Mitleid mischte; und als die Glocke zu läuten aufhörte und das Gedränge schweigend horchte, sprach er also: „So kommt Ihr denn noch einmal! Kommt Ihr als Sklaven, oder freie Männer? Eine Handvoll Bewaffnetar sind in Eueren Mauern; wollt Ihr, die Ihr die stolzesten Ritter, die geübten Kämpfer Roms von Eueren Thoren verjagtet, jetzt hundert und fünfzig fremden Miethlingen erliegen? Wollt Ihr Euch waffnen für Euren Tribun? Ihr schweigt! — Sei es so. Wollt Ihr Euch für Eure eigene Freiheit — für Euer Rom waffnen? Noch immer still! Bei den Heiligen, die auf dem Throne der heidnischen Götter herrschen! seid Ihr so tief von Eurem angeborenen Rechte gefallen? Habt Ihr keine Waffen für Euere eigene Vertheidigung? Römer, hört mich! Habe ich Euch Unrecht gethan? — wenn dies der Fall ist, so laßt mich durch Eure Hand sterben, und dann geht mit den von meinem Blute noch rauchenden Dolchen dem Räuber entgegen, der nur der Herold Eurer Sklaverei ist — so sterbe ich geehrt, dankbar und gerächt. Ihr weint! Großer Gott, Ihr weint! Ja, und auch ich könnte weinen — daß ich es erleben muß, vergebens zu Römern

von Freiheit zu sprechen. — Weinen! ist dies die Stunde für Thränen? Weinet jetzt, so werden Eure Thränen zu künftigen Ernten von Verbrechen, Zügellosigkeit und Despotismus reifen! Römer, waffnet Euch! folgt mir auf den Platz Colonna; vertreibt diesen Schurken — verjagt Eure Feinde (gleichviel, was Ihr nachher mit mir beginnt);“ er hielt inne; seine Worte vermochten keinen Eifer zu entflammen — „oder,“ fuhr er fort, „ich überlasse Euch Eurem Schicksale.“ Da entstand ein langes, leises, allgemeines Gemurmel; endlich bekam es die Gestalt der Sprache, und viele Stimmen riefen zugleich: „Die Bulle des Papstes! — Du bist ein Mann des Fluches!“

„Wie!“ rief der Tribun; „und Ihr verlaßt mich, um Derentwillen allein die Menschen es wagen, den Donner ihres Gottes gegen mich zu schleudern? Wurde ich nicht um Euretwillen für einen Ketzer und Rebellen erklärt? Was sind die Verbrechen, die man mir schuld gibt? Daß ich Rom frei gemacht und behauptet habe, Italien müsse es werden; daß ich die stolzen Magnaten beugte, die eine Geißel waren für das Volk, wie für den Papst. Und Ihr, Ihr werft mir vor, was ich für Euch gewagt und gethan habe! Männer, mit Euch hätte ich gefochten, für Euch hätte ich dem Tode mich geweiht. Ihr verlaßt Euch selbst, indem Ihr mich verlaßt, und da ich nicht mehr über tapfere Männer gebieten kann, so trete ich meine Macht dem Tyrannen ab, den Ihr vorzieht. Sieben Monate habe ich Euch regiert, glücklich im Handel, fleckenlos in der Gerechtigkeit

— siegreich in der Schlacht: — ich habe Euch gezeigt, was Rom sein kann; und wenn ich die Regierung, die Ihr mir übertruget, niederlege, wenn ich weg bin, so kämpft für Eure Freiheit! Gleichviel, wer an der Spitze eines tapferen und großen Volkes steht. Zeiget, daß Rom viele Rienzi, aber mit besserem Glücke hat."

„Ich wollte, er hätte uns nicht zu besteuern beabsichtigt," sagte Cecco del Vecchio, die wahre Personifikation der gemeinen Gesinnung, „und hätte die Barone enthauptet!"

„Ja!" rief der Ertodtengräber; „aber das geweihte Porphyrgefäß!"

„Und warum sollen wir uns die Kehlen abschneiden lassen," sagte der Fleischer Luigi, „wie meine zwei Brüder? — Gott habe sie selig!"

Auf den Gesichtern der ganzen Menge lag der Ausdruck von Unentschlossenheit und Schamgefühl; viele weinten und seufzten, Keiner (außer den oben genannten Mißvergnügten) erhob eine Anklage; Niemand tadelte, aber Niemand auch schien geneigt, zu den Waffen zu greifen. Es war einer der unentschiedenen panischen Schrecken, der seltsamen Anfälle von Gleichgültigkeit und Lethargie, welche oft ein Volk ergreifen, das die Freiheit zur Sache des Antriebes und der Laune macht, für das sie nur ein Zauberwort geworden ist und das nicht lange alle ihre vernünftigen, gesunden, nützlichen und segensreichen Früchte genoß, welches die Stürme erschrecken, die seine Dämmerung verkünden — ein Volk, wie es im

Süden gewöhnlich ist und wie es auch der Norden kennen gelernt hat, wie selbst England, hätte Cromwell ein Jahr länger gelebt, es gesehen haben würde; und in der That erlebte England gewissermaßen ein solches Umschlagen des volksthümlichen Enthusiasmus zur Gleichgültigkeit, als seine Kinder toll die Früchte eines blutigen Krieges ohne Vorbehalt, ohne Vorsicht dem ausschweifenden Pensionär Ludwigs, dem königlichen Mörder Sidney's, übergaben. Einer solchen Niedergeschlagenheit der Seele, einer solchen Verblendung des Verstandes wird selbst das edelste Volk ausgesetzt sein, wenn die Freiheit, die das Erzeugniß von Menschenaltern sein und ihre Wurzeln über die Schichten von tausend Angewöhnungen erstrecken sollte, sich wie die exotische Pflanze einer Stunde erhebt und (wie der Baum und die Dryade der alten Fabel) mit dem Geiste des Einzelnen, der sie beschützt, blüht und verwelkt.

„O, Himmel, daß ich ein Mann wäre!“ rief Angelo aus, der hinter Rienzi stand.

„Hört ihn, hört den Knaben,“ rief der Tribun; „aus dem Munde der Kinder spricht Weisheit! Er wünscht, daß er ein Mann sei wie Ihr, um handeln zu können, wie Ihr handeln solltet. Merket auf — ich reite mit diesen wenigen Getreuen durch das Quartier der Colonna, vor die Feste Eures Freundes. Dreimal sollen dort meine Trompeten ertönen; wenn Ihr beim drittenmal nicht kommt, bewaffnet, wie es Euch geziemt — ich sage nicht Alle, nur drei, nur zwei, nur ein Hundert von Euch — so zerbreche ich meinen

Befehlshaberstab, und die Welt soll sagen, daß hundertundfünfzig Räuber die Seele Roms vernichteten und Obrigkeit wie Gesetze umstürzten!"

Mit diesen Worten ging er die Treppe herab und bestieg sein Streitroß; schweigend machte die Menge Platz, und ihr Tribun und sein schwaches Häuflein zogen langsam dahin und verschwanden allmählig den Blicken der anwachsenden Menge.

Die Römer rührten sich nicht von der Stelle, und nach einer Pause redete sie der Demagoge Baroncelli, der eine Aussicht für seinen Ehrgeiz erblickte, an. Obgleich weder ein beredter, noch sehr erleuchteter Mann, verstand er doch die Kunst, die populärsten Gemeinplätze vorzutragen. Er kannte die schwache Seite seiner Zuhörer — ihre Eitelkeit, ihren Übermuth, ihren anmaßenden Stolz.

„Seht Ihr, meine Herren," sagte er und sprang zu dem Platze des Löwen hinauf, „der Tribun spricht tapfer — das that er immer — aber der Affe braucht die Katze, damit sie ihm die Kastanien holt; er möchte Eure Pfoten gerne in das Feuer stecken; aber Ihr werdet nicht so einfältig sein, um es zu dulden. Die Heiligen mögen sich unserer erbarmen! Der Tribun, der gute Mann, nimmt sich einen Palast und hält Bankette, und badet in einem Porphyrgefäße, in welchem — um so schändlicher von ihm — der heilige Sylvester den Kaiser Constantin taufte; all dies ist wohl werth, darum zu fechten; aber Ihr, meine Herren, was habt Ihr davon, als empfindliche Schläge und das Gaffen bei einem Feste? Nun, wenn Ihr

diese Bursche schlaget, so bekommt Ihr eine neue Auflage auf den Wein, das wird Euer Lohn sein!"

„Hört," rief Cecco, „da tönt die Trompete — Schade, daß er uns besteuern wollte."

„Wahr," sagte Baroncelli, „da tönt die Trompete; eine silberne Trompete, bei Gott! Kommende Woche, wenn Ihr ihm aus der Noth helft, wird er eine von Gold haben! Aber geht — warum rührt Ihr Euch nicht, meine Freunde? — es sind nur hundertundfünfzig Söldlinge. Wahr, es sind Teufelskerle beim Fechten, vom Scheitel bis zur Zehe gewaffnet; aber was ist's? — wenn sie auch so vier — fünf Hunderten von Euch die Gurgeln abschneiden, schlagt Ihr sie am Ende doch, und der Tribun speist um so fröhlicher zu Nacht."

„Er bläst zu zweitenmale," sagte der Fleischer. Wenn meine alte Mutter nicht schon zwei von uns verloren hätte — es ist eigen — aber ich würde doch für den kühnen Tribunen noch einen Streich führen."

„Ihr hättet ein wenig mehr Quecksilber in Euch thun sollen," fuhr Baroncelli fort, „oder Ihr werdet zu spät kommen. Wie jammerschade wird das sein! — Wenn Ihr dem Tribunen glaubt, so ist er der einzige Mann, der Rom zu retten im Stande ist. Was, Ihr, das edelste Volk der Welt — Ihr nicht im Stande, Euch selbst zu retten! — Ihr an einen Mann gefesselt — Ihr nicht im Stande, den Colonna und Orsini Gesetze vorzuschreiben! Nun, wer schlug denn die Barone bei San Lorenzo? Waret nicht Ihr es? Ha! Ihr bekamt die Schläge und der Tribun

das Geld! Still, meine Freunde, laßt den Mann gehen; ich versichere Euch, es gibt eine Menge, die ebenso gut, wie er, aber um billigeren Preis zu haben sind. Und, hört! das ist das dritte Blasen; jetzt ist es zu spät!“

Als der lange, schwermüthige Ton der Trompete aus der Ferne her tönte, war es wie die letzte Warnung des scheidenden Engels der Stadt, und als die Stille den Ton verschlang, befiel ein düsteres Gefühl die ganze Versammlung. Sie fingen an zu bedauern, zu bereuen, als Bedauern und Reue nichts mehr nützten. Die Possenreißerei Baroncelli's erregte plötzlich Mißfallen, und der Redner mußte zu seinem Verdrusse sehen, wie seine Zuhörer sich nach allen Seiten hin zerstreuten, als er eben im Begriffe war, Ihnen mitzutheilen, welche große Dinge er zu ihrem Besten ausrichten werde.

Inzwischen zog der Tribun unverletzt durch das gefährliche Quartier seiner Feinde, die, bei seiner Annäherung entmuthigt, sich in ihre Feste zurückzogen, und ritt nach dem Castell St. Angelo, wohin ihm Nina schon vorangeeilt war. Bei seinem Eintreten fand er die stolze Frau, über seine Rettung vergnügt — ohne eine Thräne wegen seines Falles.

---

# Siebentes Kapitel.

Die Nachfolger einer verunglückten Revolution — Wer ist zu tadeln, der Verlassene, oder diejenigen, so ihn verließen?

Heiter strahlte die Wintersonne über die Straßen Roms, als die bewaffnete Mannschaft der Barone durch sie einzog. Der Cardinallegat an der Spitze, der alte Colonna (nicht mehr aufrecht und stolz, sondern gebeugt und mit gebrochenem Herzen über den Verlust seiner Söhne) zu seiner Rechten — Luca di Savelli mit seinem glatten Lächeln — Rinaldo Orsini mit seinem finsteren Stirnrunzeln, kamen gleich hinter ihm. Es war ein langer, aber barbarischer Zug, der hauptsächlich aus fremden Söldnern bestand; auch glich die Prozession nicht der Rückkehr verbannter Bürger, sondern dem Einzuge angreifender Feinde.

„Mein Herr Colonna," sagte der Cardinallegat, ein kleiner, abgelebter Mann, ein Franzose von Geburt und voll der bittersten Vorurtheile gegen die Römer, die ihn bei einer früheren Sendung, wie sie es gegen fremde Geistliche gewöhnt waren, übel aufgenommen hatten; „dieser Pepin, den Montreal zu Euren Befehlen stellte, hat uns in der That gute Dienste geleistet."

Der alte Herr verbeugte sich, gab aber keine Antwort. Sein kräftiger Verstand war schon gebrochen und aus seinem gläsernen Auge sprach der Blödsinn. Der Cardinal murmelte: „Er hört mich nicht; der Kummer hat ihn kindisch gemacht!" und rückwärts winkte er Luca Savelli zu sich her.

„Luca," sagte der Legat, „es war ein Glück, daß der Ungarn schwarzes Banner den Provenzalen in Aversa festhielt. Hätte er Rom betreten, so wären wir mit Rienzi's Nachfolger noch schlimmer gefahren, als mit dem Tribun selbst. Montreal," setzte er mit einigem Nachdruck und mit eingebissener Lippe hinzu, „ist Edelmann und Franzose. Diesen Pepin, seinen Abgesandten, müssen wir bestechen, oder durch Drohungen nach unserem Willen lenken."

„Es ist," erwiderte Savelli, „gewiß keine schwere Aufgabe; denn Montreal rechnete auf einen hartnäckigeren Kampf, den zu beendigen er selbst Mühe gefunden hätte — —"

„Als Podesta, oder Fürst von Rom! der bescheidene Mann! Wir Franzosen haben ein gehöriges Bewußtsein von unseren Verdiensten, aber dieser plötzliche Sieg überrascht ihn, wie uns, Luca, und wir müssen Pepin die Beute entreißen, ehe Montreal ihm zu Hülfe kommen kann! Aber Rienzi muß sterben. Noch ist er, wie ich höre, in St. Angelo eingeschlossen. Ehe einige Stunden vergehen, soll ihn der Orsini da mit Sturm angreifen. Heute besetzen wir das Capitol — erklären die Gesetze des Rebellen für nichtig — heben sein lächerliches Parlament auf und übergeben die ganze Regierung der Stadt drei Senatoren — Rinaldo Orsini, Colonna und mir; für Euch, mein Herr, hoffe ich, werden wir schon passend sorgen."

„O! ich bin belohnt genug, wenn ich in meinen Palast zurückkehren kann, und ein Einfall in das Quartier der Juweliere wird dessen Festungswerke bald

wieder aufbauen helfen. Luca Savelli ist kein ehrgeiziger Mann. Er will nur im Frieden leben."

Der Cardinal lächelte höhnisch und schlug die Richtung nach dem Capitol ein.

Auf dem Platze vor demselben hatten sich die gewöhnlichen Gaffer versammelt. „Macht Platz! macht Platz, Ihr Schurken!" riefen die Wachen und ritten auf beiden Seiten auf die Menge ein, die, gewöhnt an die ruhige und höfliche Behandlung von Rienzi's Wachen zu langsam zurückwich, so daß viele derselben der ernsten Verletzung durch Piken oder Pferdehufen nicht entgingen. Unser Freund Luigi, der Fleischer, befand sich auch unter ihnen und das mürrische Wesen römischen Blutes stieg über die Südhitze, als er mit dem stumpfen Ende einer deutschen Lanze einen Stoß auf seinen dicken Bauch erhielt. „Da, Römer," sagte der rohe Söldner in seinem barbarischen Italienisch, „macht Platz für bessere Leute als Ihr seid. Ihr habt in der letzten Zeit wahrlich Versammlungen und Schauspiele genug gehabt."

„Bessere Leute!" platzte der arme Fleischer heraus, „ein Römer kennt keine solche, und wenn ich bei San Lorenzo nicht zwei Brüder verloren hätte, so würde ich — —"

„Der Hund ist meuterisch," sagte einer von Orsini's Begleitern, der hinter dem Deutschen ritt, welcher bereits vorüber war, „und spricht von San Lorenzo."

„O!" sagte ein anderer Anhänger der Orsini, der daneben ritt, „ich erinnere mich seiner von früher. Er war einer von Rienzi's Bande."

„War er?“ sagte der Andere finster; „dann können wir mit heilsamen Beispielen nicht zu frühe beginnen,“ und erzürnt über etwas Großthuerisches und Trotziges in des Fleischers Blick, stach ihm der Orsini kaltblütig seine Pike durch den Leib und ritt über seinen Leichnam weiter.

„Schande! Schande!“ „Mord! Mord!“ schrie die Menge und fing an, sich in der augenblicklichen Leidenschaft um die frechen Wachen herzudrängen.

Der Legat hörte das Geschrei und sah den ungestümen Anlauf; er erblaßte. „Die Schurken rebelliren wieder!“ stammelte er.

„Nein, Euer Eminenz, nein,“ sagte Luca; „aber es mag gut sein, ihnen einen heilsamen Schrecken einzuflößen; sie sind alle unbewaffnet; laßt mich den Wachen den Befehl ertheilen, sie auseinander zu jagen. Ein Wort genügt.“

Der Cardinal gab seine Zustimmung; das Wort wurde gesprochen, und in wenigen Minuten zerstreuten die Soldaten, noch erbittert von der rachgierigen Erinnerung an die durch eine undisciplinirte Menge erlittene Niederlage, das Getümmel durch die Straßen ohne Bedenken oder Erbarmen — überritten die Einen, durchstachen die Andern — die Luft erscholl von Geschrei und Geheul und der Boden war mit beinahe eben so vielen Männern bedeckt, als vor wenigen Tagen hingereicht hätten, Rom zu schützen und die Verfassung zu vertheidigen! Durch diese wilde, tumultuarische Scene ritt über die Leichname der Gefallenen der Legat und sein Gefolge, um in den Hallen

des Capitols die Huldigung der Bürger entgegenzunehmen und den Segen ihrer Rückkehr zu verkünden.

Als sie an der Treppe abstiegen, fiel ein Anschlag mit großen Buchstaben dem Blicke des Legaten auf. Es war an dem Fußgestell des Basaltlöwen befestigt und bedeckte gerade die Stelle, welche die Bannbulle eingenommen hatte. Der Worte waren wenige und lauteten also: „Zittert! Rienzi kehrt zurück!"

„Wie! was bedeutet diese Mummerei?" rief der Legat und zitterte schon, als er ringsum die Edeln anblickte.

„Euer Eminenz zu dienen," sagte einer der Räthe, die vom Capitol her kamen, den Legaten zu empfangen, „wir sahen es bei Tagesanbruch; die Tinte war noch feucht, als wir in die Halle traten. Wir hielten es für das Beste, nichts zu ändern, ehe Befehle Euer Eminenz gegeben waren."

„Ihr hieltet für das Beste! Wer seid denn Ihr?"

„Eines von den Mitgliedern des Rathes, Euer Eminenz, und ein heftiger Gegner des Tribuns, wie man wohl weiß, als er die neue Steuer verlangte — —"

„Rath — Unsinn! Es gibt jetzt keinen Rath mehr! Die Ordnung ist endlich hergestellt. Die Orsini und Colonna werden künftig Acht auf Euch haben. Einer Steuer habt Ihr Euch widersetzt? Nun das war gut, weil sie von einem Tyrannen vorgeschlagen wurde; aber ich warne Euch, Freund, nehmt Euch in Acht, Euch der Steuer zu widersetzen, die wir auflegen werden. Preist Euch glücklich, wenn Euere Stadt auf jede Bedingung den Frieden mit der Kirche erkaufen kann — und Seine Heiligkeit ist des Geldes sehr bedürftig."

Der Rath zog sich bestürzt zurück.

„Reißt jenen frechen Anschlag ab. Nein, halt! Heftet darüber unser Angebot von zehntausend Gulden für den Kopf des Ketzers! Zehntausend? mich dünkt, das sei jetzt zu viel — wir wollen die Zahl ändern. Inzwischen, Rinaldo Orsini, Herr Senator, führe Deine Soldaten nach St. Angelo; wir wollen sehen, ob der Ketzer eine Belagerung aushalten kann.

„Es ist nicht nöthig, Euer Eminenz," sagte der Rath, der sich wieder geschäftig herandrängte; „Sanct Angelo ist übergeben. Der Tribun, seine Gattin und ein Page entwischten, wie man sagt, verkleidet in der letzten Nacht."

„Ha!" sagte der alte Colonna, dessen stumpfer Verstand endlich zu dem Schlusse gekommen war, es müsse etwas Außerordentliches den Gang seiner Freunde aufhalten. „Was gibt es? Was soll der Anschlag? Will mir Keiner die Worte sagen? Meine alten Augen sind trübe."

Als er diese Fragen in dem schrillenden, durchdringenden Diskant des Alters sprach, erwiderte eine laute und tiefe Stimme — Niemand wußte, woher sie kam; die Menge hatte sich bis auf einige wenige Nachzügler verlaufen, hauptsächlich Mönche in Kutte und Sarsche, deren Neugierde sich durch nichts abschrecken ließ, und deren Gewand sie vor Unbilden schützte — die Soldaten schlossen die hinterste Reihe — eine Stimme, sage ich, sprach, die Farbe von mancher Wange verscheuchend — als Antwort auf die Fragen des Colonna: „Zittert! Rienzi kehrt zurück!"

---

# Sechstes Buch.

## Die Pest.

Erano gli anni della fruttifera Incarnazione del Figliulo di Dio al numero pervenuti di mille trecento quarant' otto quando nell' egregia città di Fiorenza oltre ad ogni altra Italica bellissima, pervenne la mortifera pestilenza.

*Boccaccio, Introduzione al Decamerone.*

„Es waren die Jahre der heilbringenden Menschwerdung des Sohnes Gottes zur Zahl 1348 gestiegen, als in der vortrefflichen Stadt Florenz die schöner ist, als irgend eine andere, die tödtliche Pest ausbrach.“ —

---

## Erstes Kapitel.

### Der Zufluchtsort des Liebenden.

An den Ufern eines der schönsten Seen Oberitaliens stand das Lieblingsschloß Adrian's di Castello, wohin sich in sanfteren, weniger von den Interessen des Vaterlandes in Anspruch genommenen Augenblicken oft seine Seele innig sehnte; dahin zog sich der junge Edelmann, nachdem er seine höfischeren und ausgezeichneteren Begleiter bei der Gesandtschaft nach Neapel entlassen, nach seiner unglücklichen Wieder=

kehr nach Rom zurück. Die meisten Derer, die er solchergestalt entließ, schlossen sich den Baronen an; der junge Annibaldi, den sein kühnes, ehrgeiziges Wesen fest an den Tribun kettete, hielt sich neutral; er begab sich auf sein Castell in der Campagna und kehrte erst nach der Vertreibung Rienzi's nach Rom zurück.

Die Zurückgezogenheit von Irenens Geliebten war ganz geeignet, seine melancholischen Träumereien zu nähren. Ohne unbedingt eine Feste genannt werden zu können, war sie doch stark genug, um jedem Angriffe der Gebirgsräuber oder kleinen Tyrannen in der Nachbarschaft zu widerstehen, während, da ein früherer Besitzer des Gebäudes aus den Materialien der halb zerstörten Villen der alten Römer hatte aufführen lassen, seine Marmorsäulen und eingelegten Fußböden durch schwärmerische Anmuth die grauen Mauern und die massiven Thürme der feudalen Architektur hoben. Auf einer grünen Erhöhung, die sich sanft gegen den See hinabsenkte, erhob sich das stattliche Schloß und warf weit und dunkel seinen Schatten über die schöne Wasserfläche hin; daneben stürzte von den hohen, waldigen Bergen im Hintergrund in unregelmäßigem, geschlängeltem Laufe ein Wasserfall herab — hier durch das Gebüsche versteckt, dort in hellem Lichte glänzend — und sammelte sich zuletzt in einem großen Becken; — neben diesem zeugte ein kleiner, mit halb verwischten Buchstaben beschriebener Springbrunnen von der entschwundenen Eleganz des klassischen Alterthums — eine Erinnerung

an den Besitzer und den Dichter, deren Namen sogar verloren gegangen waren. Durch Moose und Leberkraut und wohlriechende Kräuter sich hindurch windend, trug von dort ein kleiner, versteckter Bach die Fülle seiner Wasser in den See. Und hier wuchs unter derberen, weniger zarten Pflanzen des Norden wild und malerisch, mancher in früheren Zeiten aus dem sonnigen Osten hierher verpflanzte Baum, ohne zu verderben oder zu verkümmern in dem goldenen Klima, das beinahe jedes Naturprodukt wie mit Muttersorgfalt pflegt. Der Ort war entlegen und einsam. Die aus den entfernten Städten dahin führenden Straßen waren verwickelt, schwierig, bergig und wimmelten von Räubern. Wenige Hütten und ein kleines, eine Viertelmeile von dem Ufer des Sees entferntes Kloster waren die nächsten bewohnten Orte; und außer einigen Pilgern, welche gelegentlich dahin kamen, oder einem verirrten Reisenden, wurde das einsame Schloß selten von Jemand betreten. Es war gerade der Ort, der einem der Welt überdrüssigen Manne Ruhe bot und die Erinnerungen begünstigte, die in wollüstiger Üppigkeit an den Trümmern der Leidenschaft emporranken. Und derjenige, dessen Geist, edel und selbstständig, die Einsamkeit ertragen kann, hätte die ganze Erde vergebens nach einem schöneren und ungestörten Aufenthalte durchsuchen können.

Aber nicht zu solcher Einsamkeit hatten die früheren Träume Adrian's den Ort bestimmt. Hier — hatte er gedacht — sollte ein herrliches Wesen herrschen — hier sollte die Liebe ihre Freistätte finden,

und hierher, wenn endlich die Liebe fremde Gäste duldete, hierher hätten Reichthum und Geistesverwandtschaft alle edlere, gebildetere Geister einladen sollen, welche das unruhige Italien wieder zu beleben anfingen und ein zweites Reich der Poesie, der Wissenschaft und Kunst verhießen. Der anmuthigen und romantischen, aber etwas nachdenklichen und trägen Gemüthsart des jungen Edelmannes, der mehr für ruhige und civilisirte, als für stürmische und barbarische Zeiten paßte, bot der Ehrgeiz keinen so reizenden Lohn, als gelehrte Muße und durch geistige Genüsse verschönerte Ruhe. In seiner durch den Einfluß Petrarka's gefärbten Jugend und noch als Mann hatte er von einem glücklicheren Vaucluse geträumt, das nicht ohne eine Laura bleiben sollte. Die Gesichte, welche mit diesem Orte das Bild Irenens verwebt hatten, belebten den Ort noch immer mit ihren Schatten, und da Zeit und Trennung nur seine leidenschaftlichen Gedanken nährten, nahmen seine Melancholie und seine Liebe an Tiefe und Innigkeit zu.

In dieser einsamen Zurückgezogenheit — die selbst während ich sie beschreibe, (denn meine Augen haben den Ort gesehen, mein Fuß hat ihn betreten und mein Herz sehnt sich noch darnach) die, sage ich, während ich sie schildere, mir, und vielleicht auch dem freundlichen Leser, als ein angenehmer und willkommener Ruhepunkt nach den Stürmen der Thätigkeit und den Wechselfällen des Lebens, welche so lange unsere Erzählung in Anspruch genommen, erscheint,

— in dieser einsamen Zurückgezogenheit verlebte Adrian den Winter, der dieses bezaubernde Klima mit einem so milden Wechsel heimsucht. Das Geräusch der Außenwelt drang, aber nur als schwaches, unbestimmtes Gemurmel zu seinem Ohr. Er erfuhr nur unvollkommen und mit vielen Widersprüchen die Neuigkeiten, die wie ein Blitz über Italien hereinbrachen, daß der außerordentliche, hochstrebende Mann — selbst eine Revolution — der das Interesse von ganz Europa, die glänzendsten Hoffnungen der Enthusiasten, die verschwenderische Schmeichelei der Großen, den tiefsten Schrecken der Despoten, den kühnsten Bestrebungen aller Freigeister erweckt hatte, plötzlich von seiner Höhe herabgestürzt worden, sein Name gebrandmarkt, sein Kopf geächtet worden sei. Dieses Ereigniß, das sich gegen das Ende des December zutrug, kam im Anfange des März durch einen wandernden Pilger, etwas mehr als zwei Monate, nachdem es sich begeben, zu Adrian's Kunde; im März dieses schrecklichen Jahres 1348, das Europa, und besonders Italien durch die gräulichste Pest, deren die Geschichte erwähnt, verwüstet sah, bejammernswerth eben so sehr wegen der Zahl, als wegen der Berühmtheit seiner Opfer, und doch seltsamer Weise mit manchen nicht ungefälligen Bildern durch die Anmuth Boccaccio's und die Beredsamkeit Petrarka's verkettet.

Der Pilger, welcher Adrian von der Revolution in Rom benachrichtigte, war nicht im Stande, ihm Aufschluß über das gegenwärtige Schicksal Rienzi's oder seiner Familie zu geben. Man wußte nur, daß

der Tribun und seine Gattin entflohen waren, Niemand aber wußte wohin. Viele vermutheten, sie seien bereits todt, Opfer der zahlreichen Räuber, die unmittelbar nach dem Fall des Tribuns sich wieder in ihren früheren Schlupfwinkeln festsetzten und weder Alter noch Geschlecht, weder Reichthum noch Armuth verschonten. Da Alles, was den Extribun betraf, Gegenstand lebhaften Interesses war, so hatte der Pilger auch erfahren, daß Rienzi's Schwester vor seinem Falle Rom verlassen habe, aber man wußte nicht, wohin sie geführt worden war.

Diese Nachrichten rissen Adrian sogleich aus seinem träumerischen Leben. So war denn Irene in der Lage, die sein Brief zu schildern gewagt hatte — von ihrem Bruder getrennt, von ihrer Höhe gefallen, verlassen und ohne Freunde. „Jetzt," sagte der edle und hochherzige Liebende, „kann sie die Meinige werden ohne Vorwurf für meinen Namen. Welche Fehler Rienzi auch begangen haben mag, so ist sie nicht darein verflochten. Ihre Hände sind nicht roth von dem Blute meiner Verwandten; auch kann Niemand sagen, daß Adrian di Castello sich mit einem Fürsten verbindet, dessen Macht auf den Trümmern des Hauses Colonna erbaut sei. Die Colonna sind wieder in ihrer Macht — triumphiren wieder — Rienzi ist nichts — Unglück und Jammer vereinigen mich auf einmal mit derjenigen, welche sie betroffen!"

Aber wie sollte er diese romantischen Entschlüsse ausführen, da Irenens Aufenthaltsort unbekannt war? Er faßte den Entschluß, sich nach Rom zu begeben,

um dort die nöthigen Nachforschungen anzustellen; er berief demzufolge seine Leute und verkündigte ihnen — frohe Botschaft — die nahe Reise! Der Harnisch verließ die Rüstkammer — das Banner die Halle — und nach zwei Tagen geschäftigen Treibens war die Quelle, bei der Adrian so manchen Träumereien nachgehangen, nur noch von den Vögeln des wiederkehrenden Frühlinges besucht, und die nächtliche Lampe warf nicht mehr ihren einsamen Strahl von seinem Zimmer in dem Thurme über den Schooß des verlassenen Sees.

---

## Zweites Kapitel.

### Der Suchende.

An einem hellen, drückend heißen, schwülen Morgen sah man einen einzelnen Reiter die unebene Straße sich hinwinden, von deren Höhe unter Feigenbäumen, Weinstöcken und Oliven der Reisende nach und nach das reizende Thal des Arno und die Giebel und Dome von Florenz vor seinen Augen sich ausbreiten sieht. Aber nicht mit den dem Reisenden gewöhnlichen Blicken voll Verwunderung und Ergötzen zog dieser einsame Reiter dahin, und diese Mittagssonne strahlte nicht auf das gewöhnliche Treiben, die Freude und Thätigkeit des toskanischen Lebens herab. Alles war still, leer und ruhig, und selbst in dem Lichte des Himmels glaubte man einen krankhaften, geisterartigen Schein zu erblicken. Von den Hütten an der Straße waren einige verschlossen und verriegelt, andere standen offen,

dem Anscheine nach ohne Bewohner. Der Pflug stand still, der Spinnrocken arbeitete nicht, Pferd und Mensch hatten einen traurigen Feiertag. Ein Fluch, finsterer als der Fluch Kains, lag auf dem Lande! Hie und da ging eine einzelne Gestalt, gewöhnlich in der düsteren Tracht der Mönche, über die Straße, erhob gegen den Reisenden ein gelbes, stieres Antlitz, eilte dann weiter und verschwand unter einem Dache, von wo ein schwaches Todtenröcheln herdrang, das ohne die ausnehmende Stille rings umher wohl kaum weiter als bis zur Schwelle gedrungen wäre. Als der Reisende sich der Stadt näherte, wurde die Scene weniger einsam, aber fürchterlicher. Da sah man Karren und Sänften, ganz in dicke Decken gewickelt, und in denselben Solche, welche ihr Heil in der Flucht suchten, nicht bedenkend, daß die Pest überall war! Und als diese traurigen Fuhrwerke, von Pferden gezogen, die schwerfällig ihre schattenähnlichen Gerippe fortschleppten, vorüberzogen, unterbrach bisweilen ein Schrei die Stille, in welcher sie sich fortbewegten, und das Pferd des Reisenden scheute, wenn ein Unglücklicher, an dem die Krankheit ausgebrochen, mit selbstsüchtiger Unmenschlichkeit von seinen Gefährten von dem Fuhrwerk herabgeworfen und am Wege liegen gelassen wurde, um da umzukommen. Hart an dem Thore hielt ein Wagen, und ein Mann mit einer Maske warf dessen Inhalt in einen grünen, schlammigen Graben, der sich an der Straße hinzog. Es waren Röcke und Kleider aller Art, von dem verschiedensten Werthe; der gestickte Mantel des Stutzers, Hut und

Schleier einer Dame und die Lumpen des Bauern. Während der Reiter der Arbeit des Maskirten zusah, erblickte er eine Herde Schweine, die, mager und halb verhungert, in der Hoffnung, Futter zu finden, auf die Stelle losstürzten, und der Reisende schauderte, wenn er dachte, welches Futter sie gefunden haben mochten! Aber ehe er noch das Thor erreichte, fielen diejenigen von den Thieren, welche am eifrigsten in dem ansteckenden Haufen gewühlt hatten, todt unter den andern nieder.*

„Ho, ho," sagte der Mann mit der Maske, und seine hohle Stimme tönte unter der Vermummung hervor noch hohler — „kommst Du hierher, um zu sterben, Fremdling? Siehe, Dein schöner Mantel vom feinsten Tuche und Goldstickerei wird Dich nicht vor dem Gavocciolo** schützen. Reite zu, reite zu — heute ein hübscher Bissen für den Kuß einer Dame, morgen zu schlecht für Ratten und Würmer!"

Ohne auf diesen gräßlichen Willkomm zu antworten, setzte Adrian, denn dieser war es, seinen Weg fort. Die Thore standen weit offen; dies war das erschreckendste Zeichen, denn im Anfange hatte man die äußerste Vorsicht bei dem Eintritte von Fremden gebraucht. Jetzt war alle Sorgfalt, alle Vorsicht, alle Wachsamkeit vergebens. Dreimal neue Wächter waren auf diesem Posten gestorben und die Beamten, welche deren Nachfolger ernennen sollten, waren auch

* Boccaccio erzählt, daß er denselben Vorfall mit angesehen.
** Die Beule, das verhängnißvolle Symptom.

todt! Gesetz und Polizei, Sanitätscommissionen und Rettungsausschüsse, Alles hatte der Tod gelähmt! Die Pest tödtete selbst die Kunst, die gesellige Einheit, die Harmonie und den Mechanismus der Civilisation, als wären auch diese von Fleisch und Bein gewesen!

So zog der Liebende stumm und einsam auf seiner Nachforschung nach der Geliebten weiter, entschlossen, seine Verlobte zu finden und zu retten, und geleitet (der getreue, ergebene Ritter!) durch diese Wildniß des Schreckens von der seligen Hoffnung jener unerhörten Leidenschaft, der edelsten, wenn Alles edel, der würdigsten, wenn Alles niedrig ist! Er kam auf einen großen, geräumigen, von Palästen eingeschlossenen Platz, in denen der höchste, vornehmste Adel Italiens residirte. Der Fremde war nun allein und der Hufschlag seines muthigen Rosses tönte geisterhaft und schauerlich in seinem eigenen Ohr, als, wie er gerade um die Ecke einer von hier ausmündenden Straße bog, er eine Frau mit einem Kinde auf den Armen sich fortschleichen sah, während ein anderes, gleichfalls noch ganz jung, sich an ihrem Kleide festhielt. Sie hielt sich einen großen Blumenstrauß unter die Nase (eine beliebte Mode, um, wie man glaubte, die Ansteckung abzuhalten) und murmelte gegen die vor Hunger wimmernden Kinder: „Ja, ja, ihr sollt zu essen bekommen! Genug zu essen für diejenigen, welche noch am Leben sind. Aber ach, die noch am Leben sind!“ — und sie sah sich nach allen Seiten um, ob kein Kranker in der Nähe sei. Adrian hielt an.

„Gute Frau," sagte er, „könnt Ihr mir den Weg zeigen nach dem Kloster — —"

„Fort, Mann, fort!" kreischte das Weib.

„Ach!" sagte Adrian mit traurigem Lächeln, „sehet Ihr denn nicht, daß ich bis jetzt noch nicht zu denen gehöre, welche selbst anstecken können?"

Aber die Frau floh, ohne weiter auf ihn zu hören; doch nach wenigen Schritten wurde sie durch das Kind aufgehalten, das sich an sie hing.

„Mutter, Mutter!" rief es, „ich bin krank — ich kann nicht mehr weiter."

Das Weib blieb stehen, schob das Kleid des Kindes hinweg, sah unter dem Arme die verhängnißvolle Pestbeule und floh, ihr eigenes Fleisch und Blut im Stiche lassend, über den Platz hin. Der Schrei gellte lange in Adrian's Ohr, obwohl er die unabänderliche Ursache desselben nicht kannte; — die Mutter fürchtete nicht für ihr Kind, sondern für sich selbst. Die Stimme der Natur wurde in dieser Stadt des Todes so wenig geachtet, als in dem Grabe selbst! Adrian ritt in stärkerem Schritte weiter und kam endlich vor eine stattliche Kirche; ihre Thüren standen weit offen, und er sah darinnen mehrere Mönche (keine anderen Betenden waren in der Kirche, und diese trugen Masken) um den Altar versammelt, welche das Miserere Domine sangen; — die Diener Gottes in einer Stadt, welche sich bisher der frömmsten Einwohnerschaft gerühmt hatte, ohne Heerde!

Der junge Ritter hielt vor der Thüre und war-

tete, bis der Gottesdienst vorüber war, und die Mönche die Treppe herab auf die Straße kamen.

„Heilige Väter," sagte er dann, „darf ich Euch um die Güte bitten, mir den nächsten Weg nach dem Kloster Santa Maria de' Pazzi zu sagen?"

„Sohn," erwiderte eines der antlitzlosen Gespenster, denn so sahen sie in ihren Sterbetuch=ähnlichen Kleidern und plumpen Masken aus, „Sohn, ziehe Deiner Wege weiter, und Gott sei mit Dir. Räuber oder Schwärmer nehmen vielleicht jetzt das heilige Kloster ein, das Ihr nanntet. Die Äbtissin ist todt und manche Schwester schläft mit ihr. Die Nonnen sind vor der Ansteckung geflohen."

Adrian sank beinahe vom Pferde und als er wie eingewurzelt auf der Stelle blieb, zog die düstere Prozession weiter, in feierlichem Tone durch die verlassenen Straßen die Mönchshymne singend:

Bei der Mutter und dem Sohn,
Der für uns am Kreuze starb,
Gib uns nicht der Sünden Lohn.
Miserere Domine!

Als sich seine Betäubung verlor, holte Adrian die Brüder wieder ein und als sie den Refrain ihres Gesanges wiederholt hatten, redete er sie wieder an.

„Heilige Väter, entlaßt mich nicht so. Vielleicht kann ich von der Einen, die ich suche, doch noch Etwas in dem Kloster hören. Sagt mir, welchen Weg ich dahin einzuschlagen habe."

„Störe uns nicht, Sohn," sagte der Mönch, welcher vorhin gesprochen hatte. „Es ist ein schlimmes

Vorzeichen für Dich, daß Du so die Anrufungen der Diener des Himmels unterbrichst."

„Verzeiht, verzeiht. Ich will reichliche Buße thun. viele Messen bezahlen; aber ich suche eine theure Freundin — der Weg — der Weg — —"

„Rechts, bis Ihr an die erste Brücke kommt. Jenseits der dritten Brücke, an dem Flusse, findet Ihr das Kloster," sagte ein anderer Mönch, gerührt durch Adrian's Eifer.

„Gott segne Euch, heiliger Vater," stammelte der Ritter und spornte sein Pferd nach der angegebenen Richtung. Die Brüder achteten nicht auf ihn, sondern begannen wieder ihren Gesang. Vermischt mit dem Klang der Hufschläge seines Pferdes auf dem rasselnden Pflaster drang zu dem Ohr des Reiters die flehentliche Hymne:

„Miserere Domine!"

Ungeduldig flog Adrian mit krankem Herzen in vollem Galopp durch die Straßen. Er kam über den Marktplatz — dieser war leer, wie die Wüste; — durch die düstern, verrammelten Straßen, in welchen das Geschrei der Guelfen und Ghibellinen so oft die Ritterschaft und den Adel von Florenz anfeuerte. Jetzt lagen mit einander vermengt in Gruben und Grüften Guelfen und Ghibellinen, Rittersporen und Bettlerkrücken. Im Vergleich mit dieser Stille wäre das Geräusch, selbst eines Bürgerkrieges ein Segen gewesen! Die erste Brücke, das Ufer, die zweite, die dritte Brücke waren erreicht und Adrian hielt endlich sein Pferd vor den Mauern des Klosters an; er band

es an das Portal, wo das halb aus den Angeln gerissene Thor offen stand, durchschritt den Hof, erreichte die gegenüberliegende Thüre, die zu dem Hauptgebäude führte, kam an das strenge Gitter, jetzt keine Schranken mehr für die einseitige Welt, und als er hier einen Augenblick inne hielt, um Athem und Kraft zu schöpfen, drang wildes Gelächter und lauter Gesang, unterbrochen und vermischt mit Flüchen, zu seinem Ohr. Er stieß die vergitterte Thüre bei-Seite, trat ein und gelangte, diesen Tönen folgend, in das Refectorium. An diesem Versammlungsort der strengen, sich kasteienden Bräute des Himmels sah er jetzt versammelt um den oberen Tisch, früher für den Gebrauch der Äbtissin bestimmt, eine seltsame, unordentliche Räuberhorde, die auf den ersten Anblick allen Ständen anzugehören schien, denn Einige trugen Sarsche oder gar Lumpen, Andere waren aufs Prächtigste mit Seide und Sammt, mit Federn und Mantel geschmückt. Aber ein zweiter Blick zeigte deutlich genug, daß die Gesellen eher von einem Schlage waren, und daß die Pracht der glänzender Gekleideten nur die Beute aus unbewachten Palästen oder verlassenen Bazars war; denn unter mit Juwelen besetzten Federhüten blickten grimmige, ungewaschene, unbarbirte Gesichter hervor, über welche die langen Locken der Brüder von dem Fache der scharfen Messer und der Miethlingswaffe, wie diese sie damals zu tragen anfingen, herabhingen, die ihnen oft statt einer Maske dienten. Unter diesen wilden Schwärmern waren viele Weiber, junge und von mitt=

lerem Alter, häßliche und hübsche, und Adrian ergriff ein frommer Schauder, als er unter den weiten Gewändern und den entblößten Nacken dieser handwerksmäßigen Buhlerinnen die heilige Kleidung und den Rosenkranz von Nonnen erblickte. Weinflaschen, reiche Schüsseln, Gold- und Silbergefäße, meistens zu heiligen Gebräuchen bestimmt, bedeckten die Tafel. Als der junge Römer wie angezaubert auf der Schwelle stehen blieb, rief ihm der Mann, der die Rolle des Präsidenten bei dem Gelage führte, ein großer, schwarzbrauner Geselle, mit einer tiefen Schramme im Gesicht, die, über die ganze linke Wange und Oberlipe sich erstreckend, seinen groben Gesichtszügen einen unnatürlichen Ausdruck gab, zu: „Kommt herein, Mann, kommt herein — was steht Ihr so erstaunt und stumm da? Wir sind gastfreie Zecher und heißen Jedermann willkommen. Hier sind Wein und Weiber. Des Herrn Bischofs Wein und der Frau Äbtissin Weiber!

Singt fröhlich hier dem königlichen Tode,
Der mit dem Hauch ein Heer zerstreut,
Um den Palast zu plündern, Kerker öffnet,
Und ehrliche Leute von dem Strick befreit.
Laßt die Mächt'gen sich fürchten, hoch lebe die Pest,
Wenn der Reiche todt, feiert der Arme ein Fest.
Hoch lebe die Pest, befreie sie immer nur
Den Schurken von der Kett', die Nonne vom Schwur,
Dem Schließer bring sie Tod, den Gefangenen gebe sie los,
Hurrah, du Erdenplag, mir ist dein Segen groß!"

Ehe dieser furchtbare Vers zu Ende war, verließ Adrian, der wohl fühlte, daß unter solchen Orgien ihm keine Wahrscheinlichkeit für erfolgreiche Nach-

forschungen blühe, das entheiligte Gemach und floh, kaum Athem schöpfend, so groß war das Entsetzen, das ihn erfaßt hatte, bis er wieder in dem Hofe unter dem heißen, ungesunden, drückenden Sonnenlichte stand, das für die Scenen, welche es beleuchtete, eine geeignete Atmosphäre schien. Gleichwohl beschloß er, den Ort nicht zu verlassen, ohne noch weitere Nachforschungen angestellt zu haben, und während er nachdenkend und unschlüssig außerhalb des Hofes stand, erblickte er ganz nahe eine kleine Kapelle, durch deren hohe Fenster schwach und durch das Tageslicht gedämpft der Schein von Kerzen schimmerte. Er wandte sich gegen die Thüre, trat ein und sah neben dem Allerheiligsten eine einzige Nonne kniend beten. In dem engen Flügel zeigte ihm auf einer langen Tafel (an deren beiden Enden die schlanken, unseligen Kerzen brannten, deren Strahlen ihn hergezogen hatten) der Faltenwurf einiger Leichentücher die halbdeutlichen Umrisse todter Menschengestalten. Ergriffen von der traurigen Heiligkeit des Ortes und dem rührenden Anblicke der einsamen, aufopfernden Wächterin der Todten, kniete Adrian selbst nieder und betete inbrünstig.

Als er sich mit etwas erleichtertem Herzen erhob, stand auch die Nonne auf und erstaunte, als sie seiner ansichtig wurde.

„Unglücklicher Mann!“ sagte sie mit einer Stimme, die, leise, schwach und feierlich, geisterartig lautete — „welches Verhängniß führt Dich hierher? Siehst Du nicht, daß Du Dich bei Leichen befindest, welche die

Pest berührte — Du athmest die Luft, welche vernichtet! Hinweg! suche inmitten der Zerstörung einen Ort, den der schwarze Feind noch nicht heimgesucht hat!"

„Heilige Jungfrau," antwortete Adrian, „die Gefahr, der Ihr ausgesetzt seid, schreckt mich nicht; — ich suche ein Wesen, dessen Leben mir theurer ist als mein eigenes."

„Ich sehe aus dem Gesagten, daß Du erst kürzlich nach Florenz gekommen bist! Hier verläßt der Sohn den Vater und die Mutter ihr Kind. Wenn das Leben am hoffnungslosesten ist, klammert man sich an dasselbe, als wäre es das Heil der Unsterblichkeit! Aber für mich allein hat der Tod keine Schrecken. Lange von der Welt getrennt, habe ich meine Schwestern dahinsterben — das Haus Gottes entheiligt — seinen Altar umgestürzt gesehen, und ich kümmere mich nicht darum, ob ich die Letzte bin, welche die Pest übrig läßt, lebendig und dem Eide getreu."

Die Nonne schwieg einige Augenblicke, blickte ernsthaft auf das gesunde Antlitz und die unerschütterte Gestalt Adrians, seufzte tief und fuhr dann fort: „Fremdling, warum fliehst Du nicht? Du könntest eine Lebende eben so gut in den angefüllten Gräbern und in der Verwesung des Todes suchen, als in dieser Stadt."

„Schwester und Braut des heiligen Erlösers!" entgegnete der Römer mit gefalteten Händen, „ein Wort, ich flehe Dich an. Du gehörst, wie ich vermuthe, zu der Schwesterschaft jenes verlassenen Klo-

sters; sage mir, weißt Du, ob Irene di Gabrini * — die Schwester des gefallenen Tribuns von Rom, die bei der verstorbenen Äbtissin auf Besuch war — noch unter den Lebenden ist?"

„So bist Du denn ihr Bruder?" sagte die Nonne. „Bist Du jener gefallene Sohn des Morgens?"

„Ich bin ihr Verlobter," versetzte Adrian traurig. „Sprich."

„O, Fleisch! Fleisch! wie bleibst du Sieger bis an's Ende, selbst mitten unter den Triumphen und in dem Lazareth der Verwesung!" sagte die Nonne. „Eitler Mann! denke nicht an solche fleischliche Bande; mache Deinen Frieden mit dem Himmel, denn wahrlich, Deine Tage sind gezählt!"

„Weib!" rief Adrian ungeduldig," sprich mir nicht von mir selbst, und lästere nicht auf Bande, deren Heiligkeit Du nicht verstehen kannst. Ich frage Dich noch einmal, bei Deiner Hoffnung auf Gnade und Barmherzigkeit, lebt Irene noch?"

Die Nonne wurde von dem Feuer des jungen Liebenden ergriffen und nach einer Pause, die ihm wie ein Jahrhundert voll Todesangst erschien, erwiderte sie: „Das Mädchen, von der Du sprichst, starb nicht mit den gemeinsamen Tod. Als die wenig Übriggebliebenen sich zerstreuten, verließ sie das Kloster — ich weiß nicht, wohin sie sich wandte; aber sie hat Freunde in Florenz — ihre Namen kann ich Dir nicht sagen."

„Gott segne Dich, heilige Schwester! Gott segne

* Rienzi's Familienname war Gabrini.

Dich! Wie lange ist es her, seit sie das Kloster verließ?"

„Vier Tage sind verflossen, seit die Räuber und Buhlerinnen von dem Hause der heiligen Maria Besitz genommen haben," erwiderte die Nonne unter Seufzen, „und sie ersetzten die Schwesterschaft schnell."

„Vier Tage! — und Du kannst mir keinen weiteren Aufschluß geben?"

„Keinen — doch halt, junger Mann!" und die Nonne dämpfte, als sie ihm näher kam, ihre Stimme zu einem leisen Flüstern, „frage die Becchini." *

Adrian bebte zurück, bekreuzte sich eilig und verließ das Kloster ohne eine weitere Erwiderung. Er bestieg sein Pferd wieder und ritt in das Innere der schweigenden Stadt zurück. Schenken und Gasthöfe gab es keine mehr, aber die Paläste der verstorbenen Fürsten standen dem lebendigen Fremden offen. Er trat in einen derselben — eine geräumige, glänzende Behausung. In den Krippen der Ställe fand er noch Futter; aber die Pferde, zu jener Zeit in den Städten Italiens ein Anzeichen von Stand und Reichthum, waren mit denen, welche sie gefüttert, dahin. Der hochgeborne Ritter unterzog sich dem Dienste des Stallknechtes, nahm das schwere Geschirr ab, band sein

* Nach dem in Florenz üblichen Gebrauche wurden die Todten durch Bürger von gleichem Range zu ihrer Ruhestätte getragen; aber die Pest hatte einen neuen Erwerbszweig ins Leben gerufen und Männer von der niedrigsten Hefe des Volks unterzogen sich gegen ungeheure Bezahlung dem Dienste, die irdischen Reste der Opfer hinauszutragen. Diese nannte man Becchini.

Pferd an die Raufe, und als das müde Thier, die Schrecknisse rings umher nicht erkennend, gierig über sein Futter herfiel, wandte sich sein junger Herr hinweg und murmelte: „Getreuer Diener und einziger Gefährte! möge die Pest, die weder Menschen noch Thiere schont, dich verschonen! und mögest du mich mit erleichtertem Herzen von dannen tragen!“

Eine geräumige Halle, mit Waffen und Bannern behangen, eine breite Flucht von Marmortreppen, deren Wände mit den steifen Umrissen und grellen Farben jener Zeit bemalt waren, führte in die ungeheuern, mit Sammt und Goldstoffen behängten Zimmer — aber alles war stille in denselben, wie das Grab. Er warf sich auf die Polster, welche in der Mitte des Zimmers aufgehäuft lagen, denn, wie schon seit mehren Tagen, war er auch an diesem Morgen weit geritten und fühlte sich an Leib und Gliedern erschöpft und müde; aber er fand keine Ruhe. Ungeduld, Angst, Hoffnung und Furcht nagten an seinem Herzen und durchfieberten seine Adern, und nach einem kurzen und vergeblichen Versuche, seine Gedanken zu beruhigen und einen Plan zu erfolgreicheren Nachforschungen auszudenken, als wenn er sich bloß dem Zufall überließ, erhob er sich und ging durch die Zimmer in der unbegründeten Hoffnung, welche nur der Zufall erfüllen konnte.

Man konnte leicht sehen, daß er seine Wohnung in dem Palaste eines der Fürsten des Landes aufgeschlagen hatte, und der Glanz von allem, was ihn umgab, überstrahlte bei weitem die barbarische und

rohe Pracht der weniger verfeinerten und reichen Römer. Hier lag die Laute, welche zuletzt gespielt worden war — das zuletzt gelesene vergoldete Buch mit Gemälden; dort standen traulich zusammengerückte Sitze, als ob die Dame und ihr Geliebter zuletzt hier geflüstert hätten.

„Und solche Verödung,“ dachte Adrian, „kann bald die Spur des unbegrüßten Gastes verschlingen, wie sie die des verschwundenen Besitzers verschlang.“

Endlich trat er in einen Saal, worin noch eine mit Weinflaschen, gläsernen Bechern, und einem von Silber, verwelkten Blumen und halbfaulen Früchten und Fleischspeisen besetzte Tafel stand. Auf der einen Seite öffneten sich in der Tapete Flügelthüren nach einer breiten Treppenflucht, welche zu einem kleinen Garten hinter dem Hause führte, in dem ein Springbrunnen munter plätscherte — das einzige, was, den Fremden ausgenommen, hier noch Leben zeigte! Auf den Stufen lag ein carmesinrother Mantel und unter diesem ein Damenhandschuh. Diese Reliquien schienen dem Herzen des Liebenden von der letzten Werbung und dem letzten Lebewohl eines Geliebten zu zeugen. Er seufzte laut, und da er fühlte, daß er seine ganze Kraft nöthig haben werde, füllte er einen der Becher aus einer halb leeren Flasche Cyprier. Er leerte den Becher — und fühlte sich gestärkt. „Jetzt,“ sagte er, „wieder an meine Aufgabe! Ich will forteilen,“ als er plötzlich schwere Tritte durch die Zimmer kommen hörte, die er verlassen glaubte — sie kamen näher — sie traten ein, und Adrian sah zwei ungeheure, unheilverkün-

bende Gestalten in das Gemach treten. Sie waren in grobes, schwarzes Tuch gehüllt, ihre Arme waren entblößt, und sie trugen große, unförmliche Masken, die bis auf die Brust gingen und nur durch drei kleine, runde Öffnungen für Augen und Mund hatten. Der Colonna zog halb sein Schwert, denn Gestalt und Anblick dieser Besucher waren nicht eben geeignet, Vertrauen einzuflößen.

„O!" sagte der eine," der Palast hat heute einen neuen Gast bekommen. Fürchte uns nicht, Fremdling; Raum und Reichthum ist ja genug hier für alle noch Lebende in Florenz! Per Bacco! aber hier ist noch ein silberner Becher übrig — wie kommt das?" Mit diesen Worten ergriff der Mann den Becher, den Adrian so eben geleert hatte und steckte ihn in seine Brust. Dann wandte er sich gegen Adrian, der die Hand noch immer an dem Griff des Schwertes hatte, und sagte mit lautem Lachen, das gebrochen und gedämpft durch seine Maske drang, „o, wir schneiden keine Kehlen ab, Signor; der Unsichtbare erspart uns diese Mühe. Wir sind ehrliche Leute, Diener des Staates, und kommen nur, um nachzusehen, ob der Karren heute Abend hier zu halten hat."

„So seid Ihr also — —"

„Becchini!"

Adrians Blut erstarrte. Der Becchino fuhr fort: „Und bleibt Ihr während Eures Aufenthaltes in Florenz in diesem Hause, Signor?"

„Ja, wenn der rechtmäßige Besitzer es nicht anspricht."

„Ha! ha! Rechtmäßiger Besitzer! Die Pest ist jetzt Herrin über Alles! Nun, ich habe drei stattliche Banden gekannt, welche diesen Palast letzte Woche inne hatten, und habe sie Alle begraben — Alle! Es ist immer ein anständiges Haus, das gute Kundschaft liefert. Seid Ihr allein?"

„Für wirklich, ja."

„Zeigt uns, wo Ihr schlaft, daß wir wissen, wo wir Euch zu suchen haben. Ihr werdet, wie ich sehe, uns in den drei nächsten Tagen nicht bedürfen."

„Ihr seid artige Bewillkommer!" sagte Adrian; „aber hört auf mich. Könnt Ihr die Lebenden eben so gut auffinden, wie Ihr die Todten begrabt? Ich suche ein Mädchen in dieser Stadt, wenn Ihr sie ausfindig macht, soll es ein Jahr Eures Leichenverdienstes aufwiegen!"

„Nein, nein! Das geht über unsern Beruf. Eben so gut am Strande ein Sandkorn suchen, als ein lebendiges Wesen in geschlossenen Häusern und gähnenden Grüften, aber wenn Ihr die armen Todtengräber vorausbezahlen wollt, verspreche ich Euch den ersten Platz in einer neuen Leichengrube; sie wird gerade zu der Zeit fertig werden, wo Ihr eine solche bedürft."

„Hier," sagte Adrian, indem er den Elenden einige Goldstücke hinwarf, hier! und wenn Ihr mir einen angenehmeren Dienst erweisen wollt, so verlaßt mich wenigstens, so lange ich lebe, oder ich kann Euch auch diese Mühe ersparen." Damit verließ er das Zimmer.

Der Becchino, welcher das Wort geführt hatte, folgte ihm. „Ihr seid großmüthig, Signor, haltet; Ihr werdet frischere Speisen brauchen können, als diese verschimmelten Überreste. Ich will Euch mit dem Besten versehen, so lange — so lange Ihr noch etwas bedürft. Und hört — wen wünscht Ihr denn, daß ich aufsuche?"

Diese Frage hielt Adrian zurück. Er sagte ihm Irenens Namen und alle nähern Umstände, die er selbst kannte; und mit wundem Herzen beschrieb er Haare, Züge und Gestalt des geliebten, geheiligten Wesens, die einem Dichter hätten Stoff geben können, und jetzt für einen Todtengräber als Leitfaden dienten.

Die unheilige Erscheinung schüttelte den Kopf, als Adrian zu sprechen aufhörte. „Volle fünfhundert Beschreibungen hörte ich in den ersten Tagen der Pest, als es hier noch solche Geschöpfe, wie Geliebte und Liebende gab; es ist ein schöner Katalog, und es wird ein Stolz für einen armen Becchino sein, so viele Reize zu entdecken, oder auch nur zu begraben! Ich will mein Möglichstes thun; inzwischen kann ich Euch, wenn Ihr in der Eile Eure Zeit noch aufs Beste benützen wollt, manches hübsche Gesicht und manche anmuthige Gestalt empfehlen — —"

„Hinweg, Satan!" murmelte Adrian, „ich Narr, mußte ich meine Zeit an einen Menschen wie Dich verschwenden!"

Das Gelächter des Todtengräbers folgte seinen Schritten. Diesen ganzen Tag durchwanderte Adrian

die Stadt, aber Suchen und Nachfragen blieben gleich erfolglos; Alle, denen er begegnete und die er fragte, schienen ihn als einen Wahnsinnigen zu betrachten, und überdies waren sie von der Art, daß er sich nicht viel Vorschub in seinem Bestreben von ihnen hätte versprechen dürfen. Wilde Banden unordentlicher, betrunkener Zecher, Prozessionen von Mönchen, oder hie und da einzelne Individuen, welche schnell vorübereilten und jede Annäherung, jede Anrede scheuten, waren die einzigen Wanderer in den schauderhaften Straßen, bis die Sonne düster und gelb hinter den Hügeln unterging und die Dunkelheit den geräuschlosen Schritt der Pest umhüllte.

---

## Drittes Kapitel.

### Die Blüten unter den Gräbern.

Adrian fand, daß die Vecchini Sorge getragen hatten, daß der Hunger nicht der Pest zuvorkomme; das Bankett der Todten war hinweggeräumt und frische Speisen und Weine aller Art — denn hieran hatte Florenz damals Ueberfluß — standen auf der Tafel. Er genoß von den Erfrischungen, jedoch sehr mäßig, und schauderte davor zurück, Ruhe in Betten zu suchen, unter deren prächtigen Decken der Tod in neuerer Zeit so geschäftig gewesen war, schloß sorgfältig Thüren und Fenster, wickelte sich in seinen Mantel und legte sich in dem Zimmer, in welchem er gegessen hatte, auf Polstern zur Ruhe nieder.

Ermattung warf ihn in einen unruhigen Schlummer, aus dem er plötzlich durch Rollen eines auf der Straße fahrenden Karren und durch das Geklingel von Glocken geweckt wurde. Er horchte, wie der Karren von Haus zu Haus fuhr und sein Getöse sich entlich in der Ferne verlor. —Er schlief in dieser Nacht nicht mehr!

Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, als er schon seine Nachsuchungen fortsetzte; es war noch frühe, als er an einer Kirche vorüberging, aus deren Thüre zwei reich gekleidete Damen kamen, die den jungen Cavalier aufmerksam durch ihre Masken zu betrachten schienen. Der Anblick hielt auch ihn fest, als eine von den Damen sagte: „Schöner Signor, Ihr seid allzu kühn, daß Ihr kein Maske tragt und auch nicht an Blumen riecht.“

„Dame, ich trage keine Maske, weil ich gerne erkannt werden möchte, ich durchsuche diesen unseligen Ort nach einem Wesen, dessen Verlust mir Verlust des Lebens ist.“

„Er ist jung, anmuthig, offenbar von vornehmer Abkunft, und die Pest hat ihn noch nicht berührt; er wird für unsere Zwecke taugen,“ flüsterte eine der Damen der andern zu.

„Ganz meine Gedanken,“ versetzte ihre Begleiterin, dann wandte sie sich an Adrian und sagte: „Ihr suchet Eine, mit der Ihr nicht vermählt seid, da Ihr so zärtlich sucht.“

„Das ist wahr.“

„Jung und schön ist sie, hat dunkle Haare und

einen schneeweißen Nacken; ich will Euch zu Ihr führen."

„Signora!"

„Folgt uns!"

„Wißt Ihr, wer ich bin und wen ich suche?"

„Ja."

„Könnt Ihr mir wirklich etwas von Irenen sagen."

„Ich kann; folgt mir."

„Zu ihr?"

„Ja, ja; folgt uns!"

Die Damen gingen weiter, wie wenn sie eine Fortsetzung des Gespräches nicht zu wünschen schienen. Erstaunt, zweifelnd und wie in einem Traume folgte ihnen Adrian. Ihre Kleidung, ihr Benehmen und das reine Toskanisch der Einen, die ihn angeredet hatte, zeugten für ihre Geburt und hohen Stand; aber alles Andere war ein Räthsel, das er nicht lösen konnte.

Sie erreichten eine der Brücken, wo eine Sänfte und ein Diener zu Pferd einen Zelter am Zügel haltend, ihrer warteten. Die Damen stiegen in die Sänfte und diejenige, welche zuvor mit Adrian gesprochen, bat ihn, auf dem Zelter zu folgen.

„Aber sagt mir — —" begann er.

„Keine Fragen, Herr Ritter, sagte sie ungeduldig; folgt schweigend den Lebenden, oder bleibt bei den Todten, wie Ihr für gut findet."

Hierauf setzte sich die Sänfte in Bewegung und Adrian bestieg ganz verwundert den Zelter und folgte seinen seltsamen Führerinnen, die in ziemlich raschem

Schritte sich bewegten. Sie kamen über die Brücke, ließen den Fluß hinter sich und erstiegen bald eine sanfte Anhöhe, wo ländliche Bäume und Blumen statt der dumpfen Mauern und leeren Straßen ihren Blicken begegneten. Nachdem sie so etwas weniger, als eine halbe Stunde dahingezogen waren, schlugen sie einen grünen Pfad ein, der etwas von der Straße abführte und kamen plötzlich an die Säulenhallen eines schönen, stattlichen Palastes. Hier stiegen die Damen aus ihrer Sänfte, und Adrian, der vergeblich versucht hatte, den Diener zum Reden zu bringen, stieg gleichfalls ab und folgte ihnen durch einen geräumigen Hof, der zu beiden Seiten mit Blumenstöcken und Orangenbäumen gefüllt war, und durch eine weite Halle in den inneren Raum des Viereckes, wo er sich dann an einem der lieblichsten Orte befand, die je ein Auge gesehen oder ein Dichter besungen. Es war eine Anlage von dem frischesten Smaragdgrün, Gebüsche von Lorbeern und Myrten öffneten sich zu beiden Seiten in mit Jasmin und Rosen überhangenen Aussichten und Arkaden, in deren Hintergrund man Bildsäulen oder wasserreiche Fontänen erblickte; vorne war der freie Platz durch Reihen von mit Blumen gefüllten Vasen auf marmornen Fußgestellen eingeschlossen, und breite, allmählig sich erhebende Treppenfluchten von dem weißesten Marmor führten von Terrasse zu Terrasse, alle mit Bildsäulen und Fontänen geschmückt, einen hohen, aber sanft sich erhebenden grünen Hügel hinauf. Ferne in der weiten, abwechselnden, üppigen Landschaft wa=

ren Weinberge und Olivenhaine, die Villen und Dörfer des Arnothales, das der Silberstrom durchschnitt, zerstreut, während die Stadt mit all ihrer Ruhe, aber ohne ihre Schrecken, ihre Dächer und Kirchthürme gegen die Sonne erhob. Vögel von allerlei Farbe und Gesang, zum Theil frei, zum Theil in Geflechten von Golddraht, trillerten ringsumher, und mitten auf dem Rasen ruhten vier unmaskirte, reich gekleidete Damen, deren älteste kaum mehr als zwanzig Jahre schien, und fünf Cavaliere, jung und hübsch, deren juwelenbesetzte Kleidung und goldene Ketten ihren Rang verriethen. Wein und Früchte standen auf einem anderen Tische zur Seite, und musikalische Instrumente, Schachbrette und Triktraktafeln lagen untereinander umher. Eine so schöne Gruppe, eine so anmuthige Scene sah Adrian nur hier, und zwar inmitten der schauderhaften Pest Italiens! — eine Gruppe und eine Scene, wie sie unserer Stubenindolenz aus den Blättern des heiteren Boccacico wieder auftauchen mag!

Als man Adrian und seine Begleiterinnen sich nähern sah, stand die Gesellschaft augenblicklich auf, und eine der Damen, welche auf ihrem Haupte einen Kranz von Lorbeerblättern trug, schritt den anderen voraus und rief: „Wohl gethan, meine Mariana! willkommen bei der Wiederkehr, meine schöne Unterthaninnen. Und auch Ihr, mein Herr, seid hier willkommen.“

Die beiden Führerinnen des Colonna hatten mittlerweile ihre Masken abgenommen, und die eine,

welche ihn angeredet hatte, schüttelte ihre langen Rabenlocken über ein glänzendes, lachendes Auge und eine Wange, deren natürliche Olivenfarbe jetzt in ein leichtes Roth überging, und wandte sich zu ihm, ehe er die ihm gewordene Begrüßung hatte erwidern können.

„Herr Ritter," sagte sie, „Ihr seht jetzt, wozu ich Euch angelockt habe. Gesteht, daß dies angenehmer ist, als der Anblick und die Töne in der Stadt, die wir so eben verließen. Ihr seht mich erstaunt an. Seht, meine Königin, wie sprachlos der Zauber Eures Hofes unsern neuen Gefährten gemacht hat; ich versichere Euch, er könnte schnell genug reden, wenn er nur mit uns zu verkehren hätte; ja, ich sah mich genöthigt, ihm Stillschweigen aufzuerlegen."

„O! so habt Ihr ihn noch nicht über die Sitten und die Entstehungsart des Hofes belehrt, in den er tritt?" sagte die Dame mit dem Lorbeerkranz.

„Nein, meine Königin, ich dachte, jede Schilderung an einem Orte, wie unser armes Florenz gegenwärtig ist, würde ihren Zweck verfehlen. Meine Aufgabe ist gelöst, ich trete ihn Euer Gnaden ab!"

Mit diesen Worten hüpfte die Dame leicht hinweg und fing kokettirend an, ihre Locken vor dem glatten Spiegel eines Marmorbeckens zu ordnen, dessen Wasser über den Rand auf das Gras herunterträufelte: hie und da blickte sie lose nach dem Fremden und blieb nahe genug, um Alles zu hören, was gesprochen wurde.

„Vor Allem, Signor, erlaube uns," sagte die

Dame, welche Königin betitelt wurde, nach Deinem Namen, Deinem Stande und Deinem Geburtsorte zu fragen."

„Dame," erwiderte Adrian, „als ich hierher kam, ließ ich mir nicht träumen, daß ich mich selbst betreffende Fragen zu beantworten haben werde; was Euch aber zu fragen gefällt, muß mir zu beantworten gefallen. Ich bin Adrian di Castello, von dem römischen Hause Colonna."

„Eine edle Säule eines edeln Hauses!" * antwortete die Königin. „Was uns betrifft, hinsichtlich deren Eure Neugierde vielleicht rege geworden, so wisset, wir sind sechs Damen aus Florenz; verlassen von unsern Verwandten und Beschützern, oder derselben beraubt, faßten wir den Entschluß, uns in diesen Palast zurückzuziehen, wo, wenn der Tod sich naht, er die Hälfte seiner Schrecknisse verliert, und da uns die Gelehrten sagen, daß Traurigkeit die schreckliche Krankheit befördere, so sehet Ihr in uns geschworene Feindinnen derselben. Sechs uns bekannte Cavaliere verstanden sich dazu, uns zu begleiten. Unsere Tage, seien es deren noch viele oder wenige, verbringen wir mit allen nur erdenklichen Zerstreuungen. Musik und Tanz, heitere Erzählungen und fröhliche Gesänge füllen neben dem leichten Wechsel der Gegend vom Rasen in den Schatten, von der Allee zur Quelle,

* Hier spielt Bulwer wieder mit den beiden Wörtern Colonna und Colonne, die gleichlautend ausgesprochen werden, wie dies in einem früheren Theile des Werkes schon der Fall war. Der Uebers.

unsere Zeit aus und bereiten uns vor für den friedlichen Schlaf und glückliche Träume. Abwechselnd ist immer eine der Damen Königin unseres anmuthigen Hofes, wie heute mich das Loos getroffen. Das ganze Gesetzbuch unserer Verfassung besteht in einer einzigen Regel — daß nichts Trauriges Zutritt findet. Wir wollen leben, als wäre jene Stadt gar nicht vorhanden, und als ob (setzte die schöne Königin mit einem leichten Seufzer hinzu) Jugend, Anmuth und Schönheit ewig dauern könnten. Einer unserer Ritter verließ uns thörichterweise auf einen Tag, mit dem Versprechen, wieder zurückzukehren; wir haben ihn nicht mehr gesehen und wollen keine Vermuthungen darüber anstellen, was ihn betroffen haben mag. Es wurde nothwendig, seine Stelle zu ersetzen; wir warfen das Loos, wer seinen Nachfolger aufsuchen sollte; es fiel auf die Damen, die — ich hoffe nicht zu Eurer Unzufriedenheit — Euch hierher gebracht haben. Schöner Signor, meine Erklärung ist zu Ende."

„Ach, liebenswürdige Königin," sagte Adrian heftig, aber vergebens gegen die bittere Enttäuschung ankämpfend, die er fühlte — „ich kann kein Genosse Eures glücklichen Cirkels werden; schon in meiner Person verletze ich Euer oberstes Gesetz. Ich bin ganz von einem traurigen, angstvollen Gedanken durchdrungen, dem alle Heiterkeit als Gottlosigkeit erschiene. Unter Lebenden und Todten suche ich nach einem Wesen, über dessen Schicksal ich im Ungewissen bin, und nur durch die Worte, welche meine schöne Führerin fallen ließ, wurde ich von meinem traurigen Bemühen ab-

und hierher gelockt. Erlaubt mir, holde Dame, daß ich nach Florenz zurückkehre."

Die Königin blickte in stummem Ärger auf die schwarzäugige Mariana, die den Blick ebenso bedeutungsvoll zurückgab, dann plötzlich auf Adrian zuging und sagte: „Aber, Signor, wenn ich dennoch mein Versprechen hielte, wenn ich im Stande wäre, Dich der Gesundheit und des Wohlergehens Deiner — Deiner Irene zu versichern."

„Irene!" wiederholte Adrian erstaunt, denn er vergaß in diesem Augenblicke, daß er zuvor schon den Namen derjenigen, die er suchte, genannt hatte — „Irene — Irene di Gabrini, Schwester des einst so berühmten Rienzi!" -

„Dieselbe," versetzte Mariana rasch; „ich kannte sie, wie ich Euch gesagt. Nein, Signor, ich täusche Dich nicht. Es ist wahr, daß ich Dich nicht zu ihr bringen kann, aber um so besser — sie ging vor vielen Tagen schon in eine der lombardischen Städte, wohin, wie man sagt, die Geißel noch nicht gedrungen ist. Ist, edler Herr, jetzt Euer Herz nicht erleichtert? und wollt Ihr so bald den Hof der Anmuth verlassen, und vielleicht," setzte sie mit einem sanften Blicke aus ihren großen, schwarzen Augen hinzu — „der Liebe?"

„Darf ich, Dame, Euch in Wahrheit glauben?" sagte Adrian ganz entzückt, doch aber noch halb im Zweifel.

„Sollte ich einen treuen Liebenden, wie Ihr zu sein scheint, hintergehen wollen? Seid hierüber ruhig.

Nun, Königin, ich bitte Dich, nimm Deinen neuen Unterthanen auf."

Die Königin reichte Adrian die Hand und führte ihn zu der Gruppe, die in einiger Entfernung noch immer auf dem Grasplatze stand. Sie empfingen ihn wie einen Bruder und verziehen ihm aus Artigkeit gegen sein gutes Aussehen und seinen berühmten Namen bald seine etwas zerstreute Höflichkeit.

Die Königin klatschte in die Hände und die Gesellschaft setzte sich wieder auf dem Rasen, jede Dame neben ihren Cavalier. „Ihr, Mariana, wenn Ihr nicht zu müde seid," sagte die Königin, „sollt die Laute nehmen und diese lärmenden Heuschrecken zum Schweigen bringen, die so anmaßend um uns her zirpen, als ob sie Nachtigallen wären. Singe, holde Unterthanin, singe, und zwar das Lied von unserem theuren Freunde Signor Visdomini,* als eine Art von Einweihungsgesang für die an unserem Hofe Aufgenommenen."

Mariana, welche sich an Adrian's Seite niedergelassen hatte, nahm die Laute und sang nach einem kurzen Vorspiel die folgenden, hier mangelhaft übersetzten Strophen:

### Lied der florentinischen Dame.

Genieße doppelt du des Mittags Sonnenschein,
Wenn zweifelhaft dir ist das Morgen;

* Ich weiß nicht, ob dies derselbe Visdomini ist, der drei Jahre später mit einem der Medici eine so bedeutende Verstärkung nach dem damals von dem Visconti d' Oleggio belagerten Scarperia führte.

Und wisse, daß des Lebens Feste bald
Verrathen an den Tod durch Sorgen!

Der Tod ruft Alle, drum sei der Kummer fern,
Es soll uns jetzt kein kleinrer Meister zwingen,
Verdunkelt sich der Tag durch Wolken trüb und schwer,
So können sie die Nacht nur schneller noch uns bringen.

O, schwelge nur in Lieb', ergib dich jeder Lust,
Denn die Moral sollt' dich das schwarze Grab schon lehren;
Sogar der grause Tod, er ist der Freude Freund
Und pflanzet auf das Grab den Kranz von Lorbeeren.

Wenn ich das Auge seh', das mir das Herz entzückt,
Gewinnt mein Auge selbst ein neues, frisches Leben;
Wenn Freud im Himmel ist der Heil'gen schönes Loos,
So muß sie wohl auch hier den Himmel schon uns geben.

Diesem sehr beifällig aufgenommenen Gesange folgten jene leichten und witzigen Erzählungen, in welchen die italienischen Novellisten ein Vorbild für Voltaire und Marmontel wurden — während Jedes, sobald die Reihe kam, den Faden des Gespräches aufnahm und mit gleicher Gewandtheit jedes düstere Bild, jede traurige Betrachtung vermied, das die anmuthigen Müßiggänger an die Nähe des Todes erinnern konnte. Zu jeder anderen Zeit hätten Gemüthsart und Talente des jungen Signor di Castello ihn ganz dazu befähigt, an diesem arkadischen Hofe sich zu ergötzen und zu glänzen. Jetzt aber suchte er vergebens die Düsterheit von seiner Stirne, die ängstlichen Gedanken aus seinem Herzen zu verscheuchen. Er dachte an die erhaltene Nachricht, wunderte sich, muthmaßte, hoffte, fürchtete aber immer noch, und wenn sein Geist sich für einen Augenblick zu der Scene um ihn her wandte,

so fragte sich sein besseres Ich, zu wahrhaft poetisch für die unbeständigen Gefühle dieses Ortes — worin, die äußere Feinheit und die angenehme Lage ausgenommen, die Fröhlichkeit, von der er hier so wider seinen Willen Zeuge gewesen, sich von dem rohen Gelage in dem Kloster Sante Maria unterscheide — denn hier, wie dort, war ungeachtet der Verschiedenheit in dem äußerlichen Benehmen — die gleiche Hartherzigkeit und Selbstsucht, welche den Schrecken zur Fröhlichkeit machte. Die schöne Mariana, die, wie die Königin erzählt hatte, ihres Gefährten beraubt worden war, hatte ganz und gar keine Lust, den Neugewonnenen auch wieder zu verlieren. Sie drang ihm von Zeit zu Zeit die Weinflasche und Früchte auf, und bei diesen nichtssagenden Höflichkeiten ruhte ihre Hand leicht auf der seinigen. Endlich kam die Stunde, wo sich die Gesellschaft über die drückende Mittaghitze in den Palast zurückzog — um mit Sonnenuntergang wieder ins Freie zu kommen, um neben der Fontäne zu Nacht zu speisen, zu tanzen, zu singen und bei dem Lichte der Fakeln und der Sterne fröhlich zu sein, bis man sich zur Ruhe begab. Aber Adrian, nicht willens, diese Unterhaltung länger fortzusetzen, beschloß, so bald er sich allein in dem ihm angewiesenen Zimmer befand, sich in der Stille davon zu machen, als jedenfalls die kürzeste, und vielleicht nicht einmal die am wenigsten höfliche Art, sich zu verabschieden, die ihm übrig blieb. Demzufolge verließ er, als Alles ruhig und in Schlummer versunken schien, dem zu dieser Stunde die Bewohner des Südens

sich gewöhnlich überlassen, sein Zimmer, ging die Treppe hinab, schritt über den äußeren Hof und war schon an dem Thor, als er eine Stimme seinen Namen rufen hörte, welche Verdruß und Unruhe zu verrathen schien. Er wandte sich um und erblickte Mariana.

„Ei, wie, Signor di Castello, ist unsere Gesellschaft so unerfreulich, unsere Musik so schnarrend, oder sind unsere Stirnen so gerunzelt, daß Ihr flieht, wie der Reisende vor den Hexen, die er in Benevent trifft? Nein, Ihr könnt uns doch nicht verlassen wollen?“

„Schöne Dame,“ versetzte der Cavalier, etwas aus der Fassung gebracht, „vergebens bemühe ich mich, meinen Trübsinn zu verscheuchen, oder mich in die an Eurem Hofe nothwendige Stimmung zu versetzen, dem keine Traurigkeit sich nahen soll. Eure Gesetze lasten auf mir wie auf einem Verbrecher — besser baldige Flucht als strenge Ausstoßung.“

Mit diesen Worten ging er weiter und wäre durch das Thor geschritten, wenn nicht Mariana ihn beim Arme gefaßt hätte.

„Nein,“ sagte sie sanft; „sind hier denn keine Augen voll dunkeln Lichtes und kein schneeweißer Nacken, die Dich für die Abwesende entschädigen können? Bleibe und vergiß, wie ohne Zweifel in Deiner Abwesenheit auch Du vergessen bist!“

„Dame,“ antwortete er mit tiefem Ernste und nicht ohne eine Beimischung von übel verhehlter Verachtung, „ich habe nicht lange genug im Angesichte und unter den Tönen des Schmerzens verweilt, daß mein Herz

gegen Alles, was um mich vorgeht, unempfindlich wäre. Genieße, wenn Du kannst, und pflücke die Rosen, die um das Grab sich ranken; aber mir, dem sich noch immer die Bilder des Todes aufdrängen, scheint Schönheit vergebens Entzücken einzuflößen, und Liebe — selbst heilige Liebe — scheint nur durch den Schatten des Todes verdunkelt. Verzeihe mir und lebe wohl!"

„So gehe denn," sagte die Florentinerin beleidigt und erzürnt über seine Kälte, „gehe und suche Deine Geliebte unter den Umgebungen, bei denen Deine Phantasie sich so gerne verweilt. Ich täuschte Dich nur, blinder Thor! ich hoffte für Dein eigenes Beste, wenn ich Dir sagte, Irene (war dies der Name?) sei aus Florenz gegangen. Ich wußte und hörte nichts von ihr, außer durch dich. Kehre zurück, durchsuche die Gruft und siehe, ob Du sie noch immer liebst!"

---

## Viertes Kapitel.

Wir erreichen, was wir suchen, und wissen es nicht.

In der heftigsten Mittagshitze, zu Fuß, kehrte Adrian nach Florenz zurück. Als er sich der Stadt näherte, kam ihm die ganze heitere, festliche Scene, die er verlassen, wie ein Traum vor, wie eine Vision von den Gärten und Lauben einer Zauberin, woraus er plötzlich erwachte, wie ein Verbrecher am Morgen seiner Hinrichtung erwachen mag, um das Schaffot und den Henker zu erblicken — so sehr führte jeder schweigende und einsame Schritt in die Leichenstadt

seine verwirrten Gedanken zugleich zu Leben und Tod zurück. Die Abschiedsworte Marianens tönten wie eine Todtenglocke in seinem Herzen. Und als er jetzt weiter schritt, vereinte sich die Hitze des Tages, die schwüle Atmosphäre, lange Anstrengung, abwechselnde Erschöpfung und Aufregung mit dem Schmerz über Enttäuschung, dem quälenden Bewußtsein von dem Verluste kostbarer, unwiederbringlicher Augenblicke, und seine völlige Verzweiflung, wieder einen systematischen Plan für seine Nachforschungen zu entwerfen — und das Fieber brannte rasch durch seine Adern. Auf seinen Schläfen glaubte er den Druck eines Berges zu fühlen, seine Lippen waren trocken von unerträglichem Durste, die Kraft schien ihn plötzlich zu verlassen, und nur mit Mühe und Anstrengung schleppte er seine matten Glieder weiter.

„Ich fühle ihn," dachte er mit dem sich sträubenden Widerwillen und der schauernden Angst, mit welcher die Natur immer gegen den Tod kämpft, „ich fühle ihn an mir — den verschlingenden Unsichtbaren — ich werde unterliegen, und zwar ohne sie zu retten; auch wird nicht ein Grab uns umhüllen!"

Doch diese Gedanken vermehrten nur rasch die Krankheit, welche anfing, an ihm zu nagen, und ehe er das Innere der Stadt erreichte, verließ ihn auch die Besinnungskraft. Die Bilder von Menschen und Häusern wurden unbestimmt und schattenartig vor seinen Augen; der brennende Boden schwankte und kreiste unter seinen Tritten; das Delirium zog sich über ihm zusammen, und abgebrochene, unzusammen=

hängende Worte murmelnd, setzte er seinen Weg fort; die Wenigen, welchen er begegnete, flohen aus Schrecken vor ihm. Sogar die Mönche, die noch immer ihre feierlichen und traurigen Prozessionen hielten, zogen sich, ein bene vobis murmelnd, auf die entgegengesetzte Seite der Straße, um seinen schwankenden, taumelnden Schritten nicht in den Weg zu kommen. Und vor einer Bude an einer Straßenecke warfen vier zusammen trinkende Becchini unter ihren schwarzen Masken hervor Blicke, wie sie etwa Geier auf einen sterbenden Wanderer der Wüste warfen. Noch immer schlich er weiter, streckte die Arme aus wie ein im Dunkeln Tappender und suchte mit der schwachen Besinnungskraft, die noch gegen das Delirium kämpfte, das Gebäude zu finden, in dem er seine Wohnung aufgeschlagen hatte, obgleich viele, eben so schön, um darin zu leben, und eben so brauchbar, um darin zu sterben, mit offenen Portalen vor und neben ihm standen.

„Irene! Irene!“ rief er, bald mit murmelndem, leisem Tone, bald mit wildem, durchdringendem Kreischen, „wo bist Du, wo? Ich komme, Dich ihnen zu entreißen; sie sollen Dich nicht haben, die schmutzigen, häßlichen Feinde! Pah! wie riecht die Luft nach Todtenfleisch! Irene, Irene! wir wollen fort, nach meinem eigenen Palaste und dem himmlischen See — Irene!“

Wie er so mit umnachteten Sinnen rief, traten plötzlich zwei weibliche Gestalten in Masken und Mänteln aus einem nahe liegenden Hause.

„Eitle Klugheit!“ sagte die Größere und Schlankere von Beiden, deren Mantel, was ich hier bemerken muß, von tiefem Blau, mit Silber gestickt, Schnitt und Farbe hatte, wie sie in Florenz nicht häufig, wohl aber in Rom getragen wurden, wo die Kleidung der Damen aus höheren Ständen außerordentlich reich in Farbe und Faltenwurf war — und hierin unterschied sie sich von der einfacheren und weniger vollen toskanischen Tracht; „eitle Klugheit, einem unerbittlichen und gewissen Schicksal entfliehen zu wollen!“

„Nun, Du wirst doch nicht wollen, daß wir mit drei Todten im nächsten Zimmer, die wir überdies nicht kennen, die Wohnung theilen sollen — wo Florenz so viele leere Hallen hat? Glaube mir, wir werden nicht weit gehen dürfen, ehe wir eine weniger gefährliche Wohnung für uns finden.“

„Bisher wurden wir in der That wunderbar bewahrt,“ seufzte die Andere, deren Stimme und Gestalt auf große Jugend schließen ließen; „aber ich wollte, wir wüßten, wohin fliehen — welcher Berg, welcher Wald, welche Höhle meinen Bruder mit seiner treuen Nina birgt! Ich bin krank vor Schrecken!“

„Irene, Irene! Wenn Du in Mailand oder sonst einer lombardischen Stadt bist, warum verweile ich denn noch hier? Zu Pferde, zu Pferde! O, nein! nein! — nicht das Pferd mit den Glocken! nicht den Todtenkarren!“ Mit einem Schrei, einem Gekreische, lauter als das lauteste der Kranken, riß sich die jüngere der beiden Damen von ihrer Begleiterin los. Es war, als hätte sie ein einziger Schritt an Adrians

Seite gebracht. Sie ergriff seinen Arm — sie blickte ihm in das Gesicht, sie begegnete seinem bewußtlosen Auge, das von fürchterlichem Feuer leuchtete. „Sie hat ihn ergriffen!“ (sagte sie dann in tiefem, aber ruhigem Tone) — „die Pest!“

„Hinweg, hinweg! seid Ihr toll?“ rief ihre Begleiterin; „fort, fort — berühre mich nicht, denn eben hast Du ihn berührt — gehe! hier trennen wir uns!“

„Helft mir, ihn irgend wohin tragen; seht, er wird ohnmächtig, er taumelt, er fällt! — helft mir, theure Signora, um der Barmherzigkeit, der Liebe Gottes willen!“

Aber gänzlich von der selbstsüchtigen Furcht ergriffen, welche in jener schreckensvollen Zeit alle Menschlichkeit überwog, floh die ältere Dame, obwohl im Grunde ihres Herzens gütig, mitleidig und wohlwollend, eilig davon und verschwand bald. Trotz dem, daß sich das junge Mädchen nun mit Adrian allein sah, der jetzt durch die Heftigkeit des in seinem Inneren wüthenden Fiebers zu Boden gefallen war, verließen sie Körperstärke und Besonnenheit nicht. Sie riß den schweren Mantel ab, der ihre Arme bedeckte, und warf ihn von sich; dann hob sie das Angesicht ihres Geliebten auf — denn Niemand anders als Irene war das schwache Weib, die nicht vor der tödtlichen Ansteckung zurückschrack — legte es an ihre Brust und rief mehre Male laut um Hülfe. Endlich näherten sich die Becchini aus der vorhin erwähnten Bude — abgehärtet in ihrem Geschäfte, entgingen sie durch eben

diese Abhärtung der Pest leichter, als die Vorsichtigsten — träge. „Schneller, schneller, um der Liebe Christi willen!“ rief Irene. „Ich habe viel Gold; ich will Euch gut belohnen; helft mir ihn unter das nächste Dach tragen.“

„Überlaßt ihn uns, junge Dame; wir hatten schon ein Auge auf ihn,“ sagte einer der Todtengräber. „Wir wollen unsere Pflicht an ihm erfüllen, die erste und die letzte.“

„Nein — nein! berührt sein Haupt nicht — überlaßt das mir. So, ich will Euch helfen, so — nun denn — aber haltet ihn sanft!“

Unterstützt von diesen schauderhaften Leuten trug Irene, welche ihren Verlobten nicht los lassen wollte, sondern die geliebten Augen und Lippen (obwohl beide jetzt geschlossen) zu bewachen schien, als wollte sie dadurch die Seele vom Scheiden abhalten, Adrian in ein nahe gelegenes Haus und legte ihn auf ein Bett; von dem aber Irene (die, wie in solchen Augenblicken nur Frauen fähig sind, die Geistesgegenwart und wachsame Umsicht behielt, die zu ihrer sonstigen lebhaften Reizbarkeit einen bedeutenden Gegensatz bildeten) zuerst Decken und Überzüge hinwegnehmen ließ, die vielleicht angesteckt sein mochten. Dann schickte sie die Leute nach andern Bettstücken fort, so wie um einen Arzt zu holen, wo sie nur immer einen solchen mit Geld zu einer Pflichterfüllung bewegen könnten, welche jetzt hauptsächlich den heldenmüthigen Brüderschaften überlassen blieb. Diese, wie sehr auch durch das Urtheil der neueren Zeit wegen der Verbrechen einiger

unwürdigen Mitglieder geringgeschätzt, waren doch in jenen trüben Zeiten die besten, die unerschrockensten und die heiligsten Diener, welchen Gott je die Macht übertrug, den Unterdrückern zu widerstehen — die Hungrigen zu speisen — die Traurigen zu trösten, und die allein inmitten der heftigen Pest (die, gleichsam wie ein losgelassener Dämon des Abgrundes, alles zermalmt, was die Welt an Tugend und Gesetz bindet) wie durch den Schall einer Engelsposaune zu der edelsten Rittertugend des Kreuzes zu erwachen schienen — dessen Glaube die Selbstverläugnung — dessen Hoffnung jenseits des Lazarethes ist — dessen Fuß, schon für die Unsterblichkeit beflügelt, mit Siegerschritten über die Gräber des Todes hinwandelt!

Während so die Liebe ihre edelste Pflicht übte, kam die Straße herab, in welcher Adrian und Irene sich endlich getroffen — singend, taumelnd und tobend die verworfene, zügellose Bande, welche ihr Quartier in dem Kloster Santa Maria de Pazzi aufgeschlagen hatte, ihren Banditenhauptmann, der an jedem Arme (doch nicht mehr in Nonnenkleidern) eine Nonne führte. „Hoch lebe die Pest!“ jauchzte der Elende; „Hoch lebe die Pest!“ wiederholten die tollen Zecher.

„Hoch lebe die Pest, befreie sie immer nur
Den Schurken von der Kett', die Nonne vom Schwur,
Dem Schließer bring' sie Tod, den Gefangenen geb' sie los,
Hurrah, du Erdenplag', mir ist dein Segen groß.“

„Hollah!“ rief der Anführer und blieb stehen; „hier Margaretha, hier ist ein hübscher Mantel für Dich, mein Mädchen; Silber genug daran, Deine

Börse zu füllen, wenn sie je leer wird, was wohl möglich ist, wenn die Pest nachläßt."

„Nein," sagte das Mädchen, die unter aller Verheerung der Ausschweifung noch viel Jugend und Schönheit in Gestalt und Antlitz hatte; „nein, Guidotto, er könnte angesteckt sein."

„Pah, Kind, Silber steckt nie an. Wirf ihn um, wirf ihn um. Ueberdies, Schicksal bleibt Schicksal, und wenn Deine Stunde da ist, so gibt es noch andere Mittel, als den Gavocciolo."

Mit diesen Worten ergriff er den Mantel, warf ihn barsch über ihre halbentblößten Schultern und zog sie, halb erfreut über den Putz, halb in Angst vor der Gefahr, wie zuvor weiter, während nach und nach in der qualmenden Luft und den traurigen Straßen der Gesang dieser elendesten der Freuden verhallte.

---

## Fünftes Kapitel.

### Der Irrthum.

Drei Tage, drei verhängnißvolle Tage blieb Adrian seiner Kraft und seines Bewußtseins beraubt. Aber er war nicht von der Pest befallen, wie seine edelmüthige Wärterin voraus angenommen hatte. Es war ein heftiges, gefährliches Fieber, die Folge der großen Anstrengung, der Ruhelosigkeit und der schrecklichen Gemüthsbewegung, die er erduldet.

Kein Arzt vom Fach konnte aufgefunden werden, um ihn zu pflegen, aber ein guter Mönch, vielleicht

besser in der Heilkunde bewandert, als Mancher, der sie zum ausschließlichen Berufsgeschäfte machte, besuchte ihn täglich. Und während der langen und häufigen Abwesenheit, wozu seine übrigen zahlreichen Berufsgeschäfte den Mönch nöthigten, war immer ein Wesen da, um das Kissen zurecht zu legen, sein Ächzen zu belauschen, seinen Schlaf zu bewachen. Und selbst während dieser traurigen Dienstleistungen durchbebte, wenn in dem Fieberwahnsinn ihr Name, verbunden mit Ausdrücken leidenschaftlicher Zärtlichkeit, von seinen Lippen strömte, ein Schauer sonderbarer Lust das Herz der Verlobten, worüber, als wäre es ein Verbrechen, sie sich selbst tadelte. Aber auch die erhabenste Liebe ist selbstsüchtig in dem Entzücken, sich geliebt zu wissen! Die verschiedenartigsten Bewegungen, welche sich ihrer bemächtigten, wenn sie aus manchen unzusammenhängenden Fieberworten sich dunkel zusammenreimte, daß er um ihretwillen in die Stadt gekommen; dem Tode sich ausgesetzt, der Gefahr getrotzt hatte. Und wenn sie sich dann über ihn beugte, um leidenschaftlich diese brennende Stirne zu küssen, fielen ihre Thränen dicht auf das Idol ihrer Jugend, und die Quellen, denen sie entströmten, unergründlich und unberechenbar, waren von der Art, daß ein Leben sie nicht erschöpfen konnte. Keine Saite des menschlichen und weiblichen Herzens, die hier nicht in Anregung gebracht worden wäre: die anbetende Dankbarkeit, die demüthige Verwunderung, daß sie so geliebt werde, während sie es für ein so einfaches Verdienst hielt, so zu lieben; — als ob

jedes ihrer Opfer sich ganz von selbst verstände, — jedes, welches für sie gebracht wurde, eine Tugend wäre, der nichts in der Welt gleich komme, die die Welt nicht vergelten könne! Und da lag er, das Opfer seiner furchtlosen Treue, hülflos — von ihr abhängig — zwischen Leben und Tod — ein Wesen, dem sie Dank, dem sie Pflege schuldig war — das auf ihren Stolz, ihren Schutz, ihr Mitleiden und ihre Verehrung Anspruch hatte — ihr Retter, den sie jetzt retten sollte! Nie schien ein Gegenstand so viele tiefe Empfindungen eines Herzens in Anspruch zu nehmen: die romantische Begeisterung des Mädchens — die zärtliche Vergötterung der Braut — die wachende Vorsorge der Mutter über ihr Kind.

Und sonderbar! bei all der Aufregung während dieser einsamen Wache, wo sie kaum von seiner Seite wich, nur Nahrung zu sich nahm, damit ihre Kraft sie nicht verlasse, — nicht im Stande, ein Auge zu schließen — obwohl sie aus dem eben genannten Grunde gerne geruht hätte, wenn der Schlummer sich auf ihren Pflegbefohlenen senkte — bei all dieser heftigen Anstrengung des Körpers und des Herzens zeigte sie eine wunderbare Stärke. Und der heilige Mann erstaunte bei jedem Besuche, wenn er die noch so frische Wange, das noch so glänzende Auge der Wärterin sah. In ihrem Aberglauben war sie der Ansicht und fühlte sogar, daß sie der Himmel mit übernatürlicher Kraft ausgerüstet habe, um eine so heilige Aufgabe zu lösen, und in dieser Einbildung irrte sie nicht ganz: — denn der Himmel begabte sie wirk

lich mit einer göttlichen Kraft, als er in ein so sanftes Herz die ausdauernde Kraft und Stärke der Liebe pflanzte! Der Mönch hatte den Kranken noch spät in der dritten Nacht besucht und ihm ein starkes Beruhigungsmittel verordnet. „Diese Nacht," sagte er zu Irene, „wird die Krisis eintreten; sollte er, wie ich hoffe, mit wiederkehrendem Bewußtsein und ruhigem Pulse erwachen, so ist er gerettet; wenn nicht, junge Tochter, so bereitet Euch auf das Schlimmste. Solltet Ihr aber bemerken, daß die Krankheit eine beunruhigende Wendung nimmt, so daß meine Anwesenheit erforderlich würde, so wird Euch diese Rolle belehren, wo ich, wenn Gott mich verschont, zu jeder Stunde der Nacht und des Morgens zu treffen bin."

Der Mönch entfernte sich, und Irene trat ihre Wache wieder an.

Im Anfange war Adrians Schlaf unruhig und unterbrochen; seine Züge, seine Phantasien, seine Geberden — Alles zeugte von einem heftigen Kampfe des Geistes, oder des Körpers; es schien, und war vielleicht wirklich ein heftiger und zweifelhafter Kampf zwischen Leben und Tod in dem Schlafenden. Geduldig, schweigend, nur lange, tiefe Athemzüge holend, saß Irene an dem oberen Ende des Bettes. Die Lampe stand in der fernsten Ecke des Zimmers und ihr durch Vorhänge geschwächter Strahl ließ sie nur die Umrisse des Antlitzes erkennen, über welches sie wachte. In dieser schrecklichen Ungewißheit lagen stumm und erstarrt alle die Gedanken darnieder, welche bis jetzt ihren Geist aufgeregt hatten.

Sie fühlte nur jene unbeschreibliche Angst, welche wenige von uns nicht zu kennen das Glück haben. Diese zermalmende Last, unter der wir kaum athmen oder uns rühren können, die schrecklich drohende Lawine über uns, der wir nicht entfliehen können und unter der wir jeden Augenblick fürchten müssen begraben und verschüttet zu werden. Das ganze Geschick des Lebens lag in der Hoffnung dieser einzigen Nacht! Gerade als Adrian in einen tieferen, erquickenderen Schlummer zu versinken schien, unterbrachen die Glocken des Todtenkarrens mit ihrem unheimlichen Geläute die auffallende Stille in den Straßen. Bald verstummten sie, bald hörte man sie wieder, je nachdem der Karren anhielt, um seine schauerliche Last aufzunehmen; nach jedem Halten kam er näher. Endlich hörte sie, wie die schweren Räder gerade unter dem Fenster hielten und eine tiefe, schwer vernehmliche Stimme rief: „Bringt den Todten heraus!“ Sie stand auf und näherte sich mit geräuschlosem Schritte der Thüre, um diese zu schließen, als das dämmernde Licht auf die dunkeln, vermummten Gestalten der Becchini fiel.

„Ihr habt die Thüre nicht bezeichnet und auch den Leichnam nicht ausgesetzt,“ sagte der eine mürrisch; „aber es ist die dritte Nacht! er ist fertig für uns.“

„Stille, er schläft — fort, geschwind, es ist nicht die Pest, was ihn befallen hat.“

„Nicht die Pest?“ brummte der Becchino in ärgerlichem Tone,“ ich dachte keine andere Krank-

heit dürfe in die Rechte des Gavocciolo eingreifen!"

„Geht, hier ist Geld; verlaßt uns."

Der gräßliche Kärrner entfernte sich mürrisch. Der Karren fuhr weiter, man hörte wieder den Ton der Glocken, bis das entsetzliche Geläute nach und nach schwächer wurde und endlich in der Entfernung erstarb.

Die Lampe mit der Hand beschattend, schlich sich Irene an das Bett, fürchtend, der Ton und der lästige Besuch möchte den Schlummernden gestört haben. Aber sein Antlitz war noch wie von der eisernen Maske des Schlafes bedeckt. Er rührte sich nicht — kaum strömte sein Athem über seine Lippen — sie fühlte seinen Puls, als seine bleiche Hand auf der Decke lag — er schlug schwach — sie war zufrieden — sie entfernte das Licht von dem Bette, zog sich in eine Ecke des Zimmers zurück, stellte das kleine Kreuz, das sie um den Hals trug, auf den Tisch und betete in der Inbrunst ihres leidenden Herzens zu Ihm, der auch den Tod erlitten und der — wenn auch der Sohn des Himmels und Herr der Seraphim — doch auch in seiner irdischen Trübsal gebetet hatte, der Kelch möchte von ihm genommen werden.

Der Morgen brach an, nicht wie im Norden, langsam und dämmernd, sondern in der überraschenden Pracht, womit unter diesem Himmelsstriche der Tag auf die Erde springt — wie ein Riese aus seinem Schlafe. Ein plötzliches Lächeln — ein helles Glühen — und die Nacht war verschwunden. Adrian schlief

noch immer; keine Muskel schien sich gerührt zu haben; sein Schlaf war sogar noch tiefer wie zuvor; das Schweigen wurde eine Bürde für die Luft. Jetzt wurde wegen dieser todtähnlichen Erstarrung die einsame Pflegerin unruhig und erschreckt. Die Zeit verging — es wurde aus dem Morgen Mittag — noch immer weder ein Laut, noch eine Bewegung. Die Sonne stand mitten am Himmel — der Mönch kam nicht. Und als sie wieder Adrians Puls befühlte, da fühlte sie keine Bewegung desselben — sie blickte ihn an, unruhig und bestürzt; gewiß konnte ein lebendes Wesen nicht so ruhig und so blaß sein. „Ist es wirklich Schlaf, könnte es nicht — —" Eiskalt wandte sie sich ab; ihre Zunge klebte an den Lippen. Warum zögerte der Vater? — sie wollte ihn aufsuchen — sie wollte das Schlimmste erfahren — sie konnte es nicht länger ertragen. Sie sah in die Rolle, welche ihr der Mönch zurückgelassen. „Von Sonnenaufgang an," sagte diese, „werde ich in dem Dominikanerkloster sein. Der Tod hat viele der Brüder hinweggerafft." Das Kloster lag etwas ferne, aber sie kannte den Ort, und die Furcht sollte ihre Schritte beflügeln. Sie blickte den Schläfer gedankenvoll an und stürzte aus dem Hause. „Ich werde Dich gleich wieder sehen," lispelte sie. Ach! welche Hoffnung kann weiter als zum nächsten Augenblicke rechnen? Und wer kann mit Bestimmtheit zählen auf den Besitz des „Wieder?"

Wenige Minuten, nachdem Irene das Zimmer verlassen, öffnete Adrian mit einem langen Seufzer die Augen — ein ganz anderer, verwandelter Mensch;

das Fieber war vorüber, der wiederauflebende Puls schlug zwar langsam, aber ruhig. Sein Geist war wieder Herr über seinen Körper, und obwohl noch schwach und kraftlos, war doch die Gefahr vorüber, Leben und Bewußtsein wiergekehrt.

„Ich habe lange geschlafen," murmelte er, „und o, welche Träume! Ich glaubte Irene zu sehen, aber ich konnte nicht zu ihr sprechen, und als ich sie zu umfassen mich bemühte, veränderten sich ihre Züge, ihre Gestalt vergrößerte sich, und ich war in den Krallen der schändlichen Todtengräber. Es ist spät — die Sonne steht hoch — ich muß aufstehen und mich auf den Weg machen. Irene ist in der Lombardei. Nein, nein; das war eine Lüge, eine gottlose Lüge; sie ist in Florenz, ich muß meine Nachforschungen wieder beginnen."

Als er sich an diese Pflicht erinnerte, stand er von dem Bette auf — er erstaunte selbst über seine Kraftlosigkeit; anfangs konnte er nicht stehen, ohne sich an der Mauer zu halten; nach und nach gewann er jedoch so weit wieder den Gebrauch seiner Glieder, daß er, obwohl mühsam und mit Anstrengung, gehen konnte. Gieriger Hunger nagte an ihm; er fand einige spärliche und leichte Nahrungsmittel in dem Zimmer, die er gierig verschlang. Und beinahe ebenso begierig wusch er seinen Körper und sein entstelltes Gesicht mit dem in der Nähe stehenden Wasser. Jetzt fühlte er sich erfrischt und gestärkt und fing an, seine Kleider anzuziehen, die er auf einem Haufen neben seinem Bette fand. Er blickte verwundert und mit einer Art

von Mitleid mit sich selbst auf seine abgemagerten Hände und Glieder und kam jetzt auf den Gedanken, daß er bewußtlos eine schwere Krankheit überstanden haben müsse. „Und zwar allein," dachte er, „Niemand in der Nähe, um mich zu warten! die Natur meine einzige Pflegerin! Aber ach! ach! wie lange Zeit mag hier unnütz verflossen sein, und meine angebetete Irene — schnell, schnell, ich will keinen Augenblick mehr verlieren."

Bald befand er sich auf der offenen Straße; die Luft belebte ihn, und an diesem Morgen hatte sich, seit Wochen zum erstenmale, ein wohlthuendes, sanftes Lüftchen erhoben. Er ging sehr langsam und schwach weiter, bis er auf einen großen Platz kam, von dessen Mitte aus man eines der Hauptthore von Florenz, sowie die Feigenbäume und Olivengärten außerhalb desselben sehen konnte. Da kam ein Pilger von hohem Wuchse von dem Thore her auf ihn zu; sein Hut war zurückgeschlagen und ließ ein majestätisches, aber kummervolles Antlitz sehen, ein Antlitz, in dessen erhabenen Zügen, hoher Stirne und stolzem, unerschrockenem Blicke, überschattet von einem Ausdrucke mehr ernster, als sanfter Melancholie, die Natur den Stempel der Hoheit, das Schicksal den des Unglückes ausgeprägt zu haben schien. Und als die beiden Männer, die einzigen Wanderer in der Straße, sich jetzt auf dem schweigenden, traurigen Platze begegneten, blieb Adrian plötzlich stehen und sagte mit überraschter, zweifelnder Stimme: „Träume ich noch immer, oder sehe ich Rienzi vor mir?"

Der Pilger blieb, als er den Namen hörte, ebenfalls stehen und sagte, nachdem er lange in das eingefallene Gesicht des jungen Signor geblickt hatte: „Ich bin derjenige, welcher Rienzi war! und in Euch, blasser Schatten, begegne ich in diesem Grabe Italiens dem glänzenden, stolzen Colonna? Ach, junger Freund," setzte er mit milderer, freundlicherer Stimme hinzu, „hat die Pest die Zierde des römischen Adels nicht verschont? Komme, ich, der grausame und harte Tribun, will Dein Wärter sein; derjenige, welcher mein Bruder hätte werden sollen, hat auch Anspruch auf meine brüderliche Fürsorge."

Mit diesen Worten schlang er den Arm zärtlich um Adrian, und der junge Edelmann, von seiner Theilnahme gerührt und von der Überraschung ergriffen, lehnte sich schweigend an Rienzi's Brust.

„Armer Jüngling," begann der Tribun wieder, der, mehr gestürzt als abgesetzt, auch jetzt noch so genannt werden mag; „ich habe die Jugend immer geliebt (mein Bruder starb jung), und Euch mehr, als irgend Einen. Welches unglückliche Verhängniß brachte Dich hierher?"

„Irene!" versetzte Adrian stammelnd.

„Ist es so, wirklich? Bist Du ein Colonna und achtest noch die Gefallenen? Dieselbe Pflicht hat auch mich in die Stadt des Todes gerufen. Von dem fernsten Süden — über die Berge der Räuber — durch die festen Plätze meiner Feinde — durch Städte, in welchen der Herold vor meinen Ohren den auf meinen Kopf gesetzten Preis verkündete — bin ich zu Fuß

und allein hierher gekommen, sicher unter den Schwingen des Allmächtigen. Junger Mann, Du hättest diese Aufgabe Einem überlassen sollen, über dessen Leben ein Zauber schwebt, und den Himmel und Erde noch für ein fest bestimmtes Ziel aufbewahren!“

Der Tribun sagte dies mit einer tiefen, aus dem Innern kommenden Stimme, und aus seinem erhobenen Blicke und seiner feierlichen Stirne konnte man beurtheilen, wie sehr sein Unglück seinen Fanatismus gesteigert und seine sanguinischen Hoffnungen vermehrt hatte.

„Aber,“ fragte Adrian, indem er sich sanft von Rienzi's Arm losmachte, „Du weißt also, wo Irene zu finden ist; lasse uns zusammen hingehen. Verliere keinen Augenblick mit Reden; die Zeit ist von unschätzbarem Werthe und ein Augenblick in dieser Stadt ist oft nur die Brücke zur Ewigkeit.“

„Recht,“ sagte Rienzi, wieder für seinen Zweck erwachend. „Aber fürchte nicht; ich habe geträumt, daß ich sie retten werde, die Perle und den Liebling meines Hauses. Fürchte nichts, ich habe keine Furcht.“

„Wißt Ihr, wo Ihr sie zu suchen habt?“ sagte Adrian ungeduldig; „das Kloster beherbergt jetzt ganz andere Gäste.“

„Ha! so träumte ich!“

„Sprecht jetzt nicht von Träumen,“ sagte der Liebende; „wenn Ihr aber keinen anderen Leitfaden habt, so wollen wir uns plötzlich trennen, um sie aufzusuchen. Ich will diese Straße übernehmen und Ihr nehmt die andere, und bei Sonnenuntergang treffen wir uns wieder hier.“

„Vorschneller Mann!“ sagte der Tribun sehr feierlich; „spotte nicht über Gesichte, durch welche der Himmel zu seinen Auserwählten spricht. Du suchst Rath bei Deiner menschlichen Klugheit; ich, weniger anmaßend, folge der Hand der geheimnißvollen Vorsehung, die sich gerade jetzt wie eine Feuersäule durch die Wüste des Schreckens vor meinen Blicken hinbewegt. Ja, treffen wir uns hier wieder bei Sonnenuntergang und sehen dann, welcher Führer der sicherere ist. Wenn mir mein Traum die Wahrheit sagt, so finde ich meine Schwester am Leben, ehe die Sonne hinter jenem Hügel untertaucht, bei einer dem heiligen Markus geweihten Kirche.

Der tiefe Ernst, mit welchem Rienzi sprach, flößte Adrian eine Hoffnung ein, die doch seine Vernunft nicht anerkennen wollte. Er sah ihn mit jenem stolzen und stattlichen Schritte dahingehen, dem seine fliegenden Gewande eine noch erhabenere Würde verliehen, und beugte dann in die Straße rechter Hand. Noch hatte er sie nicht zur Hälfte durchlaufen, als er sich bei dem Mantel gezogen fühlte. Er wandte sich um und sah die unförmliche Larve eines Becchino.

„Ich fürchtete, Ihr habt geeilt, und ein Anderer habe mich um meinen Dienst betrogen,“ sagte der Todtengräber, „als ich sah, daß Ihr nicht in den Palast des alten Fürsten zurückgekehrt seid. Ihr könnt mich, wie ich sehe, nicht von meinen übrigen Genossen unterscheiden, aber ich bin derjenige, dem Ihr auftruget, zu forschen nach — —“

„Irene!“

„Ja, Irene di Gabrini; Ihr verspracht eine ansehnliche Belohnung.

„Die Ihr auch erhalten sollt.“

„Folgt mir.“

Der Becchino ging voran und erreichte bald ein großes Haus. Er pochte zweimal an des Pförtners Eingang, und eine alte Frau öffnete sorgfältig die Thüre. „Fürchtet nichts, gute Muhme,“ sagte der Todtengräber; „dies ist der junge Herr, von dem ich Euch sprach. Du sagtest, Du habest zwei Damen in dem Palaste, die allein alle Bewohner überlebt hätten; die eine heiße Bianca di Medici und — wie hieß die Andere?“

„Irene di Gabrini, eine römische Dame. Aber ich sagte Dir, daß sie, erschreckt durch die hier befindlichen Todten, das Haus schon vor vier Tagen verlassen haben.“

„Ganz richtig, und war etwas Auffallendes in der Kleidung der Signora di Gabrini?“

„Ja, ich habe es Dir ja gesagt; ein blauer, mit Silber durchwirkter Mantel, wie ich ihn noch selten sah.“

„Waren Sterne, silberne Sterne darein gewirkt,“ rief Adrian, „mit einer Sonne in der Mitte?“

„Gerade so!“

„Ach! ach! das Familienwappen des Tribuns! Ich erinnere mich, wie ich den Mantel lobte, als sie ihn das erstemal trug — an dem Tage, an dem wir uns verlobten!“ Und auf einmal errieth der Liebende, warum Irene so sorgfältig ein ihr durch daran sich

knüpfende Erinnerungen theuer gewordenes Kleidungsstück beibehalten hatte.

„Weiter wißt Ihr Nichts von Euren Hausleuten?"

„Nichts."

„Und Das ist Alles, was Ihr in Erfahrung gebracht, Bursche?" rief Adrian.

„Geduld. Ich muß Euch von Beweis zu Beweis, von Glied zu Glied führen, um meine Belohnung zu verdienen. Folgt mir, Signor."

Der Becchino ging nun durch mehrere Gäßchen und Straßen und kam dann an ein Haus von minder prächtiger Gestalt und Bauart. Er pochte wieder dreimal an die Thür des Sprachzimmers, und diesmal kam ein verwitterter, lahmer, alter Mann heraus, den der Tod aus Verachtung nicht abzurufen schien:

„Signor Astuccio," sagte der Becchino, „verzeihe mir, aber ich sagte Dir, ich werde Dich einmal bemühen. Dies ist der Herr, der zu wissen verlangt, was nicht zu wissen oft am besten ist — aber das geht mich Nichts an. Kam eine Dame — jung und schön — mit schwarzen Haaren und von schlankem Wuchs, mit den ersten Anzeichen der Pest behaftet, vor drei Tagen in dieses Haus?"

„Ja, Du weißt das selbst am besten; und noch besser weißt Du, daß sie es vor zwei Tagen verlassen hat; es ging schnell mit ihr, schneller als mit den Meisten!"

„Trug sie etwas Auffallendes an sich?"

„Ja, Plagegeist; einen blauen Mantel mit Silbersternen."

„Hast Du irgend welche Vermuthungen hinsichtlich ihrer früheren Verhältnisse?“

„Nein, außer daß sie Viel von dem Nonnenkloster Santa Maria de' Pazzi, von Banditen und Entheiligung phantasirte.“

„Seid Ihr zufrieden gestellt, Signor?“ fragte der Todtengräber, indem er sich mit triumphirender Miene gegen Adrian wandte. „Aber nein, Du sollst noch mehr erfahren, wenn Du den Muth hast. Willst Du mir folgen?“

„Ich verstehe Dich; geh voran. Muth! was habe ich jetzt noch auf der Erde zu fürchten?“

Der Todtengräber murmelte vor sich hin: „Ja, nur mich machen lassen. Ich habe einen Kopf, der etwas werth ist; ich verlange von keinem Herrn, daß er mir auf mein Wort glaubt; er soll sich mit eigenen Augen überzeugen, was meine Mühe werth ist,“ und damit ging er durch eines der Thore etwas vor die Stadt. Hier saßen unter einem Schuppen sechs seiner gespensterartigen, unheimlichen Genossen mit Spaten und Hauen zu ihren Füßen.

Der Führer kehrte sich jetzt gegen Adrian um, dessen Angesicht in der Verzweiflung ruhig und entschlossen war.

„Schöner Signor,“ sagte er in einem Anflug zögernden Mitleids, „wolltest Du wirklich Deine Augen und Dein Herz überzeugen? — Der Anblick kann Dich erschrecken, die Ansteckung Dich tödten — wenn nicht, wie es mir freilich scheint, der Tod schon sein „Mein“ Dir aufgedrückt hat.“

„Unglücks= und Jammerrabe!“ antwortete Adrian, siehst Du nicht, daß ich nur vor Deiner Stimme und Deinem Anblicke zurückschaudre! Zeige mir die ich suche, lebendig oder todt.“

„So will ich sie Euch denn zeigen,“ sagte der Becchino mürrisch, „so wie sie mir vor zwei Näch= ten übergeben wurde. Umriß und Züge mögen schon etwas verwischt sein, denn die Pest führt einen ra= schen Besen; aber ich habe das an ihr gelassen, wor= an Ihr erkennen kennt, daß der Becchino kein Lüg= ner ist. Bringt Fackeln her Kameraden, und macht die Thüre auf. Starrt mich nicht an; es ist eine Grille des Herrn und er bezahlt sie gut.“

Sie wandten sich rechts und Adrian folgte mecha= nisch seinen Führern, ein Schauspiel, dessen gräßliche Philosophie wie mit einem Rade allen Stolz eines Sterblichen zermalmt — das Schauspiel der Gruft, worin die Erde alles verbirgt; was auf Erden blühte, genoß und frohlockte — erwartete sein Auge!

Die Becchini erhoben ein schweres Gatter, senk= ten ihre Fackeln (was kaum nöthig war, denn durch die Oeffnung strömte mit gräßlichem Glanze das helle Sonnenlicht), und winkten Adrian, näher zu treten. Er stand auf dem Gipfel vor dem Abgrunde und blickte hinab.

— — — — —

Es war ein großer, tiefer, kreisförmiger Raum, wie der Boden eines leeren Brunnens. In rings in die Erdwände geschnittenen Nischen lagen, wie es

sich gehört, in Särgen die frühesten Opfer der Pest, welche dahin kamen, als der Markt der Becchini noch nicht überfüllt war, als noch Priester den Todten folgten und Freunde sie betrauerten. Aber auf dem Boden unten, da war Abscheu nud Schrecken!

Auf Haufen zusammengepreßt — die Einen nackt, die Anderen in schon schwarzen und verfaulten Sterbekleidern — lagen die späteren Gäste, die ohne zu beichten, ohne den Segen empfangen zu haben, starben! Das Licht der Fackeln und der Sonne strömte hell und roth über die Verwesung in allen ihren Stufen, von der blaßblauen Farbe und dem aufgeschwollenen Körper bis zu der feuchten, nicht zu unterscheidenden Masse oder den abgeschälten Knochen, woran in Streifen und Fetzen noch das schwarze, zerrissene Fleisch hing. Bei Vielen blieb das Angesicht beinahe unverändert, während der übrige Körper nur Geripp war; das lange Haar, das menschliche Antlitz auf dem scheußlichen Skelett. Da lag das Kind noch an der Brust der Mutter, dort der Liebende quer über den zarten Gliedern der Angebeteten! Die Ratten (und es kamen unzählige zu diesem Feste) fuhren nur gestört, nicht verscheucht von ihrem abscheulichen Mahle auf, als das Licht auf sie hinabfiel, und Tausende derselben lagen starr und todt umher, vergiftet von ihrem Fraß! Da hatte auch der rohe Spott der Todtengräber, obwohl des Goldes und der Edelsteine beraubt, die Zeichen früherer hoher Stellung hinabgeworfen — den zerbrochenen Stab des Richters, den Feldherrnstab, die priesterliche Mütze! Die unreinen, schwarzblauen Dunstgebilde set=

ten sich, wie das Fleisch selbst, schwammig und faul an den Wänden an und das *

— — — —

— — — —

Aber wer wollte die unaussprechlichen, undenkbaren Schauer beschreiben, die in dem Palaste herrschten, wo der große König die Gefangenen empfing, welche das Schwert der Pest bezwungen hatte?

Aber von der ganzen zahlreichen Versammlung — so reich an Schönheit und hoher Geburt, an Stärke der Jugend und Eoren des Alters, an Muth der Tapferen und Weisheit der Gelehrten, an Witz der Spötter und Frömmigkeit der Gläubigen — zog nur eine Gestalt Adrian's Auge auf sich. Abgesondert von den Übrigen, ein neuer Gast — lag, während die langen, schwarzen Locken Arme und Brust übergossen — eine weibliche Gestalt, das Antlitz halb auf die Seite gekehrt, daß selbst die Mutter der Todten an dem Wenigen, was man sehen konnte, sie nicht erkannt hätte, — aber eingehüllt in jenen unglücklichen Mantel, auf dem, obwohl schwarz und beschmutzt, noch die heraldischen Sterne sichtbar waren, das Abzeichen Derjenigen, welche auf den Namen des stolzen Tribuns von Rom Anspruch hatten. Adrian sah nichts mehr — er fiel rückwärts in die Arme der Todtengräber; als er wieder zu sich kam, befand er sich

* Wer das fürchterlich getreue Abbild des Inneren des Grabes, das einen Theil der öffentlichen Schauausstellungen in Florenz ausmacht, gesehen hat, wird in demselben die Quelle der Schilderung in dem Texte erkennen.

noch außerhalb der Thore von Florenz — auf einem grünen Hügel liegend — sein Führer stand neben ihm und hielt sein Roß am Zügel, das geduldig das stehen gebliebene Gras abweidete. Die andern Genossen der Haue hatten ihren Sitz unter dem Schuppen wieder eingenommen.

„So kommt Ihr wieder zum Leben! Ach! ich dachte mir, daß es nur das Ausströmen der Pestluft gewesen sei; Wenige ertragen es so, wie wir. Und da Euer Nachforschen jetzt vorüber ist, holte ich, da ich mir dachte, Ihr werdet Florenz jetzt verlassen, wenn Ihr noch einigen Verstand habt, Euer gutes Pferd. Ich habe es gefüttert, seit Ihr den Palast verließet. Ich glaubte in der That, es sei ein Nebenverdienst für mich, aber es gibt gleich gute genug. Kommt, junger Herr, steigt auf. Ich fühle Mitleid mit Euch, ich weiß nicht, warum, außer weil Ihr der Einzige seid, den ich seit vier Wochen traf, welcher sich mehr um Jemand anders, als um sich selbst, zu kümmern schien. Ich hoffe, jetzt seid Ihr zufrieden gestellt, daß ich in Eurem Dienste einigen Verstand zeigte, he! — und wie ich mein Versprechen gehalten, werdet auch Ihr das Eurige halten."

„Freund," sagte Adrian, „hier ist Gold genug, um Dich reich zu machen, hier ist auch ein Juwel, den, wie Dir die Kaufleute sagen können, Fürsten zu kaufen wetteifern werden. Trotz Deines Gewerbes scheinst Du mir ehrlich, sonst hättest Du mich längst ermordet und beraubt. Erweise mir noch einen Gefallen."

„Bei meiner armen Mutter Seele, ja."

„Nimm jenen — jenen Leichnam von dem schrecklichen Orte weg. Begrabe ihn an einer ruhigen, fernen Stelle — bei Seite — allein! Du versprichst — Du beschwörst es mir? — es ist gut! Und jetzt hilf mir auf mein Pferd. Lebe wohl Italien, und wenn ich diesem Schlage nicht unterliege, so möge ich sterben, wie es der Ehre und Verzweiflung geziemt — Trompeten und Fahnen um mich — auf einem gegen einen würdigen Feind tapfer behauptetem Schlachtfelde! Außer einem ritterlichen Tode habe ich in diesem Leben Nichts mehr zu wünschen!"

---

# Siebentes Buch.

## Das Gefängniß.

Fu rinchiuso in una torre grossa e larga; avea libri assai, suo Tito Livio, suo storie di Roma, la Biblia, etc.

*Vit. di Col. di Rienzi*, lib. II. cap. 13.

Er wurde eingeschlossen in einem großen, weiten Thurme; Bücher hatte er genug, seinen Titus Livius, seine Geschichte von Rom, die Bibel u. s. w.

---

## Erstes Kapitel.

Avignon — Die beiden Pagen — Die fremde Schönheit.

Zwischen den Dramen Shakespeare's und denen beinahe aller übrigen dramatischen Dichter ist der Unterschied, daß in den ersteren die Katastrophe selten durch eine einzige Ursache, durch eine einfache und fortlaufende Kette von Ereignissen herbeigeführt wird. Verschiedenartige und verwickelte Kräfte bewirken das Endresultat. Entfesselt der Regeln der Zeit und des Ortes, schildert er jede Zeit, jeden Ort, und erfreut uns durch den ihm eigenen geschickten Wechsel zwischen den Handlungen und den Handelnden. Bisweilen scheint das Interesse anzuhalten, sich abzuwenden, und uns

unversehens auf bisher unbeachtete Gegenstände, oder auf bisher nur angedeutete, nicht entwickelte Eigenschaften der Charaktere zu bringen. In der Wirklichkeit aber dient der Stillstand in der Handlung nur dazu, alle die verschiedenen Umstände, die zu dem großen Endergebniß führen, zu sammeln und zusammenzufassen; und die übliche Gewohnheit der Dichtkunst wird nur aus Rücksicht für die edlere Treue der Geschichte verlassen. Wer der Welt die wahre Darstellung von dem Leben und der Zeit eines Mannes vorlegen will, und während er das Dramatische zum Epischen erweitert, seine Erzählung über die wechselvollen Ereignisse von Jahren ausdehnt, wird finden, daß er, ohne sich dessen bewußt gewesen zu sein, Shakespeare hierin nachahmte. Neue Charaktere, deren jeder dem Schlusse förderlich ist, — neue Scenen, deren jede auf die letzte hinführt, erheben sich vor ihm während seines Weiterschreitens und scheinen dem Leser bisweilen die gefürchtete Katastrophe aufzuhalten, während sie dieselbe gerade beschleunigen. Die Opferprozession zieht dahin; sie wird durch neue Ankömmlinge vermehrt und verliert Viele von Denjenigen, welche sich zuerst anschlossen, ehe endlich der Zug als ein Ganzes, aber in den einzelnen Theilen, aus denen er besteht, verändert, das verhängnißvolle Ziel des Altars und des Opfers erreicht!

Fünf Jahre sind seit den zuletzt erzählten Ereignissen verflossen und meine Geschichte führt uns nun an den päpstlichen Hof in Avignon — diesen ruhigen Sitz der Macht, wohin die Nachfolger des heiligen

Petrus die Üppigkeit, die Pracht und die Laster der Kaiserstadt verpflanzt hatten. Sicher vor dem Trug, oder der Gewaltthätigkeit eines mächtigen und barbarischen Adels, überließen sich die Höflinge des heiligen Stuhles einem Festtage des Vergnügens — ihre Ruhe war dem Genuß geweiht, und Avignon hatte zu jener Zeit vielleicht die heiterste und wollüstigste Gesellschaft in Europa aufzuweisen. Die Prachtliebe von Clemens VI. hatte einen Schein von gelehrter Verfeinerung über die sinnlichen Genüsse des Ortes verbreitet, und der Geist Petrarka's bahnte sich noch immer seinen Weg durch die Intriguen der Parteien und die Orgien der Ausschweifung.

Innocenz VI. war kürzlich auf Clemens gefolgt, und welcher Art auch seine eignen Ansprüche auf Gelehrsamkeit * sein mögen, schätzte er doch wenigstens Kenntnisse und Geist an Anderen, so daß die anmuthige Pedanterie sich mit dem Streben nach Vergnügen vereinte. Die Verderbniß, die an dem ganzen Orte herrschte, war zu sehr eingewurzelt, als daß sie dem Beispiele Innocenz's gewichen wäre, der selbst ein Mann von einfachen Sitten und musterhaftem Lebenswandel war. Obgleich, wie sein Vorgänger, der Politik Frankreichs gehorsam, besaß Innocenz doch einen unbeugsamen, bedeutenden Ehrgeiz. Da ihm die Interessen der Kirche sehr am

* Matteo Villani (Buch III. Kap. 44) sagt, die Ansprüche Inoncenz VI. auf Gelehrsamkeit seien gering. Indessen behaupten nach Zeferino Re andere Autoritäten, er sei ein „eccellente canonista" gewesen. Er war Lehrer an der Universität zu Toulouse.

Herzen lagen, entwarf er den Plan, ihre erschütterte Herrschaft in Italien zu befestigen und wieder herzustellen, und betrachtete die Tyrannen der verschiedenen Staaten als Diejenigen, welche seinem kirchlichen Ehrgeize am meisten im Wege standen. Es war dieß aber nicht nur die Politik Innocenz VI. — Abgesehen von Ausnahmen, wie sie besondere Umstände gelegentlich herbeiführen mußten, war der päpstliche Stuhl der politischen Freiheit Italiens im Ganzen gewogen. Die Republiken des Mittelalters wuchsen unter dem Schatten der Kirche auf; und auch hier, wie anderswo, zeigte sich, der gewöhnlichen Meinung zuwiderlaufend, daß die Religion, wie sehr auch herabgewürdigt und verdreht, doch im Allgemeinen zum Schutze der Freiheit diente, die Niederen erhob, und den Unterdrückern sich widersetzte.

Zu dieser Zeit erschien in Avignon eine Dame von außerordentlicher, unvergleichlicher Schönheit. Sie war mit einem kleinen, aber auserlesenen Gefolge von Florenz gekommen, gab sich selbst aber für eine Neapolitanerin, die Wittwe eines Edeln von dem glänzenden Hofe der unglücklichen Johanna aus. Ihr Name war Cäsarini. In einer Stadt, wo sogar in der Citadelle der Christenheit Venus noch ihre alte Herrschaft ausübte, wo die Liebe das Hauptgeschäft des Lebens ausmachte und Schönheit gleichbedeutend war mit Macht, durfte Signora Cäsarini nur einmal öffentlich erschienen, um die Hälfte von Avignon's Adel und Ritterschaft zu ihren Füßen zu sehen. Ihre Dienerinnen wurden mit Geschenken und Billets über=

häuft; und jede Nacht hörte man unter ihrem Fenster die klagende Serenade. Sie warf sich eifrig in die heiteren Zerstreuungen der Stadt, und ihre Reize theilten die Bewunderung des Tages mit den Gedichten Petrarka's. Wenn sie gleich Niemand durch finstere Blicke zurückwies, konnte sich doch auch Niemand ausschließlich eines Lächelns rühmen. Ihr guter Ruf war noch unbefleckt; und wenn sie je Einen unter den Vielen vorzog, so schien sie mehr der Ehrgeiz als die Liebe in ihrer Wahl geleitet zu haben, und Giles, der kriegerische Cardinal von Albornoz, allmächtig an dem heiligen Hofe, ahnte schon die Stunde seines Triumphes.

Es war hoher Mittag, und in den Vorzimmern der schönen Signora warteten zwei schöne und reich gekleidete Pagen, wie sie damals die Lieblingsdiener der Vornehmen beiderlei Geschlechtes waren.

„Bei meiner Treu," sagte Einer von den jungen Dienstleuten, indem er die Würfel von sich stieß, mit denen er und sein Gefährte sich bisher die Zeit zu vertreiben gesucht hatten, „das ist eine geistlose Beschäftigung, und der beste Theil des Tages ist vorbei. Unsere Gebieterin kommt spät."

„Und ich habe meinen neuen Sammtmantel angezogen," versetzte der Andere und betrachtete mitleidig seinen Putz.

„Stille, Giacomo," sagte sein Kamerad gähnend; „schweige doch mit Deiner Eitelkeit. — Was es draußen Neues gibt, bin ich begierig. Ist seine Heiligkeit jetzt zum Verstand gekommen?"

„Zum Verstand! wie, ist er denn toll?“ fragte Giacomo mit ernstem, erstauntem Flüstern.

„Ich glaube so; wenn er als Papst nicht begreift, daß er Maske und Hut endlich ablegen kann. Ein enthaltsamer Cardinal — ein ausschweifender Papst, ist, wie Du weißt, das alte Sprüchwort; Etwas muß in dem Gehirn des guten Mannes fehlen, wenn er fortfährt, zu leben wie ein Eremit.“

„O, ich verstehe Dich! aber wahrlich, seine Heiligkeit hat Stellvertreter genug. Die Bischöfe sorgen, Gott segne sie! daß die Frauen nicht aus der Art schlagen; und seine Eminenz von Albornoz bewährt Dein Sprüchwort hinsichtlich der Cardinäle schlecht.“

„Wahr, jedoch Giles ist ein Krieger, — ein Cardinal in der Kirche, aber ein Soldat in der Stadt.“

„Glaubst Du, er werde die Festung hier einnehmen, Angelo?“

„Nun, die Festung ist ein Weib, aber — —“

„Aber was?“

„Die Stirne der Signora ist bei all ihrer Schönheit mehr für die Herrschaft als die Liebe geschaffen. Sie sieht in Albornoz den Fürsten, nicht den Liebenden. Mit welchem Schritt sie über den Boden hingeht! er verachtet sogar die goldenen Teppiche!“

„Horch!“ sagte Giacomo und eilte an das Fenster, „hörst Du die Huftritte unten? Ha, ein stattlicher Zug!“

„Der von der Falkenjagd heimkehrt,“ antwortete Angelo und betrachtete nachdenklich die Cavalcade, wie sie durch die enge Straße zog. „Schwankende Federn,

kurbettirende Rosse — sieh, wie jener hübsche Cavalier sich nahe an jene Dame drängt!"

„Sein Mantel hat dieselbe Farbe wie der meinige," seufzte Giacomo.

Als der stattliche Zug sich langsam vorwärts bewegte, bis eine Straßenbiegung ihn dem Auge entzog, und der Schall des Gelächters und der Hufschlag der Pferde nur noch undeutlich sich vernehmen ließen, da trat zur Rechten ein dunkler, massiver Thurm, von der gewaltigen Bauart des elften Jahrhunderts, vor die angestrengten Blicke der Pagen; die Sonne schien trübe an seine großen, unheimlichen Seiten, an welchen nur hier und dort Gucklöcher und schmale Ritzen mehr als Fenster bemerkbar waren. Es war ein auffallender Gegensatz zu der Heiterkeit rings umher, den glänzenden Läden und dem fröhlichen Zuge, der sich eben unten hinbewegt hatte. Diesen Contrast schienen die jungen Leute unwillkürlich zu fühlen; sie zogen sich zurück und sahen einander an.

„Ich weiß, was Du jetzt denkst, Giacomo," sagte Angelo, der Hübschere und Ältere von Beiden. „Du denkst, jener Thurm sei eine traurige Wohnung?"

„Und ich danke meinen Sternen, die mich nicht so hoch erhoben, daß ich ein so großes Käfig nöthig hätte," versetzte Giacomo.

„Und doch," bemerkte Angelo, „ist Einer darinnen, der nicht höher geboren wurde wie wir."

„Erzähle mir etwas von dem sonderbaren Manne," sagte Giacomo, indem er sich wieder setzte; „Du bist ein Römer und mußt es wissen."

„Ja!" antwortete Angelo, sich stolz aufrichtend. „Ich bin ein Römer! und unwürdig wäre ich meiner Geburt, hätte ich noch nicht gelernt, welche Ehre dem Namen Cola di Rienzi's gebührt."

„Aber Deine Landsleute in Rom hätten ihn beinahe gesteinigt, glaube ich," murmelte Giacomo. „Die Ehre scheint mehr in Fußtritten, als in Geld zu bestehen. Kannst Du mir sagen," fuhr der Page in lauterem Tone fort, „kannst Du mir sagen, ob es wahr ist, daß Rienzi in Prag vor dem Kaiser erschien und prophezeihte, der vorige Papst und alle Cardinäle würden ermordet und ein neuer italienischer Papst gewählt, der den Kaiser als Fürsten von Sicilien, Calabrien und Apulien * mit einer goldenen, und sich selbst als König von Rom und ganz Italien mit einer silbernen Krone krönen werde? Und — —"

„Schweige!" unterbrach ihn Angelo ungeduldig. „Höre mir zu und Du sollst den Hergang der Sache genau erfahren. Als der Tribun das letztemal Rom verließ (Du weißt, daß er nach seinem Falle verkleidet bei der Feier des Jubeljahres zugegen war), „hier hielt Angelo inne, blickte sich überall um, und sagte dann mit röthérer Wange und erhobener Stimme, „ja, der Tribun, das war er, und das wird er wieder sein — reiste er, als Pilger verkleidet, über Berge und Wälder, Tag und Nacht, dem Regen und dem Sturm ausgesetzt, ohne ein anderes Obdach als Höhlen,. er, der, wie man sagt, das verzärtelte Kind

* Eine alberne Fabel, die gewisse Geschichtschreiber aufnahmen.

des Luxus selbst war. Endlich in Böhmen angekommen, entdeckte er sich einem Florentiner in Prag und erhielt durch dessen Hülfe eine Audienz bei Kaiser Karl."

„Ein kluger Mann, der Kaiser!" sagte Giacomo, „filzig wie ein Geizhals. Seine Siege erkauft er und geht nach Lorbeeren auf den Markt — so hörte ich von meinem Bruder, der unter ihm diente."

„Wahr; aber ich habe auch gehört, daß er Büchermenschen und Gelehrte liebe — daß er weise und mäßig ist, und viel hofft man noch von ihm in Italien! Vor den Kaiser, sage ich, kam Rienzi. Wisse, großer Fürst, sagte er, daß ich der Rienzi bin, den Gott bevollmächtigte, Rom zu regieren in Frieden, mit Gerechtigkeit und in Freiheit. Ich zügelte die Adeligen, rottete die Verderbniß aus, verbesserte die Gesetze. Die Mächtigen verfolgten mich — Stolz und Neid vertrieben mich aus meinem Staate. So hoch Ihr steht, so tief bin ich gefallen; auch ich habe das Scepter geschwungen und hätte eine Krone tragen können. Wißt auch, daß ich ein illegitimer Sprößling Eures Geschlechtes bin; mein Vater war der Sohn Heinrichs VII.; * das Blut der teutonischen Könige rollt in meinen Adern, so niedrig meine früheren Verhältnisse, so bescheiden mein früherer Name war! Von Euch, o König, verlange ich Schutz und Gerechtigkeit." **

* Oheim von Kaiser Karl.

** Man sehe über diese Anrede den „gleichzeitigen Biographen," Buch II, Kap. 12.

„Eine kühne Sprache, wie etwa zwei Gleichgestellte mit einander reden; sicherlich hast Du die Worte noch aufgeblasen."

„Nicht im geringsten; der Schreiber des Kaisers hat sie niedergeschrieben, und jeder Römer, der sie einmal gehört, weiß sie auswendig; einst war jeder Römer einem Könige ebenbürtig und Rienzi behauptete unsere Würde, während er die seinige vertheidigte."

Giacomo kannte die schwache Seite seines Freundes und vermied verständig Zwistigkeiten, und obgleich er in seinem Herzen dachte, die Römer seien ein so untaugliches Volk von unruhigen Memmen, als nur eines in Italien existire, nahm er doch nur einen Strohhalm von seinem Mantel und sagte in etwas ungeduldigem Tone: „Hm! fahre fort! entließ ihn der Kaiser?"

„Nichts weniger; Karl war über sein Benehmen und seinen Geist erstaunt und nahm ihn gnädig, gastfreundlich auf. Er blieb einige Zeit in Prag und setzte alle Gelehrte durch seine Kenntnisse und seine Beredsamkeit in Erstaunen." *

„Wenn er aber in Prag so mit Ehren überhäuft wurde, wie kam er dann als Gefangener nach Avignon?"

„Giacomo," sagte Angelo nachdenkend, „es gibt Männer von anderem Geiste und anderem Schlage,

* Sein italienischer Zeitgenosse findet ein Vergnügen daran, diesen merkwürdigen Mann als einen zweiten Chrichthon darzustellen. „Disputava," sagt er aus Veranlassung seines Aufenthalts in Prag von ihm, „disputava con Mastri di teologia; molto diceva, parlava cose meravigliose, lingua diserta ... abbair fea ogni persona."

die wir selten begreifen, nie ergründen können. Und ich habe bemerkt, daß bei solchen Männern ein ungewöhnliches Vertrauen auf ihr Glück oder ihren Seelenadel ein sehr häufig vorkommender Charakterzug ist. Durch solche Ideen aufrecht erhalten, stürzen sie sich mit anscheinender Tollkühnheit in Gefahr und steigen aus dieser entweder zur Größe oder versinken in dem Abgrunde. So auch Rienzi; der leeren Höflichkeiten überdrüssig, und müde, den Pedanten zu spielen, verließ er, der früher den Fürsten gespielt — Einige sagen aus eigenem Antriebe, Andere berichten aber, er sei von Karl dem Legaten des Papstes übergeben worden — den kaiserlichen Hof und begab sich ohne Waffen, ohne Geld plötzlich nach Avignon!"

„Tollheit, fürwahr!"

„Und doch in seinen Verhältnissen vielleicht das Einzige, was ihm übrig blieb," versetzte der ältere Page. „Einmal vor seinem Falle und einmal während seiner Abwesenheit von Rom war er von dem Legaten des Papstes excommunizirt worden. Er war der Ketzerei angeklagt — der Bann lag noch immer auf ihm. Es war nothwendig, daß er sich reinigte. Wie aber war dies dem armen Verbannten möglich? Kein mächtiger Freund erhob sich für den Freund des Volkes. Kein Höfling beschützte den Mann, der dem Adel auf den Nacken getreten hatte. Sein eigener Geist war sein einziger Freund; nur auf ihn konnte er sich verlassen. Er reiste nach Avignon, um sich von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen, und ohne Zweifel hoffte er, von seiner Frei-

sprechung zu seiner Wiedereinsetzung werde nur **ein** Schritt sein. Überdies weiß man gewiß, daß an dem Kaiser wegen der förmlichen Auslieferung Rienzi's emsig gearbeitet wurde. Er hatte die Wahl vor sich, denn bälder oder später mußte es dazu kommen — frei oder in Fesseln — als Verbrecher oder als ein Römer hinzugehen. Er wählte das letztere. In jeder Stadt, in jedem Dorfe, wo er durchkam, lief das Volk zusammen. Der Name des großen Tribuns war in ganz Italien geehrt. Sie baten ihn, er möchte sich nicht tollkühn in die Gefahr stürzen — sie flehten ihn an, er möchte sich für das Land erhalten, das zu erheben er gestrebt. Ich gehe, mich zu vertheidigen und zu triumphiren, war die Antwort des Tribuns. Festliche Ehren wurden ihm in den Städten zu Theil, die er durchreiste, * und ich ließ mir erzählen, daß nie ein Gesandter, Fürst oder Baron mit einem so langen Zuge nach Avignon gekommen sei, wie derjenige war, der in eben diesen Mauern den Schritten Cola di Rienzi's folgte."

„Und nach seiner Ankunft?"

„Bat er um eine Audienz, um die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen. Er warf den stolzen Cardinälen, die ihn excommunizirt, den Handschuh hin. Er bat um eine Untersuchung."

„Und was sagte der Papst?"

„Nichts — mit Worten. Jener Thurm war seine Antwort!"

* Per tutto la via li furo fatti solenni onori etc. — *Vit. di Col. di Rienzi*, lib. II. cap. 13.

„Eine etwas unhöfliche!“

„Aber man hat manchmal einen längeren Weg zu machen, als vom Kerker zu dem Palaste, und Gott hat Männer, wie Rienzi, nicht für Kerker und Ketten geschaffen.“

Als Angelo dies mit lauter Stimme und all dem Enthusiasmus sagte, welchen der Ruhm des gefallenen Tribuns der römischen Jugend eingeflößt hatte, hörte er einen Seufzer hinter sich. Er wandte sich etwas bestürzt um, und an der Thüre, die zu dem Zimmer der Signora Cäsarini führte, stand eine Frau von edlem Äußern. Aufs Reichste gekleidet, waren Gold und Edelsteine nur matt gegen den Glanz ihrer schwarzen Augen, und wie sie so aufrecht und Achtung gebietend dastand, schien nie eine Stirne geeigneter für eine Königskrone — nie vollendete menschliche Schönheit in höherem Grade das Ideal einer Heldin und einer Königin.

„Verzeiht mir, Signora,“ sagte Angelo stockend, „ich sprach laut, ich störte Euch; aber ich bin ein Römer, und mein Gegenstand war — —“

„Rienzi!“ sagte die Dame, näher tretend; „ganz geeignet, ein römisches Herz aufzuregen. Nein — keine Entschuldigungen; sie würden auf Deinen edeln Lippen übel klingen. Ach, wenn —“ die Signora hielt plötzlich inne und seufzte wieder; dann begann sie in verändertem, ernstem Tone wieder: „wenn das Schicksal Rienzi in sein früheres Glück wieder einsetzt, so soll er erfahren, wie Du von ihm denkst.“

„Wenn Ihr, Gebieterin, die Ihr aus Neapel

selb," sagte Angelo mit bedeutungsvollem Nachdrucke, „so von einem gefallenen Verbannten sprecht, was muß ich gefühlt haben, der ich ihn als Oberhaupt des Staates anerkannte?"

„Nicht Rom allein — Italien — der Welt gehörte Rienzi an," versetzte die Signora. „Und Du, Angelo, der Du die Kühnheit hattest, so von einem Gefallenen zu sprechen, hast dadurch einen Beweis gegeben, mit welcher Ergebenheit Du denjenigen dienen kannst, welche das Glück haben, Dich für ihr Eigenthum zu erkennen."

Bei diesen Worten sah die Signora lang und aufmerksam auf das niedergeschlagene, erröthende Antlitz des Pagen, mit einem Blicke, der gewohnt war, die Seele in den Zügen zu lesen.

„Die Männer werden oft betrogen," sagte sie traurig, aber doch halb lächelnd; „die Frauen selten — außer in der Liebe. Ich wollte, Rom hätte viele Deinesgleichen! Genug! Horch! Ist dies der Schall von Huftritten im Hofe unten?"

„Madame," sagte Giacomo, während er seinen Mantel stattlich über die Schulter warf, ich sehe die Diener Seiner Eminenz, des Cardinals von Albornoz. — Es ist der Cardinal selbst."

„Es ist gut!" sagte die Signora mit glänzendem Auge. „Ich erwarte ihn!" Mit diesen Worten entfernte sie sich durch die Thüre, aus welcher sie kam, als sie den römischen Pagen überraschte.

---

# Zweites Kapitel.

Der Charakter eines kriegerischen Priesters — Eine Unterredung — Die Intrigue und Gegenintrigue an Höfen.

Giles (oder Egidio *), Cardinal von Albornoz, war einer der merkwürdigsten Männer jener an Kraftgeistern so reichen Zeit. Er rühmte sich der Abstammung von den königlichen Häusern von Aragon und Leon, war frühe in die Kirche getreten und hatte beinahe noch als Jüngling das Erzbisthum Toledo erhalten. Aber eine friedliche, wenn auch glänzende Laufbahn genügte seinem Ehrgeize nicht. Mit den Ehren der Kirche, außer es wären die Ehren einer streitenden Kirche gewesen, konnte er sich nicht begnügen. In dem Kriege gegen die Mauren hatte sich kein Spanier mehr ausgezeichnet, und Alphons XI., König von Castilien, war darauf bestanden, von der Hand des kriegerischen Priesters den Ritterschlag zu erhalten. Nach dem Tode Alphons, der sehr an ihm gehangen war, begab sich Albornoz nach Avignon und erhielt von Clemens VI. den Cardinalshut. Auch bei Innocenz stand er in hoher Gunst, und schon verbreiteten sich, da er immer bei den Berathungen des Papstes zugegen war, an dem Hofe Gerüchte von Kriegsrüstungen unter den Fahnen von Albornoz zur Wiedereroberung des päpstlichen Gebietes aus den Händen der verschiedenen Tyrannen, die es an sich

* Egidio ist der eigentliche italienische Name, gleichbedeutend mit dem französischen Gilles — von den Schriftstellern jener Zeit wird aber der Cardinal gewöhnlich Gilio d'Albornoz genannt.

gerissen.* Kühn, scharfsinnig, unternehmend und kaltherzig — mit der Tapferkeit des Ritters die List des Pfaffen verbindend — dies war der Charakter von Giles, Cardinal von Albornoz.

Albornoz ließ seine Begleiter in dem Vorzimmer und wurde in das Gemach der Signora Cäsarini eingeführt. Er war ein Mann von mittlerer Größe; die dunkle Gesichtsfarbe Spaniens war durch immerwährendes Nachdenken über ehrgeizige Plane in ein dauerhaftes Blaßgelb übergegangen; seine Stirne war tief gefurcht, und ob er gleich des Lebens Blüte noch nicht überschritten, hätte es doch den Anschein gewinnen können, als nähere er sich schon sehr dem Alter, hätten nicht die Festigkeit seines Trittes, die schlanke Elasticität seines Körpers und ein Auge dagegen gesprochen, das durch Nachdenken Ruhe und Tiefe erhalten hatte, ohne etwas von dem Glanze der Jugend zu verlieren.

„Schöne Signora," sagte der Cardinal, indem er sich über die Hand der Cäsarini mit einer Anmuth hinbeugte, welche mehr den Fürsten, als den Priester verrieth, „die Befehle Seiner Heiligkeit haben mich, wie ich fürchte, länger als nur bis zu der Stunde

* Eine charakteristische Anekdote dieses kühnen Geistlichen ist folgende: Urban V. verlangte eines Tages Rechenschaft über die auf seinem Kriegszuge gegen die italienischen Tyrannen verwendeten Summen. Der Cardinal ließ dem Papste einen Wagen mit den Schlüsseln der von ihm eroberten Städte und Festen vorführen. „Hier meine Rechnung," sagte er, „Ihr begreift jetzt, wie ich Euer Geld angewandt." Der Papst umarmte ihn und belästigte ihn ferner nicht mehr mit Rechnungsablegungen.

aufgehalten, die Ihr, meine Huldigungen entgegen zu nehmen, zu bestimmen geruhtet; allein mein Herz war, seit wir uns trennten, doch bei Euch."

„Die Zeit des Cardinals von Albornoz," erwiderte die Signora, zog sanft ihre Hand zurück und setzte sich, „ist durch die Pflichten seines Standes und seines Ruhmes so vielfach in Anspruch genommen, daß ich es für eine Art von Verrath an diesem Letzteren halte, wenn man nur auf wenige Augenblicke seine Aufmerksamkeit auf minder edle Gegenstände lenkt."

„Ach, gnädige Frau," antwortete der Cardinal, „nie hatte mein Ehrgeiz ein so edles Ziel, als in diesem Augenblicke. Es wäre ein stolzeres Glück, zu Euren Füßen zu liegen, als auf dem Throne des heiligen Peter zu sitzen."

Eine augenblickliche Röthe flog über die Wange der Signora, doch schien es eben so die Röthe des Unwillens, als der Eitelkeit zu sein; ihr folgte eine ausnehmende Bläße. Sie schwieg einige Zeit, ehe sie antwortete, heftete dann ihr großes, stolzes Auge auf den verliebten Spanier und sagte mit lauter Stimme: „Mein Herr Cardinal, ich stelle mich nicht, als verstehe ich Eure Worte nicht; auch setze ich sie nicht auf Rechnung einer gewöhnlichen Galanterie. Ich bin eitel genug, zu glauben, Ihr bildet Euch ein, Ihr sprecht die Wahrheit, wenn Ihr sagt, Ihr liebt mich."

„Einbilden!" wiederholte der Spanier.

„Hört mich an," fuhr die Signora fort. „Diejenige, welche der Cardinal von Albornoz mit seiner

Liebe beehrt, hat ein Recht, Beweise derselben von ihm zu verlangen. Wessen Macht ist an dem päpstlichen Hofe der seinigen gleich? — Ich bitte Euch, sie in meinem Interesse zu gebrauchen."

„Sprecht, theuerste Gebieterin, wurden Eure Besitzungen von den Barbaren dieser gesetzlosen Zeit erobert? Hat es Jemand gewagt, Euch zu beleidigen? Sind Länder und Titel Euer Wunsch? — Meine Macht ist Eure Sklavin."

„Nein, Cardinal! Für ein Weib, eine Italienerin, gibt es noch etwas Theureres als Reichthum oder hohe Stellung — das ist die Rache!"

Der Cardinal fuhr zurück vor dem auf ihn gerichteten flammenden Auge; aber der Geist ihrer Worte berührte eine verwandte Saite.

„Hier," sagte er nach einigem Zögern, „hier sprach hohe Abkunft. Rache ist die Wonne der Hochgeborenen. Sklaven und Bauern mögen eine Beleidigung verzeihen. Sprecht, gnädige Frau."

„Habt Ihr die neuesten Nachrichten aus Rom gehört?" fragte die Signora.

„Gewiß," versetzte der Cardinal, etwas überrascht; „wir wären armselige Staatsmänner, wenn wir nicht von dem Zustande der Hauptstadt der päpstlichen Besitzungen unterrichtet wären; mein Herz trauert um diese unglückliche Stadt. Aber weßhalb fragt Ihr mich über Rom? — Ihr seid —"

„Eine Römerin! Wißt, mein Herr, daß ich nicht ohne Grund mich für eine Neapolitanerin ausgab. Eurer Verschwiegenheit vertraue ich mein Geheimniß

an — ich bin aus Rom! Erzählt mir von seinem Zustande."

„Meine Schönste," versetzte der Cardinal, „ich hätte erkennen sollen, daß diese Stirne und diese Haltung nicht aus dem leichten Campanien stamme. Meine Vernunft hätte mir sagen sollen, daß sie den Stempel der Beherrscherin der Welt tragen. Der Zustand Roms," fuhr Albornoz in ernsterem Tone fort, „ist bald berichtet. Ihr wißt, daß nach dem Falle des fähigen, aber übermüthigen Rienzi, Pepin, Graf von Minorbino (eine Kreatur Montreals), der ihn vertreiben half, Rom an Montreal verrathen wollte — aber er war weder stark noch klug genug dazu, und die Barone verjagten ihn, wie er den Tribunen verjagt. Nach einiger Zeit wurde ein neuer Demagoge, Johann Cerroni, auf dem Capitol eingewiesen. Er vertrieb die Barone noch einmal; neue Umwälzungen folgten — die Barone wurden zurückgerufen. Der schwache Nachfolger Rienzi's rief das Volk zu den Waffen — vergebens; in Verzweiflung und Schrecken legte er seine Gewalt nieder und überließ die Stadt den endlosen Fehden der Orsini, der Colonna und der Savelli zum Raube."

„Das weiß ich längst, mein Herr; als aber Seine Heiligkeit auf den Stuhl Clemens VI. gelangte — —"

„Dann," sagte Albornoz, und eine leichte Wolke beschattete seine gelbe Stirne, „dann kam der bedauernswerthere Theil der Geschichte. In Übereinstimmung mit dem Papste wurden zwei Senatoren gewählt."

„Ihre Namen?“

„Bertoldo Orsini und ein Colonna. Wenige Wochen später stachelte der hohe Preis der Lebensmittel die schuftigen Mägen des Pöbels an — sie erhoben sich, sie schrien, sie bewaffneten sich, sie belagerten das Capitol — —“

„Gut, gut,“ rief die Signora mit gefalteten Händen und verrieth in jedem Zuge, wie sehr sie an dem Berichte Theil nehme.

„Nur unter einer schimpflichen Verkleidung entging Colonna dem Tode; Bertoldo Orsini wurde gesteinigt.“

„Gesteinigt! — da fiel Einer!“

„Ja, gnädige Frau, Einer aus dem großen Hause, dessen unbedeutendster Blutstropfen einen Ocean von plebejischer Pfütze werth war. Jetzt herrscht in Rom nur Unordnung, Verwirrung und Gesetzlosigkeit. Die Kämpfe des Adels erschüttern die Stadt in ihren Grundfesten; Fürst und Volk, ermüdet von so vielen Versuchen, eine Regierung einzusetzen, haben jetzt keinen Regenten, als die Furcht vor dem Schwert. Dies, schöne Frau, ist der Zustand Roms. Seufzt nicht, wirklich denkt unsere Sorge an Abhülfe. Es soll dem Unfug gesteuert werden, und ich, Madame, bin vielleicht das glückliche Werkzeug, das den Frieden in Eurer Vaterstadt wiederherstellt.“

„Es gibt nur ein Mittel, den Frieden in Rom wiederherzustellen,“ antwortete die Signora rasch, „und das ist — die Wiedereinsetzung Rienzi's!“

Der Cardinal fuhr auf. „Madame,“ sagte er,

höre ich recht? — seid Ihr nicht edel geboren? — könnt Ihr die Erhebung eines Plebejers wünschen? Sprachet Ihr nicht von Rache, und jetzt bittet Ihr um Gnade?"

„Herr Cardinal," sagte die schöne Signora ernsthaft, „ich bitte nicht um Gnade; ein solches Wort schickt sich nicht für Lippen, welche Gerechtigkeit verlangen. Edel geboren bin ich — ja, und von einem Geschlechte, gegen dessen alte Abstammung von den Patriciern des alten Roms sogar die erhabene Linie von Aragon von gestern her ist. Nein, ich wollte Euer Eminenz nicht beleidigen: Eure Größe ist nicht von Stammbäumen und Grabsteinen geborgt — sie ist Euer eigenes Werk; wolltet Ihr aufrichtig sprechen, mein Herr, so würdet Ihr gestehen, daß Ihr nur auf Eure eigenen Lorbeeren stolz seid und in Euerm Herzen die dünkelhaften Thoren verlacht, die sich mit dem modernden Schmuck der Todten brüsten!"

„Muse! Prophetin! Ihr sprecht Wahrheit," sagte der stolze Cardinal mit ungewöhnlicher Wärme; „und Eure Stimme ist wie die des Ruhmes, von dem ich in meiner Jugend träumte. Sprecht, sprecht weiter!"

„Gleich," fuhr die Signora fort, „gleich Eurem Stolze ist der gerechte Stolz Rienzi's Er ist stolz, daß er der Schöpfer seiner eigenen Berühmtheit ist. In Männern, wie der Tribun von Rom ist, anerkennen wir die Gründer edler Geschlechter. Die Ahnen machen nicht sie — sie machen die Ahnen. Genug hiervon. Ich stamme aus einem edlen Hause; es ist

wahr; aber, wie viele andere, ist auch mein Haus unter dem Joche der Orsini und Colonna zusammengesunken und gebrochen — gegen diese verlange ich Rache. Aber ich bin mehr, als eine Italienerin — ich bin eine Römerin — ich weine blutige Thränen über die Zerrüttungen in meiner unglücklichen Vaterstadt. Ich traure, daß selbst Ihr, mein Herr, — ja, daß ein Barbare, wie ausgezeichnet und groß er immer sei, um Rom trauern soll. Ich wünsche, sein Glück wiederherzustellen."

„Rienzi aber würde nur sein eigenes wiederherstellen."

„Nicht doch, mein Herr Cardinal; nicht doch. Eitel, ehrgeizig, stolz mag er sein — große Seelen sind das — aber nie hat er einen Wunsch gehabt, welcher der Wohlfahrt Roms zuwidergelaufen wäre. Aber legt jeden Gedanken an sein Interesse bei Seite — nicht von diesem spreche ich jetzt. Ihr wünscht die päpstliche Gewalt in Rom wiederherzustellen. Eure Senatoren haben es nicht vermocht. Demagogen haben es vergebens versucht — Rienzi allein kann es; er allein kann die wilden Leidenschaften der Barone zügeln — er allein kann den launigen, veränderlichen Pöbel beherrschen. Setzt Rienzi in Freiheit, setzt ihn in seine Macht wieder ein, und durch Rienzi gewinnt der Papst Rom wieder!"

Der Cardinal gab einige Augenblicke keine Antwort. Wie in einen Traum versunken, saß er bewegungslos da, die Hand vor das Gesicht haltend. Vielleicht gab er im Stillen zu, daß in den Einflüsterungen

der Signora eine klügere Politik liege, als er offen gestehen wollte. Endlich erhob er die Hand von der Brust, heftete seine Augen auf das aufmerksame Antlitz der Signora und sagte mit einem erzwungenen Lächeln: „Verzeiht mir, Madame, aber während wir die Politiker spielen, vergessen wir nicht, daß ich Euer Anbeter bin! Scharfsinnig mögen Eure Rathschläge sein, aber warum legt Ihr solchen Nachdruck darauf? Woher diese ängstliche Theilnahme an Rienzi? Wenn durch seine Freilassung die Kirche auch einen Verbündeten gewinnt, bin ich sicher, daß Giles von Albornoz kein Nebenbuhler in ihm ersteht?"

„Mein Herr," sagte die Signora, sich halb erhebend, „Ihr seid mein Anbeter; aber Eure Stellung führt mich nicht in Versuchung — Euer Gold kann mich nicht erkaufen. Wenn Ihr mich liebt, so habe ich ein Recht, über Eure Dienste zu gebieten, zu welchem Zwecke ich ihrer bedarf — dies ist das Gesetz des Ritterthums. Wenn ich je den Bewerbungen eines sterblichen Liebhabers Gehör gebe, so muß es der Mann sein, der meinem Vaterlande seinen Helden, seinen Retter wieder gibt."

„Schöne Patriotin," sagte der Cardinal, „Eure Worte ermuthigen meine Hoffnung, aber sie entkräften meinen Ehrgeiz; denn gerne möchte ich, daß Liebe, nicht Dienste, mir allein den Schatz verschaffte, nach welchem ich verlange. Aber hört mich, liebliche Dame, Ihr überschätzt meine Macht: ich kann Rienzi nicht befreien — er ist als Aufrührer ange-

klagt, er ist als Ketzer excommunizirt. Seine Freisprechung beruht auf ihm."

„Ihr könnt seine Untersuchung befördern?"

„Vielleicht, gnädige Frau."

„Diese ist auch seine Freisprechung. Und eine Privataudienz bei Seiner Heiligkeit?"

„Ohne Zweifel."

„Diese ist seine Wiedereinsetzung! Hier habt Ihr Alles, was ich verlange!"

Und dann, holde Römerin, ist es an mir, zu bitten," sagte der Cardinal leidenschaftlich, ließ sich auf ein Knie nieder und ergriff die Hand der Signora. Einen Augenblick fühlte die stolze Dame, daß sie ein Weib war — sie erröthete, sie zitterte; aber nicht (hätte der Cardinal in ihrem Herzen lesen können) aus Leidenschaft oder Schwäche — sondern aus Schrecken und Scham. Ohne Widerstand überließ sie dem Cardinal ihre Hand, der sie mit Küssen bedeckte.

„So begeistert," sagte Albornoz, indem er aufstand, „will ich nicht an dem Erfolge zweifeln. Morgen warte ich Euch wieder auf."

Er drückte ihre Hand an sein Herz — die Dame fühlte es nicht. Er seufzte sein Lebewohl — sie hörte es nicht. Zögernd blickte er sie an und entfernte sich langsam. Aber es dauerte einige Augenblicke, ehe die Signora wieder zu sich kam und bemerkte, daß sie allein war.

„Allein!" sagte sie halblaut und mit heftigem Nachdrucke — „allein! Ach, was habe ich unter=

nommen — was habe ich gesagt! Untreu, auch nur in Gedanken, ihm! Ach, nie! nie! Ich, die ich den Kuß seiner heiligenden Lippen fühlte — die ich an seinem königlichen Herzen schlief — ich! — heilige Mutter, schütze und kräftige mich!" fuhr sie bitterlich weinend fort, sank auf die Kniee nieder und war einige Augenblicke im Gebete vertieft. Dann stand sie beruhigt, aber tödtlich blaß auf und trat, während ihr dicke Thränen über die Wangen rollten, langsam zum Fenster, öffnete es und beugte sich hinaus; die Abendluft spielte sanft um ihre Schläfe, sie kühlte und linderte das innerhalb tobende Fieber. Dunkel und gewaltig erhob sich vor ihr der Thurm mit seinen düsteren Schatten, in welchem Rienzi als Gefangener und Verbrecher schmachtete; sie blickte ihn lange nachdenklich an, wandte sich dann hinweg und zog aus den Falten ihres Gewandes einen kleinen, scharfen Dolch. „Ihn will ich für den Ruhm retten!" murmelte sie; „und dieser soll mich vor der Entehrung retten!"

---

## Drittes Kapitel.

Heilige Männer — Scharfsinnige Berathungen — Gerechte Beschlüsse — Und zu all dem schmutzige Beweggründe.

So verliebt der kriegerische Cardinal von Spanien in die Schönheit und beinahe ebenso in den erhabenen Geist der Signora Cäsarini war, war doch die Liebe bei ihm nicht so sehr herrschende Leidenschaft, als der nach völligem Gelingen seiner thätigen Le-

benspläne strebende Ehrgeiz, der bisher seinen Charakter beseelt, seine Laufbahn bezeichnet hatte. Er dachte, als er die Signora verlassen, über ihren Wunsch hinsichtlich der Wiedereinsetzung des römischen Tribuns nach, und sein erfahrener, tiefer Verstand durchlief schnell die möglichen Vortheile, welche für seine eigene politische Absichten aus dieser Wiedereinsetzung entspringen könnten. Wir haben bereits gesehen, daß der neue Papst einen Versuch zu Wiedererlangung seiner Erbländereien beabsichtigt. Zu diesem Zwecke war schon eine militärische Macht in Bereitschaft, und der Cardinal war schon insgeheim zum Befehlshaber derselben ernannt. Aber diese Macht stand in durchaus keinem Verhältnisse zu dem Unternehmen, und Albornoz rechnete sehr darauf, daß die moralische Kraft der Sache seiner Fahne noch viele Rekruten während seines Zuges durch die italienischen Staaten bringen werde. Die wunderbare Erhebung Rienzi's hatte unter allen freien Völkerstämmen Italiens eine außerordentliche Begeisterung zu seinen Gunsten erweckt. Und diese war durch die einflußreiche Beredsamkeit Petrarka's noch mehr entzündet und entflammt worden, der zu jener Zeit eine größere Gewalt ausübte, als dies je, vor oder nach ihm (selbst den Weisen von Ferney nicht ausgenommen) von einem einzelnen Gelehrten der Fall gewesen war, und sein kühnstes Genie zu Gunsten des römischen Tribuns angewendet hatte. Ein Gefährte, wie Rienzi, in dem Lager des Cardinals konnte ein lockender Magnet für Italiens unternehmende Jugend werden. Nä=

herte man sich Rom, so konnte er ja selbst beurtheilen, in wie weit es räthlich erscheinen würde, Rienzi als päpstlichen Bevollmächtigten wieder einzusetzen. Und inzwischen konnte der Einfluß des Römers sehr von Nöthen sein, um entweder den rebellischen Adel zu schrecken, oder das hartnäckige Volk zu versöhnen. Andererseits war der Cardinal schlau genug, um einzusehen, daß aus der gegenwärtigen Einkerkerung Rienzi's unmöglich etwas Gutes entstehen könne. Mit jedem Monate erregte er tiefere und allgemeinere Theilnahme. Zu seinem einsamen Kerker wandte sich die Hälfte der Herzen des republikanischen Italiens. Die Literatur hatte ihre neue und plötzliche, und daher mächtige, ja sogar unverhältnißmäßige Gewalt für seine Sache in die Wagschale gelegt, und der Papst, der es nicht wagte, ihn zu richten, lud die Gehässigkeit auf sich, sein Kerkermeister zu sein. „Ein beim Volke beliebter Gefangener," sagte der scharfsinnige Cardinal zu sich selbst, „ist der gefährlichste Gast. Setzt ihn wieder ein, damit er Euch diene, oder vernichtet ihn als Euern Feind! Im vorliegenden Falle sehe ich keine andere Wahl, als Freilassung, oder den Dolch!" In solchen Betrachtungen trennte der geschickte Rechner, tief in den Machiavellismus seiner Zeit eingeweiht, den Geliebten gänzlich von dem Staatsmanne.

Als er sich jetzt aber wieder in die Rolle des ersteren zurückversetzte, fühlte er gewisse unangenehme, unbehagliche Ahnungen hinsichtlich der ernsten Verwendung seiner Geliebten. Gerne hätte er die Be-

sorgniß der Cäsarini phantastischer Vaterlandsliebe oder irgend einem Racheplane zugeschrieben, und es war viel in ihrem ernsten, stolzen Charakter, was diesen Glauben begünstigte. Aber er konnte nicht umhin, sich die eifersüchtige Vermuthung eines geheimen, unwillkommenen Beweggrundes einzugestehen, die seine Eitelkeit angriff und seine Liebe beunruhigte. „Wie dem auch sei," dachte er, als er die unangenehme Besorgniß verscheuchte, „ich kann ihre eigenen Waffen gegen sie gebrauchen; ich kann die Freilassung Rienzi's bewirken und meine Belohnung fordern. Wird mir diese verweigert, so kann die Hand, welche den Kerker öffnete, auch die Kette wieder schmieden. Ihre ängstlichen Besorgnisse geben sie in meine Macht!"

Mit solchen Gedanken ging der Cardinal in seinem Palaste noch immer um, als er plötzlich zu dem Papste berufen wurde.

Der päpstliche Palast zeigte nicht mehr die kostbare, obwohl anmuthige Pracht Clemens VI., und der sarkastische Cardinal lächelte bei sich selbst über die trübselige Ruhe in den Vorzimmern. „Er glaubt ein Beispiel aufzustellen — der arme Landessohn von Limoges!" dachte Albornoz; „und hat nur die Kränkung, daß er von dem ärmsten Bischofe verdunkelt wird. Er erniedrigt sich selbst und bildet sich ein, diese Selbsterniedrigung werde ansteckend sein."

Seine Heiligkeit saß vor einem kleinen, rauhen, mit Papieren überdeckten Tische, das Gesicht in die Hände begraben; das Zimmer war einfach eingerichtet, und in einer kleinen Nische neben dem Fenster

war ein elfenbeinernes Crucifix, darunter lag der Schädel und die gekreuzten Knochen, welche damals die meisten Mönche etwa im ähnlichen Sinne aufstellten, den die Alten sich bei diesen Zierrathen dachten — als die Erinnerung an die Kürze des Lebens und deßhalb eine Ermahnung, dasselbe auf das Beste zu nützen! Auf dem Boden lag eine Karte des päpstlichen Gebietes, worauf besonders die Festungen deutlich und in die Augen fallend, bezeichnet waren. Der Papst erhob, als der Cardinal gemeldet wurde, leicht den Kopf und zeigte ein einfaches, aber gefühlvolles und gewissermaßen einnehmendes Antlitz. „Mein Sohn!“ sagte er mit freundlicher Artigkeit nach der demüthigen Begrüßung des stolzen Spaniers, „kaum wirst Du nach unserer langen Unterredung diesen Morgen gedacht haben, daß neue Sorgen so bald den Beistand Deines Rathes nöthig machen. Wahrlich, der Dornenkranz sticht scharf unter der dreifachen Krone, und ich sehne mich bisweilen nach der behaglichen Ruhe meines alten Lehrstuhles in Toulouse: mein Beruf ist mit Mühen und Arbeiten überladen.“

„Gott sänftigt den Wind für das geschorene Lamm,“ versetzte der Cardinal mit frommem, mitleidigem Ernste.

Innocenz konnte sich kaum eines Lächelns erwehren, als er antwortete: „Das Lamm, welches das Kreuz trägt, muß die Stärke eines Löwen haben. Seit wir uns trennten, mein Sohn, habe ich schlimme Botschaft erhalten; unsere Eilboten sind von der

Campagna angekommen — die Heiden wüthen rasend — die Macht Johann di Vico's hat sich fürchterlich vermehrt und der gefürchtetste Abenteurer Europa's hat sich unter sein Banner gestellt."

„Sprechen Eure Heiligkeit," fragte der Cardinal ängstlich, „von Fra Moreale, dem Johanniterritter?"

„Von keinem weniger bedeutenden Körper," versetzte der Papst. „Ich fürchte den ungeheuren Ehrgeiz dieses wilden Abenteurers."

„Eure Heiligkeit haben Ursache," sagte der Cardinal trocken.

„Einige seiner Briefe sind in die Hände der Diener der Kirche gefallen; hier sind sie — lies sie, mein Sohn."

Albornoz nahm die Briefe und durchlas sie bedächtig; dann legte er sie wieder auf den Tisch und blieb einige Augenblicke schweigend und in Gedanken vertieft stehen.

„Was denkst Du, mein Sohn?" sagte der Papst endlich in ungeduldigem, ja verdrießlichem Tone.

„Ich denke, daß bei Montreals hitzigem Geiste und Johann di Vico's kaltblütiger Schändlichkeit, Eure Heiligkeit es noch erleben können, daß Sie, wenn nicht die Ruhe, so doch wenigstens die Einkünfte des Lehrstuhls beneiden.

„Wie, Cardinal!" sagte der Papst hitzig und mit einer ärgerlichen Röthe auf seiner blassen Stirne. Der Cardinal fuhr ruhig fort:

„Nach diesen Briefen scheint Montreal an alle Anführer von Freilanzen in ganz Italien geschrieben,

und ihnen den höchsten Sold für jeden Mann, der unter seine Fahne tritt, wie auch die reichste Beute eines Plünderers versprochen zu haben. Er brütet demnach über großen Planen! Ich kenne den Mann!"

„Gut, — und unser Verfahren?"

„Ist einfach," sagte der Cardinal stolz und mit einem Blicke, aus dem kriegerisches Feuer blitzte. „Kein Augenblick darf verloren werden! Dein Sohn muß plötzlich zu Felde ziehen. Das Banner der Kirche aufgepflanzt!"

„Aber sind wir stark genug? unsere Zahl ist gering, der Eifer erschlafft! Die Frömmigkeit der Balduine kennt man in unseren Tagen nicht mehr!"

„Eure Heiligkeit wissen wohl," sagte der Cardinal, „daß es für den großen Haufen zwei Losungsworte zum Kriege gibt — Freiheit und Religion. Wenn die Religion versagt, müssen wir das unwürdigere Wort gebrauchen — „Auf mit dem Banner der Kirche — und nieder mit den Tyrannen!" Wir proklamiren gleiche Gesetze und freie Regierung, und mit Gottes Willen wird unser Lager unter diesen Verheißungen besser wachsen, als Montreal's Zelte mit dem gemeineren Geschrei: „Sold und Beute.""

„Giles von Albornoz," sagte der Papst mit Nachdruck und setzte, erwärmt durch den Geist des Cardinals, die übliche Redeweise hintan, „ich vertraue Euch unbedingt. Jetzt die rechte Hand der Kirche, später — vielleicht ihr Haupt. Zu gut fühle ich, daß das Loos auf einen Unwürdigen gefallen ist.

Mein Nachfolger muß meine Unvollkommenheit ersetzen."

Kein Wechsel der Farbe, keine leuchtenden Blicke verriethen dem forschenden Auge des Papstes die Bewegung, welche diese Worte in der Brust des ehrgeizigen Cardinals erweckt hatten. Er neigte sein stolzes Haupt tief, als er antwortete: „Gebe der Himmel, daß Innocenz VI. lang lebe, um die Kirche zum Ruhme zu führen. Für Giles von Albornoz, weniger Priester, als Soldat, bietet der Lärm des Lagers, das Wiehern des Schlachtrosses die einzigen lockenden Aussichten dar, denen er je nachhängen darf. Haben aber Eure Heiligkeit ihrem Diener Alles mitgetheilt, was — —"

„Nein," unterbrach ihn Innocenz, „ich habe noch eine andere, ebenso unheilvolle Nachricht. Dieser Johann di Vico, — die Pest über ihn! — der sich (der excommunizirte Schurke!) noch immer Präfekt von Rom nennt, hat diese unglückliche Stadt so mit seinen Emissären angefüllt, daß wir nächstens den Sitz des Apostels verloren haben werden. Rom, lange in Anarchie, scheint jetzt in offenem Aufstande zu sein. Die Adeligen — die Söhne Belial's! — sind wieder gedemüthigt, das ist wahr; aber wie? — Ein gewisser Baroncelli, ein neuer Demagoge, der trotzigste — der blutdürstigste, dem je der böse Feind beistand — hat sich erhoben — wurde vom Pöbel mit Macht bekleidet, und gebraucht sie, um das Volk zu schlachten und dem Papste Hohn zu sprechen. Der Verbrechen dieses Mannes müde (die nicht einmal

durch das Talent geschmückt sind), ruft das Volk Tag und Nacht durch die Straßen nach Rienzi, dem Tribunen."

„Ha!" sagte der Cardinal, „so sind also Rienzi's Fehler in Rom vergessen, und man fühlt in dieser Stadt dieselbe Begeisterung für ihn, wie in dem übrigen Italien?"

„Ach! so ist es."

„Es ist gut, ich habe daran gedacht. Rienzi kann mich auf meinem Zuge begleiten — —"

„Mein Sohn! Der Rebell, der Ketzer — —"

„Wird durch die Absolution Eurer Heiligkeit ein ruhiger Unterthan und rechtgläubiger Katholik," sagte Albornoz. „Die Menschen sind gut oder schlecht, wie sie für unsere Zwecke taugen. Was bekümmert uns eine Tugend, die nutzlos, was ein Verbrechen, das nützlich ist? Das Heer der Kirche zieht gegen Tyrannen zu Felde — es verheißt den päpstlichen Städten überall Wiederherstellung ihrer volksthümlichen Verfassungen. Sieht Eure Heiligkeit nicht, daß die Freisprechung Rienzi's, des Lieblings des Volkes, als ein Beweis Eurer Aufrichtigkeit begrüßt werden wird? — sieht Eure Heiligkeit nicht, daß sein Name für uns fechten wird? — sieht Eure Heiligkeit nicht, daß der große Demagoge Rienzi gebraucht werden muß, um den kleinen Demagogen Baroncelli zu verdunkeln? Wir müssen die Römer wieder gewinnen, entweder in der Stadt selbst, oder in den sieben Städten Johann di Vico's. Wenn sie hören, Rienzi sei in unserem Lager, so werden eine Menge

Überläufer von den Tyrannen zu uns kommen — glaubt mir, wir werden Nichts mehr von Baroncelli hören."

„Immer scharfsehend," sagte der Papst nachdenklich; „es ist wahr, wir können diesen Mann gebrauchen — aber mit Vorsicht. Sein Geist ist zu fürchten — —"

„Und muß deßhalb versöhnt werden; wenn wir ihn freisprechen, müssen wir ihn zu dem Unsrigen machen. Meine Erfahrung hat mich dies gelehrt: wenn man einen Demagogen nicht durch das Gesetz erwürgen kann, so erſticke man ihn mit Ehrenbezeigungen. Er darf nicht mehr Volkstribun bleiben. Gebt ihm den patricischen Titel Senator, so ist er dann der Statthalter des Papstes!"

„Ich will dies überlegen, mein Sohn, — Deine Vorschläge gefallen mir, aber sie erschrecken mich; seine Angelegenheit soll wenigstens untersucht werden; — wird er aber als Ketzer erfunden — —"

„Sollte man, ist mein bescheidener Rath, ihn für einen Heiligen erklären."

Der Papst runzelte einen Augenblick die Stirne, aber die Anstrengung war zu groß für ihn, und nach einem kurzen Kampfe lachte er laut auf.

„Gehe mein Sohn," sagte er und tätschelte den Cardinal liebreich auf die gelbe Wange. „Gehe. — Wenn die Welt Dich hörte, was würde sie sagen?"

„Daß Giles von Albornoz Religion genug habe, um sich zu erinnern, daß der Staat eine Kirche ist, aber nicht zu viel, um zu vergessen, daß die Kirche ein Staat ist."

Mit diesen Worten endete die Besprechung. Noch an diesem Abend befahl der Papst, daß Rienzi die verlangte Untersuchung bewilligt werden solle.

---

## Viertes Kapitel.

### Die Gebieterin und der Page.

Es fehlten noch drei Stunden zu Mitternacht, als Albornoz, seine Rolle als Liebhaber aufnehmend, an die Signora Cäsarini folgendes Billet absandte.

„Eure Befehle sind vollzogen. Rienzi wird wegen seines Glaubens verhört werden. Es wäre gut, wenn er darauf vorbereitet würde. Vielleicht stimmt es mit Eurer Absicht, über die ich nur so unvollständig berichtet bin, überein, daß Ihr dem Gefangenen als Das erscheint, was Ihr wirklich seid — Diejenige, welche diese Gnade ausgewirkt? Seht, wie unbedingt ein edles Herz einem anderen vertrauen kann! Durch den Überbringer sende ich Euch einen Befehl, der einem Eurer Diener Zutritt zu dem Gewahrsam des Gefangenen verschaffen wird. Laßt es, wenn es Euch gefällt, Eure Aufgabe sein, ihn von dieser neuen Wendung seines Schicksals zu benachrichtigen. Ach, Madame, möge das Glück mir ebenso günstig sein und mir dieselbe Fürsprache gewähren — von Deinen Lippen kommt mein Urtheilsspruch."

Als Albornoz diesen Brief geschlossen, berief er seinen vertrauten Diener, einen spanischen Edelmann, der in seiner adeligen Geburt Nichts sah, was ihn

von Vollziehung der verschiedenen Aufträge des Cardinals hätte abhalten sollen.

„Alvarez," sagte er, „Dies der Signora Cäsarini durch eine andere Hand; Du bist in ihrem Hause nicht bekannt. Begib Dich in das Staatsgefängniß; Dies an den Befehlshaber verschafft Dir Zutritt. Beobachte, wer zu dem Gefangenen Cola di Rienzi zugelassen wird! Suche seinen Namen zu erfahren; frage ihn, woher er kommt. Sei dreist, Alvarez. Suche zu erfahren, aus welchem Grunde die Cäsarini an dem Schicksal des Gefangenen Antheil nimmt. Alles was sie betrifft, Geburt, Vermögen, Abstammung, wäre mir willkommene Botschaft. Du verstehst mich? Es ist gut. Eine Vorsicht — Du hast keinen Auftrag von mir, stehst nicht mit mir in Verbindung. Du bist ein Beamter des Gefängnisses. oder des Papstes, — wie Du willst. Gib mir den Rosenkranz, zünde die Lampe vor dem Crucifix an, lege jenes härene Hemd unter jene Waffen. Es soll den Anschein haben, als beabsichtigte ich, es zu verstecken. Sage Gomez, daß der Dominikanerprediger eingelassen werden solle.

„Diese Mönche haben Eifer," sprach der Cardinal zu sich selbst, als Alvarez nach Vollziehung seiner Befehle sich entfernte. „Sie würden einen Menschen verbrennen — aber nur der Bibel wegen! Sie sind würdig, daß man sich mit ihnen gut stellt, wenn die dreifache Krone werth ist, daß man nach ihr trachtet; wäre sie mein, ich wollte eine Adlersfeder hinzufügen."

In die Hoffnungen auf die Zukunft versunken, vergaß der kühne Mann sogar den Gegenstand seiner Leidenschaft. In dem wirklichen Leben lieben in einem gewissen Alter ehrgeizige Männer wirklich; aber es ist nur wie ein Zwischenspiel. Und in der That hat bei den meisten Männern das Leben anziehendere, wenn auch nicht häufigere Interessen, als die der Liebe. Liebe ist das Geschäft der Müßigen, aber der Müßiggang der Geschäftigen.

Die Cäsarini war allein, als der Bote des Cardinals ankam, und sobald er mit einigen Zeilen entlassen war, die eine Dankbarkeit ausdrückten, welche alle Rücksichten hintanzusetzen schien, mit welchen die Kälte der Dame gewöhnlich ihren Stolz umgab, wurde der Page Angelo vor sie gerufen.

Das Zimmer war dunkel durch die Schatten der einbrechenden Nacht, als der Jüngling eintrat und er konnte nur undeutlich die Umrisse der majestätischen Gestalt seiner Gebieterin unterscheiden; aber an dem Tone ihrer Stimme merkte er, daß sie sehr aufgeregt war.

„Angelo,“ sagte sie, als er näher trat, „Angelo —“ und die Stimme versagte ihr. Sie schwieg, um Athem zu holen, und fuhr dann wieder fort: „Du allein hast uns treu gedient; Du allein theiltest unsere Flucht, unsere Wanderungen, unsere Verbannung — Du allein kennst mein Geheimniß — Du allein von meinem Gefolge bist ein Römer! — Römer! es war einst ein großer Name. Angelo, der Name ist gesunken; aber nur, weil der Charakter des römischen Volkes zuerst sank. Stolz sind sie, aber unbe-

ständig; hitzig, aber feig; eilig in Versprechungen, aber wortbrüchig. Du bist ein Römer, und obwohl ich Deine Treue erprobt, flößt mir schon Deine Geburt Furcht vor Falschheit ein."

„Madame," sagte der Page, „ich war nur ein Kind, als Ihr mich in Eure Dienste nahmet, und jetzt stehe ich erst an der Grenze des Mannesalters. Aber obgleich ich noch ein Knabe bin, wollte ich doch der tapfersten Lanze eines Ritters oder Freibeuters muthig entgegentreten in Behauptung der Treue Angelo Villani's gegen seine Gebieterin und sein Vaterland."

„Ach! ach!" sagte die Signora bitter, „das waren die Worte von Tausenden Deines Volkes. Was waren ihre Thaten? Aber ich will Dir vertrauen, wie ich Dir stets vertraute. Ich weiß, daß Du nach Ehren begehrst, daß Du den schicklichen, stolzen Ehrgeiz der Jugend hast."

„Ich bin ein Waise und Bastard," sagte Angelo offen. „Die Verhältnisse treiben mich heftig zur That; ich möchte mir selbst einen Namen erringen."

„Das sollst Du," sagte die Signora, „Es wird noch eine Zeit kommen, wo wir Dir lohnen können. Und jetzt sei rasch. Bringe einen Deiner Pagenanzüge, Mantel und Kopfbedeckung her. Rasch, sage ich, und lasse gegen keine Seele verlauten, was ich von Dir verlangte."

---

# Fünftes Kapitel.

## Der Bewohner des Thurmes.

Die Nacht rückte langsam voran, und in dem obersten Zimmer des finsteren, unfreundlichen Thurmes, der den Fenstern des Palastes der Cäsarini gegenüberstand, saß ein einsamer Gefangener. Eine einzige Lampe brannte vor ihm auf einem steinernen Tische und warf ihre Strahlen auf eine aufgeschlagene Bibel — und jene ernsten, phantastischen Sagen von der Tapferkeit des alten Rom, welche der Geist des Livius in der Geschichte zu erwähnen gewürdigt hat. * Eine Kette hing von der Decke des Thurmes herunter und fesselte den Gefangenen, doch so, daß er den größeren Theil der Zelle nach Belieben durchschreiten konnte. Grün und feucht waren die mächtigen Steine an den Wänden, und durch eine enge Öffnung, viel zu hoch, um sie zu erreichen, kam das Mondlicht herein und fiel in langen Schatten über den rauhen Boden. Ein Bett in einer Ecke war der übrige Inhalt des Zimmers. Dies war seit Monaten die Wohnung des Mannes, der die stolzesten Barone besiegt, des üppigen Diktators der herrlichsten Stadt der Welt!

Sorgen, Reisen, Zeit und Unglück machten sich an Rienzi's Äußerem bemerkbar. Seine körperlichen Verhältnisse hatten sich über die gedrungene Kraft früherer Mannhaftigkeit ausgedehnt, die durchsichtige

* Avea libri assai, suo Tito Livio, sue storie di Roma, la Bibbia et altri libri assai; non finava di studiare. — *Vit. di Cola di Rienzi*, lib. II. cap. 13.

Blässe seiner Wange war mit einem hektischen, trüglichen Roth bedeckt. Selbst in seinen jetzigen Studien, so ernstlich sie ihn zu beschäftigen schienen, und so angemessen die Lektüre seinem bis zum Fanatismus enthusiastischen Geiste sein mochte, konnten doch seine Augen nicht so fest wie sonst, sich auf die Blätter heften. Die Buchstaben hatten ihren Reiz verloren. Alle Augenblicke bewegte er sich unruhig, sprang auf, setzte sich wieder und murmelte abgebrochene Ausrufungen, wie ein Mensch in einem bangen Traume. Bald richtete er ungeduldig die Blicke aufwärts, hinter sich, in die Runde, und dann glühte in diesen großen, tiefen Augen ein seltsames, unstätes Feuer, welches demjenigen, der es sah, einen unbestimmten, unerklärlichen Schauer einflößen konnte.

In der Hauptsache hatte Angelo die neueren Abenteuer Rienzi's nach seinem Falle richtig erzählt. Dieser hatte sich zuerst mit Nina und Angelo nach Neapel begeben und dort eine trügerische und kurze Gunst bei Ludwig, König von Ungarn, gefunden. Dieser barsche, aber ehrenwerthe Fürst hatte sich geweigert, seinen berühmten Gast auf das Verlangen von Clemens auszuliefern, aber offen sein Unvermögen erklärt, ihn sicher zu beschützen. Während er noch immer geheime Verbindung mit seinen Anhängern in Rom unterhielt, suchte der Flüchtling dann einen Zufluchtsort bei den Eremiten, die sich in die Abgeschiedenheit des Monte Maiella zurückgezogen, wo er, die Zeit ausgenommen, in welcher er nach Florenz und wieder zurückreiste, in Einsamkeit und Nachdenken ein

ganzes Jahr zubrachte. Er benützte das Jubiläum in Rom, hatte, als Pilger verkleidet, die an melancholischen Ruinen des alten Rom noch so reichen Thäler und Berge durchwandert, und betrat die Stadt, wo sein ruheloser, ehrgeiziger Geist sich in neue, aber vergebliche Verschwörungen einließ. * Zum zweitenmale von dem Cardinal di Ceccano excommunizirt, und abermals flüchtig, schüttelte er den Staub von seinen Füßen, als er die Stadt verließ, erhob die Hand gegen die Mauern, in welchen noch Spuren von den Tarquiniern zeugen und rief laut: „Geehrt als dein Regent — verfolgt als dein Opfer — Rom, Rom, wirst du mich noch als deinen Eroberer empfangen!“

Immer als Pilger gekleidet, wanderte er unverletzt durch Italien an den Hof des Kaisers Karl von Böhmen, wo der Page, der wahrscheinlich Augenzeuge gewesen war, seine Aufnahme richtig erzählt hatte. Indessen ist zweifelhaft, ob das Benehmen des Kaisers so ritterlich gewesen, wie es aus Angelo's Bericht hervorging, oder ob er nicht Rienzi den Abgesandten des Papstes überliefert habe. So viel ist aber auf alle Fälle gewiß, daß die Reise des gefallenen Tribuns von Prag bis Avignon einem Triumphzuge geglichen. Der Verfluß von Jahren — seine seltsamen Abenteuer — sein ungebrochener Geist — die Unordnungen in Rom, sobald seine unwandelbare Gerechtigkeit fehlte — die neue Gewalt, welche die Aufklärung wunderbarerweise täglich über die Gemüther der heranwachsenden Generation gewann — die Be=

* Rainald, Ann. 1350, N. 4, K. 5.

redsamkeit Petrarka's und das gewöhnliche Mitgefühl des großen Haufens für gefallene Größe — Alles vereinigte sich, um Rienzi zu dem Helden des Zeitalters zu machen. Da war keine Stadt, durch die er kam, die nicht, um ihn zu schützen, eine Belagerung ausgehalten hätte — kein Haus, das ihm nicht ein Obdach gewährte — keine Hand, die sich nicht zu seiner Vertheidigung bewaffnet hätte. Alle Anerbietungen von Hülfe zurückweisend, jede Gelegenheit zur Flucht verschmähend, begeistert von seiner unbesiegbaren Hoffnung und seinem echten Glauben an den Glanz seines Schicksales, suchte der Tribun Avignon — und fand einen Kerker!

Diese seine äußeren Abenteuer sind kurz und leicht zu erzählen; wer aber vermöchte zu beschreiben, was in ihm vorging? — wer erzählte die fürchterliche Geschichte seines Herzens? — wer malte den raschen Wechsel von Gefühlen und Gedanken — den zornigen Schmerz — die trübe Niedergeschlagenheit — die erhabene Täuschung, welche die Entschlossenheit der großen Seele trübten, aber nie vernichteten? Wer kann sagen, was er erdulbet, was er gedacht haben muß in der Einsiedelei des Maiella — auf den verlassenen Hügeln des untergegangenen Reiches, von dessen Wiederherstellung er geträumt — an den Höfen barbarischer Könige — und vor Allem, als er verkleidet und unerkannt in das Gewimmel der christlichen Welt, zu dem Sitze seiner früheren Macht zurückkehrte? Wie vielerlei Erinnerungen, und in welch einem wilden und feurigen Gehirn! Welche Betrachtungen mußten in den

Kerkern von Avignon in einem Manne entstehen, der sich auf Alles mit der Hitze des Fanatismus gestürzt hatte — vier Leidenschaften, deren jede allein, im Übermaß, genügte, die stärkste Vernunft zu zerstören — Leidenschaften, die sehr schwierig sich vereinigen — der Träumer — der eifrig Trachtende — ja der Wahnsinnige von Freiheit und doch von Macht — von Kenntnissen und doch von Religion!

„Ja," murmelte der Gefangene, „ja, diese Sätze sind tröstend — tröstend. Der Gerechte wird nicht immer unterdrückt." Mit einem langen Seufzer legte er bedächtig die Bibel bei Seite, küßte sie mit großer Ehrfurcht, blieb einige Minuten still und nachdenkend und sagte dann, als ein leichtes Geräusch in einer Ecke der Zelle sich hören ließ, freundlich: „Ach, meine Freunde, meine Genossen, die Ratten! es ist ihre Stunde — ich bin froh, daß ich das Brod für sie bei Seite legte!" Sein Auge glänzte, als er jetzt sah, wie diese schüchternen, ungeselligen Thiere sich aus einem Loch in der Mauer hervorwagten und sich über den vom Monde beschienenen Boden furchtlos zu ihm heranstahlen. Er warf ihnen einige Stückchen Brod hin und beobachtete einige Augenblicke ihre Sprünge mit einem Lächeln. „Manchino, der weißkopfige Schelm! er schlägt alle Anderen — ha! ha! er ist vornehmer als seine Kameraden — er befehligt den Stamm und wird zuerst in die Falle gehen. Wie wird er in den Stahl beißen, der nette Kerl! während die ganze, weniger edle Schaar ihn von ferne angafft, zittert und sich fürchtet, aber ihm nie zu Hülfe kommt. Doch

könnten sie, wenn sie sich vereinigten, die Falle durchnagen und ihren Führer befreien! Ach, ihr seid gemeines Gesindel, und obwohl ihr mein Brod eßt, würdet ihr, sobald der Tod über mich käme und ich eine Leiche wäre, doch an meinem Körper prassen. Fort!" er klatschte in die Hände, die Kette um ihn klirrte heftig und die ekelhaften Mitbewohner seines Kerkers verschwanden in einem Augenblicke.

Dieser eigenthümliche und excentrische Humor, den Rienzi besaß, und der der thörichten Halsstarrigkeit der römischen Edeln als Possenreißerei erschienen war, behauptete noch immer den alten Ausdruck in seinen Zügen, und er lachte laut, als er die Thiere in ihren Schlupfwinkel zurückeilen sah.

„Ein wenig Lärmen und das Klirren einer Kette — pfui, wie ahmt ihr die Menschen nach!" Er versank wieder in Stillschweigen, zog dann langsam und verdrossen die belebten Erzählungen des Livius zu sich her und sagte: „Noch eine Stunde bis Mitternacht! — wachende Träume sind besser als Schlaf. Nun, die Geschichte erzählt uns, wie Männer — ja auch wie Völker — nach einem tieferen Falle, als dem Rienzi's oder Roms, sich wieder erhoben haben!"

Nach wenigen Minuten war er offenbar in Lesen vertieft; seine Aufmerksamkeit wurde durch diese Beschäftigung dermaßen gefesselt, daß er die Tritte nicht hörte, welche die zu seiner Zelle führende Wendeltreppe heraufkamen, und erst, als die Schlösser unter dem gewaltigen Schlüssel rasselten und die Thüre in ihren Angeln knarrte, erhob Rienzi, erstaunt über

die Störung zu einer so ungewohnten Stunde, seine Augen. Die Thüre des Kerkers hatte sich wieder geschlossen, und bei dem einsamen, blassen Scheine der Lampe sah er eine Gestalt, die sich, wie um sich zu halten, gegen die Mauer lehnte. Von Kopf bis zu Fuße war diese Gestalt in den langen Mantel jener Tage gehüllt, der nebst dem breiten, von Federn überschatteten Hute selbst die Gesichtszüge des Besuches verbarg.

Lange betrachtete Rienzi den Fremden aufmerksam.

„Sprecht,“ sagte er endlich und legte die Hand an die Stirne. „Mich dünkt, entweder hat die lange Einsamkeit mich verwirrt gemacht, oder, hübscher Herr, verblendet mich Eure Erscheinung. Ich kenne Euch nicht — bin ich gewiß? —“ und Rienzi's Haare sträubten sich, während er sich langsam erhob — „bin ich gewiß, daß ein lebendes Wesen vor mir steht? Engel sind früher schon in Kerker gedrungen. Ach, nie war der Trost eines Engels nöthiger.“

Der Fremde antwortete nicht, aber der Gefangene sah sogar, wie sein Herz unter dem Mantel schlug; lautes Schluchzen erstickte seine Stimme; endlich sprang er, wie mit einer heftigen Anstrengung, vor und sank zu den Füßen des Tribuns nieder. Der entstellende Hut, der lange Mantel fielen zu Boden — das Antlitz eines Weibes blickte durch leidenschaftliche, glänzende Thränen empor — die Arme eines Weibes umschlossen die Knie des Gefangenen! Rienzi starrte sie stumm und regungslos wie ein Stein an. „Himmlische Mächte und Heilige!“ murmelte er endlich, „versucht Ihr

mich noch ferner! — es ist? — nein, nein — doch sprecht!"

„Geliebter — Angebeteter! — kennst Du mich nicht?"

„Sie ist's — sie ist's!" rief Rienzi schwärmerisch, „es ist meine Nina — mein Weib — meine — —" die Stimme versagte ihm. Während sie sich in den Armen lagen, schienen die Unglücklichen einen Augenblick sogar das Gefühl der Wonne über ihre Wiedervereinigung vergessen zu haben. Es war wie eine bewußtlose, tiefe Entzückung, durch welche etwas wie ein Traum schwach und unbestimmt zum Vorschein kommt.

Als sie endlich zu sich selbst kamen, als sie sich endlich erholten, nachdem die ersten Ausrufungen, die ersten stürmischen Liebkosungen der Freude vorüber waren, erhob Nina ihr Haupt von der Brust ihres Gatten und blickte kummervoll in sein Antlitz. — „Ach, was hast Du seit unserer Trennung erduldet! was seit der Stunde, wo Du, durch Dein kühnes Herz und Dein wildes Verhängniß angetrieben, mich an dem kaiserlichen Hofe verließest, um das Diadem wieder zu suchen und die Kette zu finden! Ach! warum befolgte ich Deine Befehle? warum gab ich zu, daß Du allein abreistest? Wie oft während Deiner Reise hierher, in Zweifel und in Gefahr, hättest Du an diesem Busen ausruhen können, und diese Stimme hätte Deiner Seele Trost zugeflüstert? Du bist wohl, mein Geliebter, mein Cola? Dein Puls schlägt schneller wie früher — Deine Stirne ist gefurcht. Ach! sage mir, daß Du wohl bist!"

„Wohl!" sagte Rienzi mechanisch. „Ich glaube so! Der kranke Geist stumpft alles Gefühl für körperliche Leiden ab. Wohl — ja! Und Du — Du hast Dich wenigstens nicht verändert, nur ist Deine Schönheit gereifter, die Glorie des Lorbeerkranzes ist nicht von Deiner Stirne gewichen. Du wirst noch —" dann brach er plötzlich ab: „Rom — erzähle mir von Rom! Und Du — wie kamst Du hierher? Ach, vielleicht ist mein Urtheil gefällt und ihre Gnade hat bewilligt, daß ich Dich noch einmal sehe, ehe der Henker mir das Lebenslicht ausbläst. Ich erinnere mich, diese Gnade erzeigt man Missethätern. Als ich Herr über Leben und Tod war, gestattete ich auch dem gemeinsten Verbrecher, denen, die er liebte, Lebewohl zu sagen."

„Nein — nicht so, Cola!" rief Nina aus und hielt ihre Hand vor seinen Mund. „Ich bringe Dir frohere Botschaft. Morgen sollst Du verhört werden. Die Gunst des Hofes ist wieder gewonnen. Du wirst freigesprochen werden."

„Ha! sage es noch einmal."

„Du wirst verhört werden, mein Cola — Du wirst freigesprochen werden!"

„Und Rom wird frei! — Großer Gott, ich danke Dir!"

Der Tribun sank auf die Knie, und nie, auch nicht in den jüngsten und reinsten Stunden hatte sein Herz heißere, weniger selbstsüchtige Dankgebete ausgeströmt. Als er wieder aufstand, schien er ein ganz veränderter Mann. Sein Auge hatte den früheren

tiefen und heiteren Herrscherblick wieder angenommen. Majestät thronte auf seiner Stirne. Der Kummer der Verbannung war vergessen. In seinen sanguinischen, blitzschnellen Gedanken stand er wieder als der Beschirmer — als der Fürst seines Vaterlandes da!

Nina blickte ihn mit all der innigen, ergebenen Verehrung an, welche ihre eitleren und härteren Eigenschaften in alle Zärtlichkeit des sanftesten Weibes tauchte. „So," dachte sie, „war sein Blick vor acht Jahren, als er mein jungfräuliches Zimmer verließ, voll von mächtigen Planen für die Befreiung Roms — so, wenn er mit Sonnenaufgang unter den kriechenden Baronen und der knieenden Bevölkerung der Stadt, die er zu seinem Throne gemacht hatte, sich erhob!"

„Ja, Nina!" sagte Rienzi, als er sich umwandte und ihrem Blicke begegnete. „Meine Seele sagt mir, daß meine Stunde gekommen ist. Wenn meine Untersuchung öffentlich geführt wird, so wagen sie es nicht, mich für schuldig zu erklären — wenn sie mich freisprechen, so können sie nicht anders, als mich wieder einsetzen. Morgen, sagst Du, morgen?"

„Morgen, Rienzi; halte Dich bereit!"

„Ich bin es — zum Triumphe! Aber, sage mir, welcher glückliche Zufall brachte Dich nach Avignon?"

„Zufall, Cola!" sagte Nina mit vorwurfsvoller Zärtlichkeit. „Konnte ich bei dem Gedanken, daß Du in den Kerkern des Papstes schmachtest, in sicherer Muße in Prag verweilen? Auch an dem kaiserlichen Hofe hattest Du Deine Anhänger und Gönner. Gold

konnte ich mir leicht verschaffen. Ich begab mich nach Florenz — nahm einen anderen Namen an — und kam hierher, um durch Kunst und List Deine Freiheit zu erringen oder mit Dir zu sterben. Ach! sagte Dir Dein Herz nicht, daß Morgens und Abends die Augen Deiner treuen Nina nach Deinem düsteren Thurme schauten, und daß eine Freundin, wenn auch unbedeutend, Dich nie verlassen könne!"

„Holde Nina! Aber — aber — in Avignon weicht die Macht der Schönheit nicht umsonst. Erinnere Dich, daß es noch einen schlimmeren Tod gibt, als das Aufhören des Lebens."

Nina erblaßte. „Fürchte nichts," sagte sie mit leiser, aber bestimmter Stimme, „fürchte nicht, daß menschliche Lippen je sagen könnten, Rienzi's Gattin habe ihn befreit. Niemand an diesem verdorbenen Hofe weiß, daß ich Dein Weib bin."

„Weib," sagte der Tribun ernst; „Dein Mund weicht der Antwort aus, die ich wünschte. In unserer entarteten Zeit und unserem sittenlosen Lande vergißt Dein Geschlecht, wie das meinige, zu leicht, zu welch häßlichem Aussatze der geringste Makel an der Ehre einer Frau wird. Daß Dein Herz mich nie kränken wollte, glaube ich; wenn aber Deine Schwäche, Deine Furcht um mein Leben mich entehrten, so bist Du für für Rienzi eine ärgere Feindin, als die Schwerter der Colonna. Nina, sprich!"

„O, daß meine Seele sprechen könnte," antwortete Nina. Deine Worte sind Musik für mich und jeder meiner Gedanken hallt sie wieder. Könnte ich

diese Hand berühren, könnte ich diesem Auge begegnen und nicht wissen, daß der Tod Dir lieber ist als Schande? Rienzi, als wir das letztemal in Trauer, aber in Hoffnung schieden, was sagtest Du zu mir?"

„Ich erinnere mich dessen wohl," versetzte der Tribun; „ich verlasse Dich, sagte ich, um durch Deinen Geist die große Sache an dem kaiserlichen Hofe rege zu erhalten. Du bist jung und schön — und an Höfen gibt es unsittliche, rohe Bewerber. Ich warne Dich nicht, es wäre unter meiner und Deiner Würde. Aber ich lasse Dir die Macht zu sterben! Und damit, Nina — —"

„Legte zitternd Deine Hand diesen Dolch in die meinige. Ich lebe — brauche ich mehr zu sagen?"

„Meine edle, geliebte Nina, es ist genug. Behalte den Dolch noch."

„Ja, bis wir auf dem Capitol in Rom uns treffen!"

Man hörte ein leises Pochen an der Thüre, Nina nahm schnell ihre Verkleidung wieder an.

„Es ist beinahe Mitternacht," sagte der Gefangenwärter, als er unter der Thüre erschien.

„Ich komme," gab ihm Nina zur Antwort.

„Und Du mußt Deine Gedanken sammeln," flüsterte sie Rienzi zu; „waffne all Deinen glänzenden Geist. Ach! schon wieder müssen wir uns trennen? Wie entsinkt mir der Muth!"

Die Anwesenheit des an der Schwelle stehenden Gefangenwärters benahm dem Abschiede dadurch seine Bitterkeit, daß sie ihn abkürzte. Der falsche Page

drückte seine Lippen auf die Hand des Gefangenen und verließ die Zelle.

Der Gefangenwärter zögerte noch einen Augenblick und legte ein Pergament auf den Tisch. Es war die Vorladung des zu der Untersuchung des Tribuns niedergesetzten Gerichtshofes.

---

## Sechstes Kapitel.

Die Witterung trügt nicht — Der Priester und der Soldat.

Als sie die Treppen hinabstieg, begegnete Nina Alvarez.

„Schöner Page," sagte der Spanier heiter, „Dein Name, sagtest Du mir, ist Villani? — Angelo Villani — nun, ich kenne Deinen Vetter, glaube ich. Seid so gut, junger Herr, tretet in dieses Zimmer und trinket einen Nachtpokal auf die Gesundheit Eurer Dame; ich hörte gerne Botschaft von meinen alten Freunden."

„Ein andermal," antwortete der falsche Angelo und zog den Mantel dichter ins Gesicht; „es ist spät — ich habe Eile."

„Nein," sagte der Spanier, „so leicht entkommst Du mir nicht," und faßte den Knaben derb an der Schulter.

„Laßt mich los, Herr!" sagte Nina stolz und beinahe weinend, denn ihre starken Nerven waren jetzt abgespannt. „Gefangenwärter, auf Deine Gefahr — öffne das Gatter!"

„So hitzig," sagte Alvarez, erstaunt über so viel Würde an einem Pagen, „nein, ich wollte Dich nicht beleidigen. Darf ich Dir morgen meine Aufwartung machen?"

„Ja, morgen," sagte Nina, begierig zu entkommen.

„Und inzwischen," sagte Alvarez, „will ich Dich nach Hause begleiten — wir können unterwegs noch reden."

Mit diesen Worten trat er, ohne auf die Gegenvorstellungen des vermeintlichen Pagen zu achten, mit Nina ins Freie. „Eure Gebieterin," sagte er gleichgültig, „ist wunderschön; ihr leisester Wille ist dem vornehmsten Adeligen in Avignon Befehl. Ich glaube, sie ist von Neapel — ist es so? Bist Du stumm — holder Jüngling?"

Der Page antwortete nicht, sondern eilte mit so schnellem Schritte, daß der langsame Spanier beinahe den Athem verlor, über den kleinen Platz zwischen dem Thurme und dem Palaste der Cäsarini; alle Bemühungen des Alvarez entlockten seinem Begleiter nicht eine Silbe gegen seinen Willen, bis sie an dem Thore des Palastes ankamen und er sich unhöflicherweise außen zurückgelassen fand.

„Die Pest über den Knaben!" sagte er, sich in die Lippen beißend; „wenn der Cardinal eben so glücklich ist, wie sein Diener, bei der Mutter Gottes, so ist seine Eminenz ein glücklicher Mann!"

Keineswegs zufrieden in der Aussicht auf eine Unterredung mit Albornoz, der, wie die meisten gewandten Männer, die Fähigkeiten derer, die er zu seinen

Diensten verwendete, genau nach dem Erfolge berechnete, kehrte der Spanier langsam nach Hause zurück. Mit der ihm gestatteten Freiheit trat er etwas barsch in das Zimmer des Cardinals und traf diesen in ernsthaftem Gespräche mit einem Cavalier; der Schnurrbart des letzteren war aufwärts gebogen und der glänzende Brustharnisch, den er unter seinem Mantel trug, schien seinen kriegerischen Beruf anzudeuten. Vergnügt über den Aufschub zog sich Alvarez eilig zurück, und in der That waren die Gedanken des Cardinals in diesem Augenblicke und während dieser Nacht auf andere Gegenstände, als Liebe gerichtet.

Die Unterbrechung trug indessen dazu bei, das Gespräch zwischen Albornoz und seinem Gaste abzukürzen. Der Letztere stand auf.

„Ich denke," sagte er, sich auf ein kurzes, breites Schwert stützend, das er während der Unterredung bei Seite gelegt hatte, — „ich denke, mein Herr Cardinal, Ihr ermuthigt mich zu dem Gedanken, daß unser Geschäft einem glücklichen Abschlusse entgegensieht. Zehntausend Gulden, so verläßt mein Bruder Viterbo und schleudert den Donnerkeil der Compagnie auf das Gebiet von Rimini. Von Eurer Seite — —"

„Von meiner Seite wird zugestanden," sagte der Cardinal, „daß das Heer der Kirche den kriegerischen Unternehmungen Eures Bruders nicht in den Weg tritt — somit ist Friede zwischen uns. Ein Krieger versteht den andern!"

„Und das Wort von Giles von Albornoz, Sohn

des königlichen Geschlechtes von Aragon, ist ein Pfand für die Treue des Cardinals," versetzte der Ritter lächelnd. „In Eurer früheren Eigenschaft habe ich mit Euch verhandelt."

„Hier ist meine Rechte," erwiderte Albornoz, zu politisch, als daß er auf die Anspielung geachtet hätte. Der Cavalier führte sie ehrfurchtsvoll an die Lippen und bald hörte man seinen bewaffneten Tritt die Treppe hinabgehen.

„Sieg," rief Albornoz, seine Arme in die Höhe werfend, „Sieg, jetzt bist du mein!"

Mit diesen Worten stand er eilig auf, legte seine Papiere in eine eiserne Kiste, öffnete eine verborgene Thüre hinter der Tapete und trat in ein Zimmer, das eher einer Mönchszelle, als dem Gemache eines Fürsten glich. Ueber einer gemeinen Pritsche hingen ein Schwert, ein Dolch und ein rohes Bild der heiligen Jungfrau. Ohne Alvarez noch zu berufen, entkleidete sich der Cardinal und schlief nach wenigen Augenblicken.

---

## Siebentes Kapitel.

Vaucluse und sein genius loci — Eine alte Bekanntschaft wird erneuert.

Am folgenden Tage sah man den Ritter, welchen unser letztes Kapitel dem Leser vorgeführt, schon früh Morgens langsam einen grünen, anmuthigen Pfad, einige Meilen von Avignon, hinreiten. Endlich befand er sich in einem wilden, romantischen

Thale, durch welches jener entzückende Fluß sich windet, dessen Namen die Gedichte Petrarka's eine so liebliche Berühmtheit verschafften. Durch Felsen geschützt und in dieser Gegend durch die grünendsten Ufer sich hinwindend, durch tausend wilde Blumen und Wasserpflanzen geschmückt, strömte die krystallene Sorgia. Weiterhin gewann die Landschaft ein düsteres und unfruchtbares Ansehen. Das Thal schien eingeengt oder geschlossen durch phantastische Felsen tausenderlei Gestalt, über welche tausend Bächlein herabrauschten und schimmerten. Und gerade, wo die Scene am wildesten war, öffnete sich das Gebiet plötzlich in einen schmucken, bebauten Garten, in welchem man unter üppigem Laubwerke ein kleines, niederes Häuschen sah — die Einsiedelei des Ortes. Der Reiter war in dem Thale von Vaucluse, und vor seinen Augen lagen Garten und Haus Petrarka's! Nachlässig glitt indessen sein Auge über den geheiligten Ort; und bewußtlos ruhte es einen Augenblick auf einer einsamen Gestalt, die nachdenklich an dem Ufer des Flusses saß. Ein großer Hund zur Seite des Mittagsträumers bellte den Reiter an, als er sich näherte. „Ein schönes Thier und schlägt tief an!" dachte der Reisende; ihm schien der Hund von weit größerem Interesse, als sein Herr. Und so, — wie die Menge kleiner Menschen unbekümmert, ohne auf sie zu achten, an solchen vorübergeht, welche die Nachwelt als die Gefeiertsten ihres Zeitalters erkennt, wandte der Reiter seinen Blick von dem Dichter ab!

Dreimal gesegneter Name! Unsterblicher Floren-

tiner!* nicht vor dem geheiligten Andenken des Liebenden oder des Dichtes beuge ich mich — ich verehre dich als ein Wesen, das anders als dem Namen nach, wie einen Schatten, in diese unwürdigen Blätter einzuführen, Entweihung wäre; sondern so ferne du der erste warst, der vor Völkern und Fürsten die heilige Erhabenheit der Wissenschaften behauptete, der für das Genie das Recht ansprach, einen Einfluß auf die Staaten auszuüben, die Meinungen zu beherrschen, die Herzen der Menschen zu regieren und durch begeisternde Leidenschaft und leitende Gedanken Ereignisse vorzubereiten! Was (obgleich man es nur schwach empfindet und nur dunkel sieht) — was verdanken wir noch jetzt dir, wenn die Wissenschaft jetzt eine Macht ist; wenn der Geist ein Prophet und eine Macht ist, welche die künftigen Dinge vorhersagt und bestimmt! Für den Größten, wie für den Geringsten von uns, denen die Feder Scepter und Schwert ist, ist der niedriggeborene Florentiner der Vorgänger gewesen, der den Weg geebnet und den Empfang vorbereitet hat. Ja! der Geringste der Nachkommen — selbst derjenige, welcher jetzt seine Dankbarkeit ausspricht, — ist dein ewiger Schuldner! Wie groß ist deine Ehre, wenn seine Arbeiten, so gering sie auch sind, ein Publikum finden, wo man nur die Literatur kennt, die in den entferntesten Ländern die Moral vergessener Revolutionen predigen und in Pa-

* Es ist kaum zu erwähnen nöthig, daß seine Abstammung, nicht seine wirkliche Geburt uns berechtigt, Petrarka einen Florentiner zu nennen.

lästen und auf Marktplätzen die Saaten ausstreuen, die zur Frucht reifen sollen, wenn die Hand des Aussäenden Staub, sein Name vielleicht verschollen ist! Denn ach! nur Wenige sind es, deren Namen das Grab überleben; aber die Gedanken jedes Schriftstellers werden unsterblich; — Andere machen sie sich zu eigen, fördern, steigern sie; und Millionen unbekannter Geister, von denen man nie geträumt, sind erforderlich, um einen Einzigen unsterblich zu machen!

Betrachtungen nachhängend, sehr verschieden von den Gedanken, welche der Name Petrarka's in einer spätern Zeit erweckten, verfolgte der Cavalier seinen Weg.

Das Thal hatte er längst hinter sich und der Weg wurde immer ungebahnter, bis er in einem Walde aufhörte, durch dessen verschlungene Zweige das Sonnenlicht spielend brach. Zuletzt öffnete sich der Wald in eine weite Heide, auf welcher eine mit den Ruinen einer alten Burg gekrönte Höhe steil sich erhob. Der Reisende stieg ab, führte sein Pferd die Anhöhe hinan, erreichte die Ruinen, ließ das Thier in einem der obdachlosen, mit dem längsten Grase und einer Menge Gesträuch bewachsenen Zimmer, erstieg dann mit einiger Mühe eine schmale, zerbrochene Treppe und befand sich in einem kleinen, besser erhaltenen Zimmer, dessen Dach und Boden noch ganz waren.

Auf dem Boden ausgestreckt, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, lag hier in seinen Mantel gewickelt ein Mann von hohem Wuchse und mittlerm

Alter. Behend richtete er sich auf den einen Arm auf, als der Cavalier eintrat.

„Nun, Brettone, ich habe die Stunden gezählt — was für Botschaft?“

„Albornoz willigt ein.“

„Frohe Kunde! Du gibst mir neues Leben. Pardieu, ich werde um so besser deßhalb frühstücken, mein Bruder. Hast Du daran gedacht, daß ich hungrig bin?“

Brettone zog unter seinem Mantel eine ansehnlich große Weinflasche und einen ziemlich gut gefüllten, kleinen Korb hervor; der Bewohner der Ruine machte sich mit großem Eifer über die Lebensmittel her. Und beide Krieger, denn dies waren sie, streckten sich nun auf den Boden hin, labten sich mit bedeutender Gier und sprachen heftig und vertraut zwischen jedem Bissen.

„Ich sage Dir, Brettone, Du theilst nicht ehrlich; Du hast schon mehr als die halbe Pastete verschlungen, schiebe sie mir zu. Und der Cardinal willigt also ein! Was ist er denn für ein Mann? Gewandt, wie man sagt?“

„Rasch, scharf und ernst, mit einem feurigen Auge, macht nicht viel Worte und trifft die Hauptsache.“

„Also keinem Pfaffen ähnlich; — ist ein guter Räuber an ihm verdorben. Was hast Du von der Macht gehört, die er befehligt? Ho, nicht so schnell mit dem Weine!“

„Unbedeutend für jetzt. Er verläßt sich auf Rekruten aus Italien.“

„Was sind seine Absichten bezüglich Roms? Dahin, mein Bruder, dahin geht mein geheimes Streben! Was diese kleinen Städte und kleinen Tyrannen betrifft, so kümmere ich mich nicht darum, ob sie fallen und durch Wen. Aber der Papst darf nicht nach Rom zurückkehren. Rom muß mein werden. Die Stadt eines neuen Reiches, die Eroberung eines neuen Attila! Hier vereinigen sich alle Umstände zu meinen Gunsten! — die Abwesenheit des Papstes, die Schwäche der Mittelklassen, die Armuth der Bevölkerung, die schwache, wenn auch wilde Barbarei der Barone — das Alles hat lange zusammengewirkt, um Rom zur leichtesten und zugleich zur ruhmvollsten Eroberung zu machen!“

„Mein Bruder, gebe der Himmel, daß Dich Dein Ehrgeiz nicht am Ende zu Grunde richte; Du verlierst immer das Land aus dem Gesicht. Gewiß, mit dem ungeheuren Reichthum, den wir bekommen, können wir — —“

„Nach etwas Höherem streben, als Freibeuter, heute Generale — morgen Abenteurer zu sein. Erinnerst Du Dich, wie der Normannen Schwert Sicilien gewann, und wie der Bastard Wilhelm auf dem Hastingsfelde seinen Stab in ein Scepter verwandelte. Ich sage Dir, Brettone, dieses lockere Italien hat Kronen auf den Hecken, die eine geschickte Hand mit der Lanzenspitze hinwegnehmen kann. Mein Entschluß ist gefaßt, ich werde das schönste Heer in Italien bilden und einen Thron auf dem Capitol gewinnen. Narr, der ich vor sechs Jahren gewesen! — Hätte ich,

statt diesen einfältigen Tölpel Pepin von Minorbien abzusenden, selbst den Ungarn verlassen und wäre mit meinen Kriegern auf Rom marschirt, so wäre auf den Fall Rienzi's Montreals Erhebung gefolgt. Pepin wurde überlistet und warf eine Beute weg, nachdem er sie erjagt hatte. Der Löwe wird dem Schakal nicht wieder die Jagd anvertrauen!"

„Walter, Du sprichst von Rienzi's Schicksal, laß es Dir zur Warnung dienen!"

„Rienzi!" versetzte Montreal; „ich kenne den Mann! in friedlichen Zeiten oder bei einem ehrbaren Volke hätte er eine große Dynastie gegründet. Aber er träumte von Gesetzen und Freiheit für Leute, die jene verschmähen, und diese nicht beschützen. Wir, die wir von einem härteren Stamme sind, wissen, daß ein neuer Thron durch das kriegerische, nicht durch das bürgerliche System erbaut werden muß; in die Stadt selbst müssen wir das Lager versetzen. Durch die Menge errang der stolze Tribun seine Macht, — durch die Menge verlor er sie; durch das Schwert will ich sie erringen und durch das Schwert mir auch erhalten!"

„Rienzi war zu grausam, er hätte die Barone nicht reizen sollen," sagte Brettone, im Begriff die Flasche zu leeren, als die starke Hand seines Bruders sie ihm entriß und seiner Absicht zuvorkam.

„Pah," sagte Montreal mit einem langen Seufzer nach dem Zuge, „er war nicht grausam genug. Er wollte nur gerecht sein und keinen Unterschied machen zwischen Edelmann und Bauer. Er sollte unterschieden

haben! Er hätte die Edeln mit Wurzeln und Ästen ausrotten sollen. Aber dies vermag kein Italiener. Dies ist mir aufbehalten."

„Du wolltest doch nicht alles edle Blut Roms zusammenschlachten?"

„Schlachten! Nein, aber ich würde ihre Güter hinwegnehmen und damit einen neuen Adel belehnen, den kühnen, trotzigen Adel des Nordens, der wohl weiß, wie er seinen Fürsten zu schützen hat, und ihn auch gerne schützt, als die Quelle seiner eigenen Macht. Für jetzt genug hiervon. Und da wir von Rienzi sprechen — schmachtet er noch in seinem Kerker?"

„Nun, ehe ich diesen Morgen abreiste, hörte ich sonderbare Neuigkeiten. Die ganze Stadt war in Bewegung — an allen Ecken standen Gruppen. Man sagte, Rienzi's Untersuchung sollte heute vorgenommen werden und nach den Namen der Richter vermuthet man, das seine Freisprechung bereits beschlossen ist."

„Ha, das hättest Du mir früher sagen sollen."

„Wenn er wieder in Rom eingesetzt würde, würde dies Deinen Planen zuwiderlaufen?"

„Hm! ich weiß nicht — tiefes Nachdenken und geschicktes Handeln wären dann nöthig. Ich würde gar gerne diesen Ort nicht eher verlassen, als bis ich höre, was beschlossen ist."

„Gewiß, Walter, wäre es klüger und sicherer gewesen, wenn Du bei Deinen Leuten geblieben wärest und mir die vollständige Besorgung dieser Angelegenheit anvertraut hättest."

„Nicht so," antwortete Montreal; „Du bist ein Bursche — keck genug und auch verschlagen — — aber mein Kopf ist in solchen Dingen besser, wie der Deinige. Überdies," fuhr der Ritter mit gedämpfter Stimme, die Hand vor das Angesicht haltend, fort: „hatte ich eine Wallfahrt an den geliebten Fluß und an den alten Standort gelobt. O Gott! — — Doch all dies, Brettone, verstehst Du nicht — schweigen wir davon. Was meine Sicherheit betrifft, so fürchte ich, nachdem wir die Amnestie mit Albornoz ins Reine gebracht haben, nur wenig Gefahr, selbst wenn ich entdeckt werde; überdies brauche ich Geld. Es sind Leute in dieser Gegend, Deutsche, die ein italienisches Heer mit Haut und Haar auffressen könnten, und die ich gerne anwerben möchte; ihre Anführer verlangen baares Geld — die gierigen Schurken! — Wie sollen die Gulden des Cardinals bezahlt werden?"

„Die eine Hälfte jetzt — die andere, wenn Deine Truppen vor Rimini stehen."

„Rimini! der Gedanke schärft mein Schwert. Erinnerst Du Dich, wie dieser verfluchte Malatesta mich von Averse * vertrieb, mein Lager erstürmte, und alle meine Beute in seine Hände fiel? Da ging das Werk von Jahren verloren! Aber dafür soll jetzt mein Banner über St. Angelo flattern. Ich will die Schuld

* Dieser Malatesta, ein Signor einer erlauchten Familie, war einer der gewandtesten Krieger Italiens. Er und sein Bruder Galeotto waren durch die Stimme der Bürger zu der Doppeltyrannei von Rimini erhoben worden. Nachdem sie lange Zeit Feinde der Kirche gewesen, wurden sie endlich durch den Cardinal Albornoz zu deren Hauptleuten ernannt.

mit Feuer und Schwert zurückbezahlen, ehe der Sommer seine Blätter abgestreift."

Das schöne Angesicht Montreal's wurde bei diesen Worten furchtbar; seine Hände faßten den Griff seines Schwertes, und sein starker Körper bebte sichtlich; Zeichen von den trotzigen, schonungslosen Leidenschaften, mit deren Hülfe ein Leben des Raubes und der Rache eine Natur verdorben hatte, welche ursprünglich eben so voll von der Milde, wie von dem Muthe provenzalischer Ritterschaft war.

So war der furchtbare Mann, der jetzt (nachdem die Wildheit seiner Jugend nüchterner geworden, sein Ehrgeiz gehärtet und concentrirt war) sich neben Rienzi um die Herrschaft Roms bewarb.

---

## Achtes Kapitel.

Das Gedränge — Die gerichtliche Verhandlung — Die Entscheidung — Der Krieger und der Page.

Am folgenden Abende war eine bedeutende Volksmenge in den Straßen von Avignon versammelt. Es war der zweite Tag der Untersuchung Rienzi's, und mit jedem Augenblicke erwartete man die Verkündigung des Urtheiles. Unter den aus allen Gegenden hier an dem Sitze des päpstlichen Glanzes versammelten Fremden herrschte lebhafte Theilnahme. Die Italiener, sogar aus den höchsten Ständen, waren für, die Franzosen gegen den Tribun gestimmt. Was die guten Einwohner von Avignon selbst betrifft, so fühlten

diese nur wenig Begeisterung für eine Sache, die kein Geld in ihre Taschen brachte, und wenn es einer Abstimmung überlassen worden wäre, so hätte sich ohne Zweifel eine ungeheure Stimmenmehrheit dafür ergeben, den Gefangenen zu verbrennen, was man als eine einträgliche Spekulation angesehen hätte!

Unter der Menge befand sich ein großer Mann in einfacher, rostiger Rüstung; aber er hatte so viel ritterlichen Anstand, daß die schlechte Beschaffenheit seines Panzers etwas Lügen gestraft wurde; er trug keinen Helm, sondern eine kleine Sturmhaube von schwarzem Leder mit großem Schilde, wie sie von Reisenden in den heißen Klimaten des Süden häufig gebraucht werden. Ein schwarzes Pflaster bedeckte die eine Wange beinahe ganz und er hatte durchaus das Ansehen eines grimmigen Kriegers, dessen Beutel und Körper der Krieg übel mitgespielt hatte.

Viele Scherze wurden auf Kosten des schäbigen Kriegers gemacht, mit denen die lebhaften Leute ihre Ungeduld befriedigten, und obgleich der Schild der Haube seine Augen verbarg, so zeigte doch ein schlaues, lustiges Lächeln um seine Mundwinkel, daß er einen Scherz über sich selbst wohl ertragen könne.

„Nun," sagte Einer von der Menge (ein reicher Mailänder), „ich bin aus einem Staate, der frei *war*, und hoffe, man wird dem Mann des Volkes Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Amen," sagte ein ernster Florentiner.

„Man sagt," flüsterte ein junger Pariser Student einem gelehrten Doktor der Rechte zu, bei dem

er wohnte, „seine Vertheidigung sei ein Meisterstück gewesen.“

„Er hat die Ehrenstufe eines Doktors nicht erreicht,“ versetzte der Rechtsgelehrte zweifelnd. „He, Freund, warum stößest Du mich so? Du hast mir den Rock zerrissen.“

Diese Worte galten einem Minnesänger oder Jongleur, der, eine kleine Laute um sich gehängt, sich mit großem Eifer durch das Gedränge Bahn brach.

„Ich bitte um Verzeihung, würdiger Herr,“ sagte der Minnesänger; aber das ist ein Schauspiel, das besungen werden muß! Noch nach Jahrhunderten, ja, und in fernen Landen werden Sagen und Gesänge die Schicksale Cola di Rienzi's erzählen, des Freundes von Petrarka und des Tribuns von Rom!“

Der junge Franzose wandte sich rasch gegen den Sänger um und eine Glut trat auf seine Wangen; er theilte die allgemeine Stimmung seiner Landsleute gegen Rienzi nicht und fühlte, daß, wenn ein Minnesänger so von den Helden des Geistes — nicht des Krieges spreche, dies eine Epoche in der Weltgeschichte sei.

In diesem Augenblicke wurde dem großen Soldaten ungeduldig auf den Rücken geklopft.

„Ich bitte Dich, großer Herr,“ sagte eine durchdringende, gebieterische Stimme, „Deine ungeheure Masse ein wenig auf die Seite zu schieben — ich kann nicht durch Dich hindurchsehen, und ich möchte doch, daß meine Augen unter den ersten wären, die Rienzi erblicken, wenn er das Gericht verläßt.“

„Schöner Herr Page," versetzte der Krieger gut gelaunt, als er Angelo Villani Platz machte, „Du wirst finden, daß man in der Welt nicht immer dadurch weiter kommt, daß man den Starken befiehlt. Wenn Du älter geworden, wirst Du die Schwachen am Bart zupfen und den Starken schmeicheln."

„So muß ich also mein Wesen ändern," antwortete Angelo (der von etwas kleiner Statur und noch nicht völlig ausgewachsen war) und versuchte immer, sich über die Köpfe der Menge zu erheben.

Der Krieger blickte ihn beifällig an, und wie er ihn so betrachtete, seufzte er, und seine Lippen waren in heftiger Bewegung.

„Du sprichst gut," sagte er nach einigem Schweigen. „Verzeihe mir die zudringliche Frage — bist Du aus Italien? — Deine Zunge hat etwas von dem römischen Dialekte; doch habe ich den Deinigen ähnliche Züge diesseits der Alpen gesehen."

„Wohl möglich, guter Mann," sagte der Page stolz, „aber ich danke dem Himmel, daß ich ein Römer bin."

In diesem Augenblicke ertönte ein lautes Geschrei von der Stelle zunächst dem Gerichtshofe her. Der Schall von Trompeten brachte unter der Menge wieder tiefes, athemloses Schweigen hervor, während die längs dem zu dem Gerichtshofe führenden Wege aufgestellten päpstlichen Wachen eine aufrechtere Haltung annahmen und einige Schritte gegen die Menge zurücktraten.

Als die Trompeten verstummten, hörte man die Stimme eines Heroldes, aber sie drang bei weitem

nicht bis zu der Stelle, wo Angelo und der Krieger standen, und nur durch ein ungeheures Jubelgeschrei, das plötzlich ringsum ertönte und überall wiederhallte — durch das Wehen von Tüchern aus den Fenstern — durch abgebrochene Ausrufungen, die sich von Mund zu Mund fortpflanzten, erfuhr der Page, daß Rienzi freigesprochen war.

„Ich wollte, ich könnte sein Antlitz sehen!“ seufzte der Page kläglich.

„Das sollst Du,“ sagte der Krieger, nahm den Knaben auf den Arm und drängte sich mit Riesenstärke, den lebendigen Strom rechts und links theilend, nach einem Platze näher bei den Wachen, wo Rienzi vorbeikommen mußte.

Der Page, halb vergnügt, halb unwillig, sträubte sich ein wenig, ergab sich aber, als er fand, daß dies nichts nütze, schweigend in das, was er für eine Beeinträchtigung seiner Würde hielt.

„Hat nichts zu sagen,“ sagte der Krieger, „Du bist der erste, den ich je absichtlich über mich selbst erhob und ich thue es jetzt Deinem hübschen Gesichte zu Liebe, das mich an Jemand erinnert, den ich liebte.“

Aber diese letzten Worte wurden leise gesprochen, und der Knabe in seiner Begierde, den Helden Roms zu sehen, hörte sie nicht und beachtete sie nicht. Jetzt kam Rienzi vorüber; zwei Edelleute von des Papstes eigenem Gefolge gingen zu seiner Seite. Langsam schritt er unter den Beglückwünschungen der Menge dahin und sah weder rechts noch links. Seine Haltung war fest und männlich, und außer der Röthe

auf seinen Wangen bemerkte man an ihm kein äußerliches Zeichen von Freude oder Gemüthsbewegung. Blumen flogen von allen Balkonen auf seinen Pfad, und als er auf einen freieren Platz kam, wo der Boden etwas erhöht war, und er von den Häusern umher besser gesehen werden konnte, stand er stille — entblößte sein Haupt und dankte für die ihm dargebrachte Huldigung mit einem Blicke — einer Geberde — unvergeßlich Jedem, der es sah. Sogar der fröhliche, gedankenlose Hof erinnerte sich daran, als die letzte Nachricht von Rienzi's Leben zu seinen Ohren kam. Und Angelo, der sich an dem Nacken des Kriegers festhielt, erinnerte sich — doch wir dürfen nicht vorgreifen.

Aber nicht in den finsteren Thurm kehrte Rienzi zurück. In dem Palaste des Cardinals Albornoz wurde ihm eine Wohnung eingerichtet. Am folgenden Tage wurde er bei dem Papste vorgelassen, und am Abende dieses Tages rief man ihn als Senator von Rom aus.

Unterdessen hatte der Krieger Angelo wieder auf den Boden gestellt, und als der Page nicht höfische Danksagungen stammelte, unterbrach er ihn in traurig freundlichem Tone, der den Pagen heftig ergriff, so wenig paßte er zu dem rauhen, gemeinen Äußern des Mannes.

„Wir scheiden," sagte er, „als Fremde, hübscher Junge, und da Du sagst, Du seiest ein Römer, so ist kein Grund vorhanden, warum mein Herz sich so für Dich erwärmt, wie es geschehen; wenn Du aber je eines Freundes bedarfst — so suche ihn" — und

die Stimme des Kriegers sank zu einem Flüstern herab — „in Walter von Montreal."

Ehe der Page sich von seinem Erstaunen über diesen gefürchteten Namen erholt hatte, den zu scheuen er in seiner frühesten Kindheit lernte, war der Johanniter unter der Menge verschwunden.

---

## Neuntes Kapitel.

### Albornoz und Nina.

Aber den Augen, die mehr als alle andere nach dem Anblicke des erlösten Gefangenen sich sehnten, war diese Wonne versagt. Allein in ihrem Zimmer, wartete Nina das Ergebniß der Untersuchung ab. Sie hörte das Jubelgeschrei, die Ausrufungen, die Tritte von Tausenden in der Straße; sie fühlte, daß der Sieg errungen war, und ihr lange beschwertes Herz fand endlich in leidenschaftlichen Thränen Linderung. Angelo's Rückkehr unterrichtete sie bald von Allem, was vorgegangen; aber ihre Freude wurde etwas gedämpft, als sie hörte, daß Rienzi der Gast des gefürchteten Cardinals sei. Die Erschütterung, welche die, wenn auch glückliche Gewißheit, die nun an die Stelle des Zweifels trat, hervorgebracht hatte, übte, verbunden mit der peinlichen Furcht vor einem Besuche des Cardinals einen so fürchterlichen Einfluß auf ihren körperlichen Zustand aus, daß sie drei Tage bedenklich krank war und erst fünf Tage, nachdem Rienzi zum Senator von Rom ernannt worden war, sah sie sich

so weit hergestellt, um Albornoz bei sich empfangen zu können.

Der Cardinal hatte sich alle Tage nach ihrem Befinden erkundigen lassen, und seine Nachfragen waren ihrem beunruhigten Geiste als Mahnungen an seine rechtmäßigen Ansprüche erschienen. Unterdessen hatte Albornoz genug, was seinen Gedanken eine andere Richtung gab und ihn beschäftigte. Nachdem er den gefürchteten Montreal durch Geld dem Dienste Johann di Vico's, eines der stärksten und trotzigsten Feinde der Kirche, entzogen hatte, beschloß er, so schnell als möglich gegen das Gebiet dieses Tyrannen zu marschiren, um ihm so keine Zeit zu lassen, sich des Beistandes einer anderen Bande besoldeter Abenteurer zu versichern, welche Italien damals als einen Markt für ihre kriegerische Tapferkeit betrachteten. Mit Aufbringung von Truppen, Anschaffung von Geld, Briefwechsel mit den verschiedenen Freistaaten und dem Abschlusse von Bündnissen im Interesse seiner weitergehenden, ehrgeizigen Plane an dem Hofe von Avignon beschäftigt, wartete der Cardinal mit ziemlicher Ergebung auf die Zeit, wo er von der Signora Cäsarini den Lohn ansprechen konnte, zu welchem er sich berechtigt glaubte. Unterdessen hatte er seine ersten Besprechungen mit Rienzi gehabt, und unter dem Scheine der Höflichkeit gegen den freigesprochenen Tribun, hatte ihn Albornoz als seinen Gast aufgenommen, um den Charakter und die Stimmung eines Mannes in seine Gewalt zu bekommen, den er zu seinem Diener und Werkzeug zu machen sich bestrebte. Die wunderbare

und zauberähnliche Gewalt, welche nach dem Zeugnisse der Geschichtschreiber jener Zeit Rienzi auf Alle, mit denen er in Berührung kam, wie verschieden sie auch in Gemüthsart, Ansichten und Stand waren, ausübte, verließ ihn auch in seiner Audienz bei dem Papste nicht. So getreu hatte er den wahren Zustand Roms geschildert, so vernunftgemäß die Ursachen und Heilmittel der vorhandenen Übelstände entwickelt, so sanguinisch von seinen eigenen Fähigkeiten, die Angelegenheiten zu lenken, gesprochen und so glänzend die Aussichten dargestellt, welche seine Verwaltung für das Wohl der Kirche und das Interesse des Papstes eröffnete, daß Innocenz, obwohl ein feiner, schlauer und etwas skeptischer Berechner menschlicher Dinge, doch durch die Beredsamkeit des Römers ganz bezaubert wurde.

„Ist dies der Mann,“ soll er gesagt haben, „den wir während zwölf Monaten als Gefangenen und Verbrecher behandelten? Wollte Gott, daß das Reich der Christenheit nur auf seinen Schultern ruhte!“

Beim Schlusse der Unterredung hatte er unter allen Zeichen von Gunst und Auszeichnung Rienzi die Würde eines Senators übertragen, was eigentlich ebenso viel war als Vicekönig von Rom, und hatte sich gerne zu allen Entwürfen verstanden, welche der unternehmende Rienzi jetzt wieder machte — nicht nur, um das Gebiet der Kirche wieder zu gewinnen, sondern auch um das diktatorische Scepter der Siebenhügelstadt über die früheren Besitzungen in Italien auszudehnen.

Albornoz, welchem der Papst diese Unterredung wieder mittheilte, war ein wenig eifersüchtig auf die Gunst, in welche sich der neue Senator so plötzlich zu setzen gewußt, und suchte, kaum nach Hause zurückgekehrt, ein Gespräch mit seinem Gaste. In seinem Herzen betrachtete der Fürst=Cardinal, wirklich ein Mann von reger Thatkraft, Rienzi mehr als einen lustigen, wie als einen klugen — mehr als einen glücklichen, denn als einen großen Mann — als eine Mischung von Gelehrten und Demagogen. Aber nach einer langen, forschenden Unterredung mit dem neuen Senator wich auch er dem Zauber seines unwiderstehlichen, hinreißenden Geistes. Wider seinen Willen mußte sich Albornoz gestehen, daß Rienzi's Erhebung nicht ein Werk des Zufalles war, aber mit noch größerem Widerwillen erkannte er in dem Senator einen Mann, den er als Gleichgestellten behandeln, nicht aber als Günstling lenken könne. Und er hegte ernstlich Zweifel, ob es gerathen schiene, ihn wieder in eine Gewalt einzusetzen, welche zu erweitern und auszudehnen er die Fähigkeit bewies. Noch immer bedauerte er indessen nicht, daß er zu Rienzi's Freisprechung mitgewirkt. Seine Anwesenheit in einem so schwach bevölkerten Lager war höchst wünschenswerth. Und durch seinen Einfluß hoffte der Cardinal mehr als je die Römer für sein Unternehmen, die Wiedereroberung des Gebietes des heiligen Peters zu gewinnen!

Rienzi, der heftig darnach verlangte, seine ihm durch die Prüfung und Abwesenheit, wie durch eine

neue Brautzeit nur theurer gewordene Nina wiederzusehen, war gleichwohl nicht im Stande, sie unter dem von ihr angenommenen Namen in Avignon zu entdecken; und der Umstand, daß er bei dem Cardinal wohnte, wo er zwar genau, aber mit aller Achtung beobachtet wurde, benahm Nina alle Gelegenheit, Briefe mit ihm zu wechseln. Einige halb scherzhafte Winke, welche Albornoz darüber hatte fallen lassen, daß die gefeiertste Schönheit in Avignon Antheil an seinem Wohlergehen genommen, hatten ihn mit einer gewissen Unruhe erfüllt, welche er sich selbst zu gestehen zitterte. Aber der volto sciolto, der wie gewöhnlich bei allen italienischen Politikern seine pensieri stretti verbarg, — setzte ihn in den Stand, der eifersüchtigen, luchsartigen Beobachtung des Cardinals gänzlich zu spotten. Auch Alvarez war es ebenso wenig gelungen, die Neugierde seines Gebieters zu befriedigen. Er hatte zwar den Pagen Villani aufgesucht, aber das kurze, herrische Wesen dieses launischen, stolzen Jungen hatte bald alle Versuche zu vielfältigen Fragen abgeschnitten. Und Alles, dessen er sich vergewissern konnte, war, daß der wirkliche Angelo Villani nicht derjenige Angelo Villani sei, welcher Rienzi besucht hatte.

In dem festen Vertrauen, Alles zu erfahren, und entflammt von einer Leidenschaft und Hoffnung, wie er sie nur zu fühlen im Stande war, machte sich Albornoz auf den Weg nach dem Palaste der Cäsarini.

Er wurde mit der seinem Range schuldigen Etikette

in das Gemach der Signora geführt. Er fand sie blaß, und Spuren der Krankheit in ihren edeln, statuenähnlichen Zügen. Sie erhob sich, als er eintrat, und als er näher kam, beugte sie halb das Knie und führte seine Hand an ihre Lippen. Erstaunt und erfreut über einen ihm so neuen Empfang, beeilte sich der Cardinal, ihrer Herablassung zuvorzukommen; er hielt ihre beiden Hände fest und versuchte sanft, sie an sein Herz zu ziehen.

„Schönste!" flüsterte er, „wüßtest Du, wie sehr ich Deine Krankheit betrauerte — und doch hat sie Dich nur noch liebenswürdiger gemacht, wie der Regen den Glanz der Blumen erhöht. Ach! glücklich bin ich, wenn ich Deinen leisesten Wunsch erfüllt habe, und wenn ich fortan in Deinen Augen einen Engel suchen darf, der mich führt und zugleich ein Paradies, das mich belohnt."

Nina machte ihre Hand los, und bedeutete durch eine anmuthige Bewegung derselben dem Cardinal, er möge sich setzen. Sie selbst setzte sich nicht weit von ihm und sprach dann mit großem Ernste und niedergeschlagenen Augen: „Mein Herr, Eure Vermittlung ist es, die, verbunden mit seiner Unschuld, den erwählten Beherrscher des römischen Volkes aus jenem Thurme befreite. Aber Freiheit ist die geringste Eurer edelmüthigen Gaben; eine größere ist die Wiederherstellung des guten Namens und die Wiederverleihung rechtmäßiger Ehren. Hiefür bleibe ich ewig Eure Schuldnerin; hiefür sollen, wenn ich Kinder gebäre, diese Euren Namen segnen lernen; hiefür wird der

Geschichtschreiber, welcher die Begebenheiten dieser Zeit und die Schicksale Cola di Rienzi's erzählt, einen neuen Kranz zu denen fügen, die Ihr bereits errungen. Herr Cardinal, ich habe vielleicht gefehlt. Ich habe Euch vielleicht beleidigt — vielleicht klagt Ihr mich einer Weiberlist an. Sprecht nicht, erstaunt nicht, hört mich zu Ende. Ich habe nur eine Entschuldigung, wenn ich sage, daß ich alle Mittel, Entehrung ausgenommen, für gerechtfertigt halte, um Cola di Rienzi das Leben zu retten, seine Macht wiederherzustellen. Wißt, mein Herr, diejenige, welche jetzt mit Euch spricht, ist seine Gattin."

Der Cardinal blieb bewegungslos, stumm. Aber sein gelbes Gesicht wurde plötzlich von der Stirne bis auf den Nacken roth, seine dünnen Lippen zitterten einen Augenblick und brachen dann in ein mattes, bitteres Lächeln aus. Endlich erhob er sich sehr langsam von seinem Sitze und sagte mit einer leidenschaftlich zitternden Stimme: „Es ist gut, Madame. Giles von Albornoz ist also ein Spielzeug in den Händen, eine Stufe zu der Erhebung des plebejischen Demagogen von Rom gewesen! Ihr spieltet nur mit mir für Eure Zwecke, und nichts Geringeres, als ein Cardinal von Spanien, ein Fürst von dem königlichen Blute von Aragon wurde zum Werkzeuge einer Marktschreiergaukelei auserfehen! Madame, Ihr selbst und Euer Gemahl könntet mit Recht des Ehrgeizes beschuldigt werden — —"

„Haltet ein, mein Herr," sagte Nina mit unaussprechlicher Würde; „welche Beleidigung Euch wider-

fahren, von mir kam sie allein. Denn bis nach unserer letzten Unterredung wußte Rienzi nicht einmal, daß ich in Avignon anwesend war.“

„Bei unserer letzten Unterredung, gnädige Frau (Ihr thut wohl, daß Ihr daran erinnert!), wurde, dünkt mich, stillschweigend ein Vertrag geschlossen. Ich bin meiner Obliegenheit nachgekommen — ich verlange dasselbe von Euch. Hört mich! Ich gebe meine Ansprüche nicht auf. Eben so leicht, wie ich diesen Handschuh zerreiße, kann ich das Pergament zerreißen, das Deinen Gatten zu dem Senator von Rom ernannt. Der Kerker ist nicht der Tod, und seine Thüre kann sich auch zum zweitenmale öffnen.“

„Mein Herr — mein Herr!“ rief Nina, krank vor Schrecken, „thut Eurer edlen Natur, Eurem großen Namen, Eurem heiligen Stande, Eurem ritterlichen Blute nicht solche Schmach an. Ihr seid von dem ritterlichen Geschlechte Spaniens; die schmutzigen, niedrigen, unerbittlichen Laster, welche die kleinen Tyrannen dieses unglücklichen Landes beflecken, sind Euch nicht eigen. Ihr seid kein Visconti — kein Castracani — Ihr könnt Eure Lorbeeren nicht durch Rache gegen ein Weib besudeln. Hört mich,“ fuhr sie fort und fiel plötzlich zu seinen Füßen; „die Männer täuschen und betrügen unser Geschlecht — und zwar aus eigennützigen Absichten; ihnen wird verziehen — selbst von ihren Opfern. Betrog ich Euch durch eine falsche Hoffnung? Gut — was war mein Zweck? — was ist meine Entschuldigung? Die Freiheit meines Gatten — die Rettung meines Vaterlandes! Euer Geschlecht,

mein Herr, versteht nur zu selten die Schwäche oder die Größe eines Weibes! Irrend — ganz menschlich gegenüber von Andern — begabt sie Gott mit tausend Tugenden für den Einen, den sie liebt! Aus dieser Liebe allein schöpft sie ihre edlere Natur. Für den Helden, den sie anbetet, hat sie die Sanftmuth der Taube — die Ergebung einer Heiligen; für seine Rettung aus Gefahr, für seine Befreiung aus dem Unglücke saugt ihr argloser Sinn die List der Schlange — ihr schwaches Herz den Muth der Löwin ein! Das ist es, was während der Trennung mein Antlitz mich unter Lächeln verbergen ließ, damit die Freunde des heimathlosen Verbannten nicht an seinem Schicksale verzweifelten — das ist es, was mich durch Wälder trieb, in denen Räuber hausten, um die Sterne über jenem einsamen Thurme zu bewachen — das war es, was meine Schritte zu den rauschenden Lustbarkeiten Eures mir verhaßten Hofes führte — das ließ mich einen Befreier in dem Edelsten seiner Großen suchen — das endlich öffnete dem Gefangenen, der jetzt in Euren Mauern sich befindet, die Kerkerthüre, und das, Herr Cardinal," fuhr Nina fort, indem sie aufstand und ihre Arme auf ihrem Herzen kreuzte, „das wird, wenn Euer Zorn ein Opfer sucht, mich ermuthigen, daß ich ohne einen Seufzer — aber auch ohne Entehrung sterbe!"

Albornoz blieb wie in den Boden gewurzelt. Erstaunen, Bewegung, Bewunderung, Alles stürmte auf sein Herz ein. Auf Nina's flammendes Auge und wogenden Busen blickte er wie ein Krieger des Alterthums auf eine begeisterte Prophetin. Wie durch einen Zauber

blieben seine Augen auf die ihrigen geheftet. Er versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Nina fuhr fort: „Ja, mein Herr, dies sind keine eiteln Worte! Wenn Du Rache suchst, so steht sie in Deiner Gewalt. Vernichte Dein Werk. Gib Rienzi dem Kerker, der Ungnade wieder preis, und Du bist gerächt; aber nicht an ihm. Alle Herzen Italiens werden ihm eine zweite Nina werden! Ich bin allein die Schuldige und ich will das Opfer sein. Höre meinen Schwur — in dem Augenblicke, wo Rienzi neues Unrecht widerfährt, macht diese Hand meinem Leben ein Ende. Mein Herr, ich flehe Euch nicht länger an!“

Noch immer war Albornoz tief bewegt. Nina beurtheilte ihn jedoch richtig, wenn sie den hochstrebenden Spanier von den barbarischen, grausamen Wollüstlingen Italiens unterschied. Trotz der Verworfenheit, welche sein heiliges Gewand befleckte, trotz all der erworbenen und gesteigerten Unempfindlichkeit eines heftigen, ränkevollen und skeptischen Mannes, noch gefährlicher bei einer schlimmen Natur in dieser schlimmen Zeit — war doch in seiner Seele viel von der ritterlichen Ehrenhaftigkeit seines Geschlechtes und seines Vaterlandes. Erhabene Gedanken und ein kühner Geist berührten eine verwandte Saite seines Herzens und dies um so mehr, da er sie nur selten während seiner Erfahrungen in Lagern und an Höfen angetroffen hatte. Zum erstenmale in seinem Leben fühlte er, daß er das Weib erblickt, die ihn auch im Ehestande befriedigt und ihn die stolze und treue Liebe gelehrt haben könnte, welche die Minnesänger Spaniens besangen. Er seufzte

und näherte, während er Nina noch immer anblickte, sich ihr beinahe ehrfurchtsvoll; er kniete nieder und küßte den Saum ihres Kleides. „Dame," sagte er, „ich wollte, ich könnte glauben, Ihr hättet richtig in meinem Innern gelesen, aber ich wäre fürwahr für alle Ehre verloren und edler Geburt unwürdig, wenn ich noch einen einzigen Gedanken gegen den Frieden und die Tugend eines Wesens wie Du hegte. Süße Heldin," fuhr er fort, „so lieblich, und doch so rein, so stolz und doch so sanft — Du hast mir das schönste Blatt aufgeschlagen, das diese Augen je in dem befleckten Buche der Menschheit durchlasen. Mögest Du so glücklich sein, als Dich das Leben es machen kann; aber Seelen, wie die deinige, bauen ihr Nest, wie der Adler, auf Felsen und unter Stürmen. Fürchte nichts mehr von mir, denke nicht mehr an mich — außer später, wenn Du die Leute von Giles von Albornoz sprechen hörst, magst Du bei Dir selbst denken," und hier zuckte die Lippe des Cardinals verächtlich, „er entsagte nicht allen eines Mannes würdigen Gefühlen, als Ehrgeiz und Schicksal ihn mit dem Priesterrock bekleideten."

Ehe Nina eine Antwort fand, war der Spanier fort.

---

# Achtes Buch.

## Die große Compagnie.

Montreal — nourrissoit de plus vastes projets . . . il donnoit à sa compagnie un gouvernement régulier . . . Par cette discipline il faisoit regner l'abondance dans son camp; les gens de guerre ne parloient, en Italie, que des richesses qu'on acquéroit à son service.

*Sismondi, Hist. des Républiques Italiennes,* tom. VI. cap. 42.

Montreal — nährte weiter gehende Plane . . . er gab seiner Compagnie eine bestimmte Regierung . . . Durch diese Mannszucht bewirkte er, daß Ueberfluß in seinem Lager herrschte; das italienische Kriegsvolk sprach nur von den Reichthümern, die man in seinem Dienste erwerbe. —

---

## Erstes Kapitel.

### Das Lager.

Es war ein wunderlieblicher Tag, gerade in der heißesten Glut eines italienischen Sommers, als man eine kleine Schaar Reiter sich einen Hügel hinwinden sah, von welchem aus man eine der schönsten Landschaften Toskana's überblickte. An ihrer Spitze war

ein Ritter in einem vollständigen Schuppenpanzer, dessen einzelne Theilchen so fein waren, daß das Ganze einem zarten, merkwürdigen Netzwerke glich, aber gleichwohl so fest zusammengefügt, daß sie dem Speer, oder Schwert eben so kräftig widerstanden hätten, wie der stärkste Harnisch, während sie sich mit Leichtigkeit genau jeder Bewegung des schlanken, hübschen Reiters fügten. Er trug einen Hut von dunkelgrünem Sammt, von langen Federn überhangen, während von zwei hinten folgenden Knappen der Eine seinen Helm nebst Lanze trug, der Andere ein starkes, vollständig mit Eisenplatten überdecktes Streitroß führte, die jedoch seinen stolzen und leichten Gang kaum zu beschweren schienen. Das Gesicht des Cavaliers war hübsch, aber stark markirt und dadurch, daß es in verschiedenen Klimaten lange den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen, zu einer tiefen Bronzefarbe geschwärzt; einige rabenschwarze Locken quollen unter seinem Hute hervor und fielen auf die glattgeschorene Wange. Der Ausdruck seiner Züge war ernst und bis zur Traurigkeit ruhig; und all die Anmuth der unvergleichlichen Scene vor ihm konnte die ruhige Schwermuth, die auf seinen Augen lagerte, nicht verbannen. Außer den Knappen folgten zehn von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Reiter dem Ritter; und das leise, murmelnde Gespräch, das sie bisweilen führten, so wie ihr schönes, langes Haar, ihr hoher Wuchs, ihr dicker, kurzer Bart, die sorgfältige, genaue Ausrüstung an Waffen, wie an Pferden, zeigten, daß sie einem härteren und krie-

gerischen Volke angehörten, als die Kinder des Südens. Der Zug schloß mit einem Manne von beinahe riesenähnlicher Größe, der ein reich verziertes Banner trug, auf welchem eine Säule mit der Inschrift zu sehen war: „Allein unter Trümmern.“ Wahrlich schön war die Aussicht, die mit jedem Schritte ihre mannigfaltige Pracht weiter ausdehnte. Vorne zur Rechten dehnte sich ein langes Thal aus, hier mit grünem Gehölze bedeckt, das in dem goldenen Sonnenlichte schimmerte, dort sich in enge, von kleinen Hügeln eingeschlossene Ebenen öffnend, aus deren Moosen von allen Farben phantastisch duftende Gebüsche hervorwuchsen; zwischen diesen hindurch wand sich ein breiter Silberstrom und trat an verschiedenen Stellen bald an das Licht, bald wurde er durch Wald und Hügel dem Auge entzogen, um plötzlich durch sein helles Erscheinen wieder zu überraschen. Der gegenüberliegende, sanfte Berghang war, wie derjenige, welchen die Reiter jetzt hinabritten, mit Weingärten bedeckt, welche in Bogengängen sich hinzogen, und die üppigen Beeren lachten hinter all den glänzenden Laubdächern so heiter hervor, als ob die Faune in dem Schatten einen Festtag hielten. Das Auge des Ritters glitt unachtsam über diese bezaubernde Scene hin, die in dem rosigen Lichte des toskanischen Himmels schlief, und heftete sich dann mit ernster Aufmerksamkeit auf die grauen, finsteren Mauern einer fernen Burg, die von dem steilsten der gegenüberliegenden Berge das Thal überschaute.

„Siehe da,“ murmelte er vor sich hin, „wie jedes

Eden in Italien seinen Fluch hat! Wo das Land am freundlichsten lächelt, findet man gewiß des Räubers Zelt und des Tyrannen Schloß!"

Kaum war ihm dieser Gedanke durch den Kopf gegangen, als plötzlich der gellende Ton eines Hüfthornes, das nahe unter den Weinbergen zur Seite des Weges ertönte, die ganze Schaar überraschte. Der Zug hielt sogleich an. Der Anführer gab dem Knappen, der sein Streitroß führte, ein Zeichen. Das edle, versuchte Thier blieb ganz ruhig stehen, außer daß es unablässig an seinem Gebisse kaute und sein schnelles Ohr hin- und herbewegte, als ahnte es eine nahe Gefahr — während der Knappe, ohne sich durch die schwere deutsche Rüstung beschwert zu fühlen, in das Dickicht stürzte und verschwand. Nach wenigen Minuten kam er ganz erhitzt und athemlos zurück.

„Wir müssen auf unserer Hut sein," flüsterte er; „ich sehe Stahl durch das Weinlaub schimmern."

„Unser Terrain ist unglücklich gewählt," sagte der Ritter, als er eilig seinen Helm umschnallte und sein Schlachtroß bestieg; er deutete mit der Hand gegen eine breitere Stelle der Straße, wo die Reiter zum geschlossenen Gefechte mehr Raum hatten, und eilte mit seiner kleinen Schaar rasch nach dem Orte — die Rüstungen der Krieger rasselten schwer, als sie zwei und zwei dahinritten.

Die Stelle, nach welcher der Ritter gedeutet hatte, war ein grüner Halbkreis von einigen Ruthen in seiner Ausdehnung, hinten von dichtem Gebüsch und Gehölz begrenzt, welches sich das Thal hinabzog. Sie erreichten

dieselbe sicher; Brust an Brust stellten sie sich halbmondförmig auf; alle Visire waren geschlossen, nur das des Ritters nicht, der kühn und lebhaft sich rings in der Gegend umsah.

„Hast Du gehört, Giulio," sagte er zu seinem Lieblingsknappen (dem einzigen Italiener von der Truppe), „ob man in neuerer Zeit in diesen Gegenden Räuber gesehen hat?"

„Nein, mein Gebieter; im Gegentheile sagte man mir, daß alle Lanzen die Gegend verlassen haben, um sich der großen Compagnie von Fra Moreale anzuschließen. Die Liebe für Sold und Beute bei ihm hat ihm die Söldlinge aller toskanischen Herren zugeführt."

Kaum hatte er gesprochen, als das Hüfthorn wieder beinahe von demselben Orte her, wie zuvor, ertönte; es wurde durch ein kurzes, kriegerisches Geschrei gerade im Rücken der Reiter beantwortet. In demselben Augenblicke brach aus dem Dickicht hinten der Schimmer von Panzern und Speeren. Einer nach dem Andern, Zug auf Zug, tauchten aus dem Gebüsche, hinter ihnen Bewaffnete hervor, während plötzlich aus den Weinbergen vor ihnen noch viel größere Massen mit lautem trotzigem Geschrei erstanden.

„Für Gott, für den Kaiser und für Colonna!" rief der Ritter, sein Visir schließend, und die kleine Schaar stürzte sich, fest geschlossen, mit eingelegter Lanze auf den vor ihnen stehenden Feind. Etliche zwanzig, welche durch den Angriff niedergerannt waren, bahnten für die Reiter einen Durchgang, und ohne

den Angriff der Übrigen abzuwarten, wandte der Ritter sein Streitroß und jagte trotz des steilen Abhanges beinahe in vollem Galopp den Hügel hinab; ein Hagel ihnen nachgeschickter Pfeile fiel wirkungslos auf ihre eiserne Rüstungen.

„Wenn sie keine Pferde haben," rief der Ritter," „so sind wir gerettet!"

Und wirklich glaubten sie auch kaum, daß der Feind an eine Verfolgung denke, denn, oben auf dem Hügel gesammelt, schien er sich mit Beobachtung ihrer Flucht zu begnügen.

Plötzlich brachte sie eine Krümmung der Straße vor eine breite, ausgedehnte Strecke Landes, die beinahe eine Ebene bildete und die Senkung des Berges unterbrach. Am Saume dieser Ebene fielen die Sonnenstrahlen auf die Brustharnische einer langen Reihe in Schlachtordnung aufgestellter Reiter, welche die wellenförmige Straße bis jetzt dem Ritter und seinem Gefolge verborgen hatte.

Die kleine Truppe hielt plötzlich an — Rückzug — Vorrücken — beides war ihnen abgeschnitten; zuerst sahen sie nach dem Feinde, der noch immer geschlossen vor ihnen stand, und dann richteten sich Aller Augen auf den Ritter.

„Wenn Du willst, mein Gebieter," sagte der Anführer der Nordländer, der die Unentschlossenheit des Ritters bemerkte, „so fechten wir bis auf den letzten Mann. Du bist der einzige Italiener von allen, die ich kennen lernte, für den ich gern sterbe!"

Dieses kunstlose Geständniß wurde mit beifälligem

Gemurmel von den Übrigen aufgenommen, und die Krieger drängten sich näher um den Ritter. „Nein, tapfere Bursche," sagte der Colonna, sein Visir aufschlagend, „nach so mancherlei Schicksalen sind wir nicht bestimmt, in einem so unrühmlichen Kampfe unterzugehen. Wenn dies Räuber sind, wie wir annehmen müssen, so können wir unseren Durchzug erkaufen. Sind es die Truppen eines Herrn, so haben wir mit der Fehde, in der er begriffen ist, nichts zu schaffen. Gebt mir jenes Panier — ich will zu ihnen hinüberreiten."

„Nein, mein Gebieter," sagte Giulio; „solche Plünderer achten eine Fahne zum Waffenstillstande nicht immer. Es ist Gefahr — —"

„Gerade dieser trotzt Euer Anführer. Rasch!"

Der Ritter nahm das Banner und ritt bedächtig gegen die Reiter hin. Als er näher kam, konnte sein kriegerisches Auge die Vollkommenheit ihrer Ausrüstung, die Stärke und Schönheit ihrer Pferde, und die feste Ordnung ihrer langen, schimmernden Linie nur bewundern.

Als er heranritt und sein prächtiges Banner in der Mittagssonne schimmerte, begrüßten ihn die Soldaten. Es war ein gutes Vorzeichen und als ein solches sah er es auch an. „Edle Herren," sagte der Ritter, „ich komme als Herold zugleich und Anführer der kleinen Truppe, die so eben dem unerwarteten Angriffe der Bewaffneten auf jenem Hügel entging — und als Ritter von dem Ritter, als Soldat von dem Soldaten Beistand verlangend, stelle ich meine Leute

unter den Schutz Eures Anführers. Führt mich zu ihm."

„Herr Ritter," antwortete einer, der der Hauptmann der Abtheilung zu sein schien, „es thut mir leid, einen Mann von so stattlichem Benehmen aufhalten zu müssen, und dies um so mehr, da ich das Wappen eines der mächtigsten Häuser Italiens erblicke. Aber unsere Befehle sind streng und wir müssen jeden Bewaffneten in das Lager unseres Generals bringen."

„Lange von meinem Vaterlande abwesend, wußte ich nicht," versetzte der Ritter, „daß in Toskana Krieg geführt wird. Erlaubt mir, nach dem Namen des Generals, von dem Ihr sprecht, und nach dem des Feindes, gegen den Ihr zieht, zu fragen."

Der Hauptmann lächelte.

„Walter von Montreal ist der General der großen Compagnie und Florenz gegenwärtig sein Feind."

„So sind wir, wenn auch in kühne, doch in Freundeshand gefallen," versetzte der Ritter nach einem augenblicklichen Schweigen. „Mit Herrn Walter von Montreal bin ich aus alten Zeiten bekannt. Erlaubt mir, daß ich zu meinen Gefährten zurückkehre und sie in Kenntniß setze, daß, wenn der Zufall uns zu Gefangenen gemacht, wir wenigstens nur genöthigt sind, uns dem geschicktesten Krieger unserer Zeit zu ergeben."

Der Italiener wandte dann sein Pferd, um zu seinen Gefährten zu reiten.

„Ein schöner Ritter und von keckem Benehmen," sagte der Hauptmann der Abtheilung zu seinem Nach-

bar; „obgleich ich kaum glaube, daß es die Partei ist, die wir aufzuheben befehligt sind. Gelobt sei übrigens die Jungfrau, seine Leute scheinen aus dem Norden zu sein. Diese können wir vielleicht hoffen anzuwerben.“

Der Ritter stieß mit seinen Leuten jetzt wieder zu der Truppe, und nachdem ihnen ihr Wort abgenommen war, daß sie keinen Versuch zur Flucht machen wollen, wurde eine Abtheilung von dreißig Reitern abgesandt, um die Gefangenen in das Lager der großen Compagnie zu führen.

Nachdem sie die Hauptstraße verlassen, sah sich der Ritter in einem engen, zwischen Hügeln hinführenden Passe, der über einen düsteren Waldweg die Schaar auf eine Stelle brachte, von wo aus sie einen vollkommenen Überblick über eine große, mit den Zelten eines für die damalige Kriegführung in Italien bedeutenden Heeres bedeckte Ebene hatten. Ein Fluß, über welchen von dem Holze in der Nähe in der Eile kunstlose Brücken geschlagen waren, trennte die Reiter allein noch von dem Lager.

„Ein schöner Anblick!“ sagte der gefangene Ritter mit Begeisterung, als er sein Pferd anhielt und die bunten, kriegerischen, breiten, sich durchkreuzenden Straßen von Leinwand übersah.

Einer der Hauptleute der großen Compagnie, der neben ihm ritt, lächelte wohlgefällig.

„Es gibt wenige Meister in der Kriegskunst, welche Fra Moreale gleichkommen,“ sagte er, „und wild, zügellos, aus allen Ländern und Gegenden zusammen-

getrieben — aus Höhlen und von Marktplätzen, aus dem Gefängnisse und aus Palästen, wie es seine Truppen sind, hat er doch schon eine Mannszucht unter sie gebracht, welche selbst das Reichsheer beschämen dürfte."

Der Ritter erwiderte nichts, spornte aber sein Pferd über eine der kunstlosen Brücken und befand sich bald mitten in dem Lager. Aber derjenige Theil desselben, den er nun betreten, verdiente wenig von dem der Armee hinsichtlich ihrer Disciplin gespendeten Lobe. Ein unordentlicheres, ungestümeres Getümmel glaubte der an die ernste Regelmäßigkeit der englischen, französischen und deutschen Mannszucht gewöhnte Ritter nie gesehen zu haben; da und dort konnte man trotzige, bärtige, halbnackte Räuber sehen, welche das Vieh vor sich hertrieben, das sie so eben auf ihren räuberischen Streifzügen erbeutet. Bisweilen stand ein Haufen liederlicher Weiber — schnatternd und zankend mit heftigen Geberden — versammelt um Gruppen wilder, zottiger Nordländer, die ungeachtet der reinen Helle des Sommernachmittages schon tief in Trinkgelagen begriffen waren. Flüche, Gelächter, trunkene Heiterkeit und trotziges Geschrei ertönten von allen Seiten, und gerade vor den Augen und beinahe in dem Wege der Truppe wurde in der Eile ein Kampf mit gezogenen Messern von den rohen, wilden Bravos von Calabrien und den Appenninen begonnen und zu Ende geführt. Gaukler und Marktschreier, Taschenspieler und Trödeljuden trugen überall ihre Kunststücke und Waaren zur Schau, offenbar ganz an das gesetzlose, stürmische Treiben gewöhnt

in welchem sie ihre verschiedene Erwerbszweige ausübten. Troß dem Schuße der Reiter, welche sie begleiteten, konnten die Gefangenen doch nicht unbelästigt durchkommen. Gruppen von garstigen, unverschämten, zerlumpten Kindern schienen aus dem Boden zu wachsen und umgaben ihre Pferde wie Bienenschwärme, während sie das gellendste Geschrei ausstießen und mit wilden Geberden Geld mehr forderten, als sich erbaten, das, wenn man ihnen welches gab, sie nur noch unersättlicher machte. Bisweilen sah man, mit den Übrigen vermengt, die hellen Augen und olivenfarbigen Wangen, das halb zänkische, halb fröhliche Lachen von Mädchen, deren große Jugend, kaum der Kindheit entwachsen, ihre gänzliche, unverbesserliche Verworfenheit doppelt schrecklich machte.

„Ihr habt den Anstand der großen Compagnie nicht übertrieben!“ rief der Ritter ernst seinem neuen Bekannten zu.

„Signor,“ erwiderte der Andere, „Ihr dürft den Kern nicht nach der Schale beurtheilen. Wir sind kaum noch in dem Lager angekommen. Das sind die mehr von dem Pöbel als den Soldaten besetzten Vorstädte. Zwanzigtausend Mann, wie man gestehen muß, von der Hefe aller Städte Italiens folgen dem Lager, um, wenn es nöthig wird, zu fechten, mehr aber, um zu plündern und zu rauben — solche Leute seht Ihr jetzt. Bald werdet Ihr einen anderen Schlag sehen.“

Das Herz des Ritters schwoll hoch. „Und solchen Leuten ist Italien preisgegeben!“ dachte er. Aus seinen Träumereien wurde er durch lautes Beifallrufen einiger

lustigen Zecher am Wege gerissen. Er wandte sich um, und unter einem langen Zelte, um einen breiten Tisch, auf welchem Wein und Speisen standen, saßen etwa dreißig oder vierzig Bravos. Ein zerlumpter Minstrel oder Jongleur, mit ungeheurem Schnurr- und Backenbarte, schlug mit ziemlicher Geschicklichkeit eine Laute, die ihn auf allen seinen Wanderungen begleitet hatte — plötzlich ging er in eine wilde, kriegerische Melodie über und begann mit tiefer, lauter Stimme folgenden Gesang:

## Das Lob der großen Compagnie.

1.

Ho, dunkler Mann vom goldnen Süd — ho Blonder von dem Nord,
Ho Eisenkleid und heller Speer — was eilet Ihr denn fort?
Von Bergen, aus Höhlen und auch von fernem Strand
Lockt uns die große Compagnie, zu ziehen in dies Land.
O, dieser heit're fröhliche Schwarm
Mit leichtem Herz und schwerem Arm —
O, die Lanzen der Freien!

2.

Ho, Bürger in der weiten Stadt — ho, Fürsten auf dem Schloß,
Apuliens Kraft, Romagna's Stolz, Toskana's alter Sproß!
Ihr zaget, erbleichet, erschreckt bis in den Tod,
Seht Ihr von Montreals Compagnie die Fahne blutigroth.
O, wie glänzt Euer Leben so hell —
O, wie blitzt Euer Stahl so schnell!
Wilde Lanzen der Freien!

3.

Ho, Wappenschild, was zitterst du auf des Normann's Grab so sehr,
Du schwankst ja, es treibet der Wind dich hin und her?

„Ich schwanke ohne Athem — der Tod will auferstehn,
Um Montreals Compagnie und seinen Ruhm zu sehn."
Seit Roger gewann das Königreich,
Wer kam da Eurem Ruhm je gleich,
Tapfre Lanzen der Freien?

4.

Ho, die Ihr einen Namen sucht, durch tapfre That erreicht,
Ho, die Ihr Schätze häufen wollt, hier wird es Euch so leicht;
Ho, die Ihr Ruh' und Stille haßt und des Gesetzes Zwang,
Ho, spornt zu Montreals Compagnie.
Die Dirne theilt den Lagerplatz,
Der Geizhals seinen reichen Schatz
Mit den Lanzen der Freien!
Der Freien!
Der Freien!
O, die Lanzen der Freien!

Dann griff, wie durch seinen eigenen Gesang zu wilderer Begeisterung hingerissen, der Jongleur auf einmal in die Saiten und stimmte einen Gesang an, der bewundernswerth das Gemälde bezeichnete, das seine in rohen, aber lebhaften und munteren Knittelversen sich bewegenden Worte zu schildern versuchten.

### Der Marsch der großen Compagnie.

Tira, tirala — es schmettern die Trompeten
Und von des Berges Höh die mächt'ge Trommel schallt,
Germanen und Hunnen und Inselländer viel,
Die den Franzosen schlugen so wacker bei Crezy,
Daß seine Rose tauschte die Farbe mit fleur-de-lis,
Lombarden und Viele von Piemont und Rom,
Und von des Südens Landen der schwarzgelockte Sohn.
Tira, tirala, sie kommen rasch herbei,
Wie stattlich sie erscheinen, gerüstet Reih an Reih
Und schwarz, wie eine Wolke, erscheint es hintendrein,
Wie die See ihre Wogen wirft ans Ufer herein.

Schnell öffnet Eure Thore, heraus mit Eurem Gold,
Um Euer Blut zu schonen, gebt uns den reichen Sold.
Weh, Bürger, weh; es führt sie heran
Der hellste Kopf und der tapferste Mann.
Auf dem rothen Mantel trägt er ein weißes Kreuz,
Er blicket wie ein Adler, und nach des Löwen Art
Trägt er wohl anzuschauen den königlichen Bart.
Der Fürst und die Geißel des Landes ist er hie
Der königliche Ritter der großen Compagnie.
Hurrah — hurrah — hurrah!
Hurrah für die Armee, hurrah für Montreal,
Hurrah auch für das Gold, gewonnen durch den Stahl.
Hurrah — hurrah — hurrah!
Für die Lanzen der Freien!

Als der volle Chor dieser verzweifelten Gesellen jauchzend einfiel und von allen Seiten der vertraute und wohlbekannte Refrain, als die Worte zu den Ohren der entfernteren Gruppen oder Nachzügler drangen, wiederhallte, war die Wirkung, welche dieser freche, zügellose Gesang hervorbrachte, unbeschreiblich. Es war unmöglich, nicht den eigenthümlichen Eindruck zu theilen, welchen dieses verwegene Leben auf die trotzigen Männer übte, die sich ihm ergeben, und selbst der tapfere und stolze Ritter, der es mit anhörte, tadelte sich wegen einer unwillkürlichen Anwandlung von Sympathie und Wohlgefallen.

Er wandte sich etwas ungeduldig und gereizt zu seinem Begleiter, der Theil an dem Gesang genommen hatte, und sagte: „Herr, für die Ohren eines italienischen Edelmannes, der das Elend seines Vaterlandes kennt, ist dies kein vollkommener Gesang. Ich bitte, beeilen wir uns.“

„Ich bitte Euch höflich um Verzeihung, Signor," sagte der Mann von der Freicompagnie; „aber das Leben, das man bei den Freilanzen führt, ist wahrhaftig so anziehend unter Fra Moreale, daß wir bisweilen vergessen — — aber verzeiht mir — wir wollen weiter."

Nach wenigen Augenblicken sprengte der Zug über eine kleine Umschanzung und befand sich in einem Quartier, das zwar auch, aber in ganz anderer Art, belebt war. Lange Reihen Bewaffneter waren zu beiden Seiten des nach einem großen Zelte auf einem kleinen Hügel führenden Weges aufgestellt, über welchen eine blaue Fahne wehte; auf diesem Wege gingen bewaffnete Soldaten in großer Ordnung hin und her, aber mit einem heiteren, selbstgefälligen Ausdrucke auf ihren schwärzlichen Gesichtern. Einige welche in das Zelt gingen, trugen Päcke und Ballen auf ihren Schultern — diejenigen, welche heraus kamen, schienen ihre Last los geworden zu sein; sie öffneten dann und wann ungeduldig ihre Hände und schienen wieder und noch einmal das darin enthaltene Geld zu zählen.

Der Ritter sah seinen Begleiter fragend an.

„Das ist das Zelt der Kaufleute," sagte der Hauptmann; „sie haben freien Zutritt in dem Lager; ihr Eigenthum, wie ihre Person, werden strenge respektirt. Sie kaufen jedes Soldaten Antheil an der Beute um wohlfeiles Geld, und beide Theile sind mit dem Handel zufrieden."

„So scheint es also, daß eine Art grober Gerechtigkeit unter Euch beobachtet wird," sagte der Ritter.

„Grob! Diavolo! Keine Stadt ist in Italien, die an solcher Gerechtigkeit und an solchen unparteiischen Gesetzen nicht froh wäre. Dort stehen die Zelte der Richter, die bestimmt sind, alle unter den Soldaten vorkommenden Streitigkeiten zu untersuchen. Das Zelt rechts, mit der goldenen Kugel, bewohnt der Zahlmeister des Heeres. Fra Moreale bleibt gegen seine Soldaten nicht im Rückstande. Im Inneren geht Alles, wie die Räder einer Maschine; aber die Maschine selbst, das gebe ich zu, verursacht Unordnung genug nach Außen."

Wirklich hatte der Johanniterritter durch diese Mittel die bestgerüstete und zufriedenste Streitmacht in Italien zusammen gebracht. Jeder Tag brachte ihm Rekruten. Unter den Söldlingen Italiens sprach man nur von den Reichthümern, die man in seinem Dienste erwerbe und jeder Krieger, im Sold einer Republik oder eines Tyrannen, seufzte nach der gesetzlosen Fahne von Fra Moreale. Übertriebene Erzählungen von dem Glücke, das man in den Reihen der großen Compagnie machen könne, drangen über die Alpen, und eben jetzt erblickte der Ritter, als er weiter in das Lager hineinkam, von manchem Zelte das stolze Banner und den Wappenschmuck des deutschen Adels und französischer Ritterschaft.

„Ihr seht," sagte der Hauptmann, indem er nach diesen Insignien deutete, „wir haben in unserer wilden Stadt auch unsere verschiedenen Stände. Und während wir hier sprechen, eilt vielleicht mancher goldene Sporn vom Norden hierher!"

In dem Quartier, das sie nun betreten hatten, war Alles still und feierlich; nur von ferne kam das undeutliche Summen, oder das plötzliche Geschrei der Menge draußen, das durch die Entfernung zu einem nicht widerlichen Tone gemäßigt wurde.

„Seht! hier sind wir vor dem Zelte des Generals,“ sagte der Hauptmann.

Mit Purpur und Gold verziert, lag Montreals Zelt etwas von den übrigen entfernt. Ein Arm des Stromes, den sie überschritten, tönte lieblich zum Ohr und eine große, weithin ihre Äste ausbreitende Buche warf ihren Schatten über das prächtige Zelt.

Die Truppe wartete außen und der Ritter wurde sofort zu dem gefürchteten Abenteurer geführt.

---

## Zweites Kapitel.

Adrian zum zweitenmal Montreals Gast.

Oben an einem Tische, umgeben von Männern theils kriegerischen, theils bürgerlichen Standes, die er seine Räthe nannte, und mit denen er anscheinend alle seine Plane berieth, saß Montreal. Diese Männer, aus verschiedenen Staaten ausgewählt, waren genau mit den inneren Angelegenheiten der Staaten denen sie angehörten, bekannt. Bis auf einen Bruch konnten sie die Stärke und Streitmacht eines Signors, den Reichthum eines Kaufmanns, die Macht des Pöbels angeben. Und so präsidirte Montreal in seinem gesetzlosen Lager ebenso als Staatsmann,

wie als General. Solche Kenntnisse waren für den Befehlshaber der großen Compagnie unschätzbar. Sie machten es ihm möglich, die rechte Zeit zum Angriffe des Feindes zu berechnen, so wie auch die Summe, die er für Einstellung der Feindseligkeiten verlangen konnte. Er wußte, mit welchen Parteien er unterhandeln konnte — wo er fordern — wo er nachgeben mußte. Und gewöhnlich wollte es der Zufall, daß das Erscheinen von Montreals Banner vor den Mauern einer Stadt das Signal zu Streitigkeiten und einem Aufstande innerhalb derselben war. Vielleicht förderte er dadurch eine noch weitergehende, als nur seine jetzige Politik.

Der Divan war in voller Berathung, als ein Officier eintrat und Montreal einige Worte ins Ohr flüsterte. Seine Augen glänzten. „Führt ihn herein," sagte er eilig. „Meine Herren," fuhr er dann, gegen seine Räthe gewandt, fort, indem er sich die Hände rieb, „ich denke, der Vogel ist in unserem Netze. Laßt uns sehen."

In diesem Augenblicke öffnete sich der Vorhang und der Ritter trat ein.

„Wie!" murmelte Montreal, die Farbe wechselnd, in augenscheinlichem Verdrusse. „Soll ich immer so getäuscht werden?"

„Herr Walter von Montreal," sagte der Gefangene, „ich bin wieder Euer Gast. In diesen veränderten Zügen erkennt Ihr wohl kaum noch Adrian di Castello."

„Verzeiht mir, edler Signor," sagte Montreal,

als er sich mit großer Höflichkeit erhob; „der Mißgriff meiner Leute störte mein Gedächtniß einen Augenblick. — Ich freue mich, eine Hand wieder einmal zu drücken, die, seit wir das letzte Mal schieden, so viele Lorbeeren erworben hat. Gerne hörte ich von Euerem Ruhme. Heda!" fuhr der Häuptling, in die Hände klatschend, fort, „sorgt diesem edeln Ritter und seinem Gefolge für Erfrischungen und Ruhe. Signor Adrian, ich werde augenblicklich bei Euch sein."

Adrian entfernte sich. Montreal, die Anwesenheit seiner Räthe ganz vergessend, ging mit eiligen Schritten im Zelte auf und ab; dann berief er den Officier, der Adrian eingeführt hatte, und sagte: „Graf Landau bewacht den Paß noch immer?"

„Ja, General!"

„So begib Dich eilig wieder dahin — der Hinterhalt muß bis Einbruch der Nacht aushalten. Wir haben den falschen Fuchs gefangen."

Der Officier ging und kurz darauf hob Montreal die Versammlung auf. Er begab sich zu Adrian, der ein Zelt neben dem seinigen bewohnte.

„Mein Herr," sagte Montreal, „es ist wahr, meine Leute hatten den Befehl, Jeden anzuhalten auf den Straßen nach Florenz. Ich liege mit dieser Stadt in Fehde. Gleichwohl erwartete ich einen ganz anderen Gefangenen, als Euch. Ich habe wohl nicht nöthig, zu sagen, daß Ihr und Euere Leute frei seid."

„Ich nehme, edler Montreal, die Höflichkeit so offen an, als sie erwiesen wird. Darf ich hoffen,

sie später zu erwidern? Indessen erlaubt mir, ohne irgend eine Unehrerbietigkeit zu gestehen, daß ich, hätte ich gewußt, daß die große Compagnie in dieser Gegend liegt, meinen Weg geändert hätte. Ich hatte gehört, Euere Waffen seien (etwas edler nach meiner Ansicht) gegen Malatesta, den Tyrannen von Rimini, gerichtet!"

„So war es. Er war mein Feind; er ist mir jetzt tributpflichtig. Wir besiegten ihn. Er bezahlte uns den Preis seiner Freiheit. Wir marschirten über Asciano nach Siena. Für sechszehntausend Gulden verschonten wir die Stadt und hängen jetzt wie eine Gewitterwolke über Florenz, das seinen unbedeutenden Beistand zu Rimini's Vertheidigung zu schicken wagte. Unsere Märsche sind eilig und rasch, und unser Lager in dieser Ebene eben kaum aufgeschlagen."

„Ich höre, die große Compagnie sei mit Albornoz verbündet, und ihr General insgeheim ein Soldat der Kirche. Ist es so?"

„Ja — Albornoz und ich verstehen einander," versetzte Montreal nachläßig; „und dies um so mehr, da wir einen gemeinsamen Feind in Visconti, dem Erzbischof von Mailand, haben, den wir Beide zu zermalmen schworen."

„Visconti! der mächtigste der italienischen Fürsten! Daß er den Zorn der Kirche mit Recht auf auf sich geladen hat, weiß ich — und begreife leicht, daß Innocenz die Verzeihung widerrufen hat, welche die Intriguen des Erzbischofs von Clemens VI. erlangten. Aber ich verstehe nicht ganz, warum Mont-

real einen so versteckten, furchtbaren Feind aus freien Stücken gegen sich reizt."

Montreal lächelte grimmig. „Kennt Ihr," fragte er, „den ungeheueren Ehrgeiz dieses Visconti nicht? Beim heiligen Grabe, er ist gerade der Feind, mit dem meine Seele zusammentreffen möchte! Er hat einen Geist, würdig, mit dem von Montreal zu kämpfen. Ich habe mich zum Herrn seiner geheimen Plane gemacht — sie sind riesenmäßig! Mit einem Worte, der Erzbischof beabsichtigt die Eroberung von ganz Italien. Sein unermeßlicher Reichthum besticht die Feilen — sein durchdringender Scharfsinn bestrickt die Leichtgläubigen — sein kühner Muth schreckt die Schwachen. Jeden Feind unterdrückt er — jeden Verbündeten macht er zum Sklaven. Er ist gerade der junge Fürst, dessen Weitergreifen Walter von Montreal verhindern muß. Denn dieser (sagte er leise zu sich selbst) ist gerade der Fürst, der, wenn man ihn seine Macht noch weiter ausdehnen läßt, die Plane Walters von Montreal vereitelt und seine Kraft bricht."

Adrian schwieg, und zum erstenmale drängte sich ein Verdacht hinsichtlich der wahren Plane des Provenzalen in seine Brust.

„Aber, edler Montreal," nahm der Colonna dann das Wort, „gebt mir, wenn, wie ich nicht zweifle, Ihr es im Stande seid — gebt mir die neuesten Nachrichten über meine Vaterstadt. Ich bin ein Römer, und stets beschäftigt Rom meine Gedanken."

„Und zwar mit Recht," versetzte Montreal rasch.

„Du weißt, daß Albornoz als Legat des Papstes das Heer der Kirche in die päpstlichen Staaten führte. Er nahm Cola di Rienzi mit sich. Als er in Monte Fiascone ankam, eilte eine Menge Römer aus allen Ständen dahin, um dem Tribun ihre Huldigungen darzubringen. Über der Liebe des Volkes zu seinem Gefährten wurde der Legat vergessen. Ob Albornoz eifersüchtig wurde oder nicht — denn er ist stolz, wie Lucifer — auf die dem Tribun gezollten Achtungsbezeigungen, oder ob er die Wiederherstellung von dessen Macht fürchtete, weiß ich nicht. Aber er hielt ihn in seinem Lager zurück und weigerte sich trotz aller Bitten und Deputationen der Römer, ihn gehen zu lassen. Listig, erreichte er gleichwohl einen der Hauptzwecke durch Rienzi's Freilassung. Durch seine Vermittlung bewirkte er die Unterwerfung Roms unter die Kirche, und der Reiz seiner Gegenwart füllte sein Lager mit römischen Rekruten. Als sie gegen Viterbo marschirten, zeichnete sich Rienzi rühmlich durch Waffenthaten gegen den Tyrannen* Johann di Vico aus. Ja, er focht wie ein Mann, der würdig ist, der großen Compagnie anzugehören. Dies steigerte den Eifer der Römer, und die Stadt strömte die Hälfte ihrer Einwohner aus, die sich unter die Befehle des tapferen Tribuns stellten. Auf die dringenden Bitten dieser würdigen Bürger — (vielleicht dieselben, welche früher ihren Liebling in St. Angelo eingeschlossen hatten) antwortete der feine Legat nur: „„Waffnet Euch gegen Johann di Vico — besiegt

* Vita di Cola di Rienzi.

die Tyrannen auf dem Gebiete der Kirche — stellt das Erbe des heiligen Petrus wieder her, so soll Rienzi zum Senator ernannt werden und nach Rom zurückkehren."

Diese Worte flößten den Römern einen so großen Eifer ein, daß sie dem Legaten willig ihre Hülfe liehen. Aquapendente, Bolzena ergaben sich, Johann di Vico wurde halb durch Gewalt, halb durch Furcht zur Unterwerfung gebracht und Gabrielli, der Tyrann von Agobbio, ist seither unterlegen. Der Ruhm gehört dem Cardinal, aber das Verdienst Rienzi."

„Und jetzt?"

„Albornoz behandelte den Senator-Tribun fortwährend mit großer Pracht und schönen Worten, sprach aber keine Silbe von seiner Wiedereinsetzung in Rom. Dieser Ungewißheit überdrüssig, (so erfuhr ich durch geheime Nachrichten) verließ Rienzi das Lager und begab sich mit einer geringen Begleitung nach Florenz, wo er Freunde hat, die ihn mit Waffen und Geld versehen werden, damit er nach Rom ziehen kann."

„Aha! nun errathe ich," sagte Adrian halb lächelnd, „für wen man mich hielt!"

Montreal erröthete leicht. „Richtig gerathen!" sagte er.

„Mittlerweile stritten sich in Rom," fuhr der Provenzale fort, „Euer würdiges Haus und das der Orsini, die zur höchsten Gewalt erwählt worden waren und das Ansehen nicht behaupten konnten, das sie errungen hatten. Francesco Baroncelli,* ein neuer

* Dieser Baroncelli, der dem Leser schon in einem früheren

Demagog, ein unwürdiger Nachahmer Rienzi's, erhob sich auf den Ruinen des von den Adeligen gebrochenen Friedens, erhielt den Titel Tribun und trug dieselben Insignien, deren sich sein Vorgänger bedient hatte. Aber weniger klug, als Rienzi, ergriff er die antipäpstliche Partei; und so sah sich der Legat in den Stand gesetzt, den päpstlichen Demagogen gegen den Usurpator zu spielen. Baroncelli war ein schwacher

Theile des Werkes vorgeführt wurde, wird von Matteo Villani geschildert als „ein Mann von niedriger Geburt und wenig Gelehrsamkeit — er war Schreiber auf dem Capitol."

Mitten unter den mit Waffengewalt geführten Zwistigkeiten unter den Baronen, ging Baroncelli damit um, sich zum Herrn des Capitols und, was als ein Beistand von nicht geringer Wichtigkeit betrachtet wurde — der großen Glocke zu machen, durch deren Töne Rienzi so oft das römische Volk unter die Waffen gerufen hatte. Baroncelli wurde als Tribun gekrönt, in ein Gewand von Goldbrokat gekleidet und mit dem Scepter Rienzi's belehnt. Seine Grausamkeit gegen die Großen erschien im Anfange als Beschützung der Niederen; aber die Ausartungen seiner Söhne (die in dem Texte nicht übertrieben sind), und seine eigene thierische, und zugleich verwegene Grausamkeit machten ihn bald bei dem Volke verhaßt, dem er seine Erhebung verdankte. Er war so thöricht, sich gegen den Papst zu erklären, und dies veranlaßte Innocenz häuptsächlich, den früheren, ausgezeichneteren Tribunen in sein Amt wieder einzusetzen. Wie Rienzi, wurde auch Baroncelli excommunizirt, und so war auch bei ihm der Fluch der Kirche die unmittelbare Ursache seines Sturzes. Im December 1353 wurde er bei einem Versuche, zu fliehen, von dem Pöbel niedergemacht. Einige behaupteten indessen, er sei im Kampfe gegen Rienzi erschlagen worden, Andere ließen durch eine Zahlenverwechslung, ihn nach dem Tode Rienzi's auf diesen folgen. — *Matteo Villani,* **lib. III. cap. 78. Osservaz. Stor. di Zeferino Re, MS. Vat. Rip. dal Bzovio, ann. 1353 N. 2.**

Mann, seine Söhne begingen in possenhafter Nachahmung der hochgeborenen Tyrannen von Padua und Mailand alle Ausschweifungen. Schändung von Jungfrauen und Entehrung von Matronen contrastirten etwas stark gegen den feierlichen, majestätischen Anstand von Rienzi's Regierung; kurz, Baroncelli wurde von dem Volke ermordet. Und wenn Ihr mich jetzt fragt, wer Rom regiere, so antworte ich: die Hoffnung auf Rienzi."

„Ein seltsamer Mann und ein wandelbares Schicksal. Wie werden beide enden!"

„Der erstere durch plötzlichen Mord, das letztere in ewigem Ruhme," antwortete Montreal kaltblütig. „Rienzi wird wieder eingesetzt werden; dieser tapfere Phönix wird durch Sturm und Wolken sich zu seinem eigenen Holzstoß schwingen; ich sehe es vorher, ich bemitleide, ich bewundere ihn. — Und dann," setzte Montreal hinzu, „sehe ich noch weiter!"

„Aber warum fühlt Ihr so bestimmt, daß Rienzi, wenn er wieder eingesetzt wird, fallen muß?"

„Ist es nicht jedem Auge klar, außer dem seinigen, das von Ehrgeiz geblendet ist? Wie kann der Geist eines Sterblichen, wie groß er auch sein mag, dieses höchst verdorbene Volk durch gewöhnliche Mittel regieren? Die Barone — Ihr kennt den unbezähmbaren Trotz Euerer römischen Standesgenossen — sind an Mißbrauch gewöhnt und hassen Alles, was nur einem Gesetze ähnlich ist; die Barone, für einen Augenblick gedemüthigt, werden auf eine Gelegenheit lauern und sich erheben; das Volk wird ihn

wieder verlassen. Oder auch, in einer Hinsicht durch Erfahrung klug geworden, wird der neue Senator einsehen, daß die Volksgunst eine laute Stimme, aber einen feigen Arm hat. Er wird, gleich den Baronen, sich mit fremden Schwertern umgeben. Eine Abtheilung der großen Compagnie wird seinen Hof bilden; sie werden die Herrschaft über ihn gewinnen. Um sie zu bezahlen, muß er das Volk besteuern. Dann wird das Idol verabscheut. Keine italienische Hand kann diese harten Dämonen des Nordens beherrschen; sie werden sich empören und abfallen. Ein neuer Demagoge wird das Volk anführen und Rienzi wird das Opfer sein. Denkt an meine Prophezeihung!"

„Und dann das weiter, das Ihr seht?"

„Gänzlicher Verfall Roms, für undenkliche Zeiten; Gott erschafft nicht zwei Rienzi: oder," sagte Montreal stolz, „Einströmen eines neuen Lebens in den abgenützten, kranken Körper, — die Gründung einer neuen Dynastie. Wahrlich, wenn ich um mich blicke, so glaube ich, daß der Lenker der Nationen die Wiederherstellung des Südens durch Einfälle des Nordens beabsichtigt, und daß aus dem alten fränkischen und germanischen Geschlechte die Throne der künftigen Welt werden erbaut werden!"

Als Montreal so sprach, gestützt auf sein Schlachtschwert, mit seinen schönen, heroischen Zügen — in ihrem freien, kühnen, furchtlosen Ausdruck so verschieden von dem finstern, verschmitzten Verstande, der die Züge des Süden charakterisirt — beredt durch En-

thusiasmus und Nachdenken — da mochte er als kein unwürdiger Stellvertreter des Geistes der nordischen Ritterschaft, von dem er sprach, erscheinen. Und Adrian glaubte beinahe einen von den alten Gothen, den Geißeln der westlichen Welt, vor sich zu sehen.

Ihre Unterredung wurde hier durch den Ton einer Trompete unterbrochen, und eben trat ein Offizier mit der Meldung ein, daß florentinische Gesandte angekommen seien.

„Ihr müßt mich schon wieder entschuldigen, edler Adrian," sagte Montreal, „und mir erlauben, daß ich Euch wenigstens für heute Nacht als meinen Gast betrachte. Hier könnt Ihr sicher ruhen, und wenn Ihr reiset, sollen meine Leute Euch bis an die Grenzen des Gebietes begleiten, das Ihr zu besuchen beabsichtigt."

Adrian, der einen so berühmten Mann nicht ungern näher kennen lernte, nahm die Einladung an.

Als er allein war, stützte er das Haupt auf die Hand und war bald in Nachdenken verloren.

---

## Drittes Kapitel.

Getreue und unglückliche Liebe — Der Ehrgeiz überlebt die Liebe.

Seit der schrecklichen Stunde, in welcher Adrian Colonna die leblose Gestalt seiner angebeteten Irene gesehen, hatte der junge Römer den gewöhnlichen Wechsel eines wandernden, abenteuerlichen Lebens in jenen regen Zeiten erfahren. Sein Vaterland schien seinem Herzen nicht mehr theuer. Sein Stand schloß

ihn von der Stelle aus, welche bei der Wiederherstellung der Freiheit Roms einzunehmen nicht sein Bestreben gewesen war, und er fühlte, daß, wenn je eine solche Umwälzung zu Stande gebracht werden könne, dies einem Manne vorbehalten sei, für dessen Geburt und Gewohnheiten das Volk Sympathie und verwandte Gefühle hegte, und der seine Hand zu ihrem Schutze erheben könnte, ohne der Abtrünnige seines Standes, der Richter seines eigenen Hauses zu werden. Er war an verschiedene Höfe gereist und hatte mit Auszeichnung auf mehreren Schlachtfeldern gedient. Geliebt und geehrt, wo er sich auch nur vorübergehend aufhielt, hatte kein Wechsel des Aufenthaltes seine Schwermuth gelindert — keine neuen Bande hatten das Andenken an die Verlorene zerstört. In jener Zeit leidenschaftlicher und poetischer Romantik, welche durch Petrarka mehr vertreten, als geschaffen wurde, hatte die Liebe bereits angefangen, einen zarteren und heiligeren Charakter als man bisher gekannt, anzunehmen — sie hatte nach und nach den göttlichen Geist eingesogen, welcher sie von dem Christenthum erhält, und der ihren irdischen Kummer mit den Gefühlen und Hoffnungen des Himmels verbindet. Demjenigen, der an eine Unsterblichkeit glaubt, ist Treue bis in den Tod ein Leichtes, weil der Tod die Hoffnung nicht verwischen kann und die Seele des Trauernden schon halb in der anderen Welt ist. Es gibt eine Zeit, die an einem späteren Fortleben verzweifelt — den Tod als eine Trennung für ewig darstellt — und in dieser eilen

die Menschen, während sie um die Todten trauern, sich wieder mit dem Leben auszusöhnen. Denn wahr ist der alte Lehrsatz, daß es keine Liebe ohne Hoffnung gibt. Und alle jene romantische Verehrung, welche der Eremit von Vaucluse für Laura fühlte oder erdichtete, fand ihren Tempel in dem öden Herzen Adrian Colonna's. Er war wirklich der Liebende seiner Zeit! Wenn er auf seiner Pilgerschaft von Land zu Land an den Mauern eines stillen, einsamen Klosters vorüberkam, dachte er ernstlich über die feierlichen Gelübde nach und faßte in seinem Innern den Entschluß, daß ein Kloster in späteren Jahren auch ihn aufnehmen solle. Die jahrelange Abwesenheit hatte indessen die verdunkelte und erschütterte Liebe zu seinem Vaterlande wieder einigermaßen belebt, und er fühlte ein Verlangen, die Stadt wieder einmal zu besuchen, in welcher er Irene zum ersten Male erblickt. „Vielleicht,“ dachte er, „hat die Zeit unvorhergesehene Veränderungen hervorgebracht, und ich kann noch bei der Wiederherstellung meines Vaterlandes behülflich sein.“

Aber mit diesem Überreste von Patriotismus war kein Ehrgeiz verbunden. Auf dieser heißen Bühne des Handelns, auf welcher das Verlangen nach Macht jede Brust aufzuregen schien, und Italien für Tausende von kräftigen Armen und unternehmenden Geistern das Eldorado des Reichthumes oder das Utopien der Herrschaft geworden war, gab es wenigstens eine Brust, welche die wahre Philosophie des Eremiten fühlte. Adrians Wesen, obgleich tapfer und männ-

lich, war doch besonders von jener Eleganz des Temperamentes durchdrungen, welche vor roher Berührung zurückbebt und für die eine gebildete, wissenschaftliche Muse der höchste Genuß ist. Seine Erziehung, seine Erfahrung und sein Geist hatten ihn seinem Zeitalter weit vorangestellt und er blickte mit tiefer Verachtung auf die gemeinen Schurkereien und elenden Tücke, durch welche italienischer Ehrgeiz seinen Weg zur Macht suchte. Die Erhebung und der Fall Rienzi's, der, was auch seine Fehler sein mochten, wenigstens der reinste und ehrenhafteste unter den Regenten war, die ihre Erhebung nur sich selbst zu verdanken hatten, hatten dazu beigetragen, ihn auch an dem Erfolg edler Bestrebungen verzweifeln zu machen, wie er vor dem der selbstsüchtigen zurückbebte. Und die träumerische, aus seiner unglücklichen Liebe entsprossene Schwermuth diente noch mehr dazu, ihn den alltäglichen, schalen Zwecken der Welt zu entwöhnen. Sein Charakter war voll von Schönheit und Poesie — und dies nur um so mehr, als seine Gefühle in der wirklichen Beschäftigung des Dichters nicht ausströmten! In seinem Inneren eingeschlossen, verbreiteten sich dieselben über alle seine Gedanken und gaben seiner ganzen Seele eine Färbung. Bisweilen malte er sich in der seligen Zerstreuung seiner Träume das Loos aus, das er hätte finden können, wenn Irene am Leben geblieben wäre und das Schicksal sie vereinigt hätte — ferne von dem stürmischen und gemeinen Getreibe Roms — in einer noch unbefleckten Einsamkeit des schönen italienischen Bodens. Vor seinem Auge erhob sich die liebliche

Landschaft, das Schloß an den Ufern des wellenlosen Sees, die Weingärten in dem Thale, die dunkeln auf dem Hügel wogenden Wälder, und diese Heimath der Versammlungs- und Zufluchtsort alles Gesanges und aller Liebe Italiens, erleuchtet von dem „Lampeggier dell' angelico riso," das ein Paradies in dem Antlitz schafft, das wir lieben. Oft durch solche Träume in völlige Vergessenheit seines Verlustes gewiegt, fuhr der junge Wanderer aus seiner eingebildeten Seligkeit auf und sah um sich die einsame, leere Straße, oder die von dem Monde beschienenen Kriegszelte, oder, schlimmer als alles, das Gewimmel und die Festlichkeiten eines fremden Hofes.

Mochten nun solche Gedanken für einen Augenblick, vielleicht durch den Namen von Irenens Bruder heraufbeschworen, der nie zu seinem Ohr drang, ohne tausend Erinnerungen zu wecken, den Geist des jungen Colonna bewegen oder nicht, er blieb gedankenvoll und vertieft, bis er durch seinen eigenen Knappen gestört wurde, der, von Montreals Dienern begleitet, sein einsames aber reichliches Mahl auftrug. Flaschen mit dem edelsten Florentiner Weine — Speisen, mit all der Kunst zubereitet, die, ach! Italien jetzt verloren hat! — Becher und Teller von Gold und Silber, verschwenderisch mit fremden Edelsteinen geschmückt — zeugten von dem fürstlichen Luxus, der in dem Lager der großen Compagnie herrschte. Allein Adrian sah in Allem nur die Beraubung seines entwürdigten Vaterlandes, in diesem Glanze beinahe einen Hohn. Sein einsames Mahl war bald beendigt; er wurde

des einförmigen Zeltes überdrüssig, und, gelockt von der kühlen Luft des sich neigenden Abends, schlenderte er nachläßig hinaus. Er ging an dem Ufer des Baches hin, der sich glänzend an Montreals Zelt hinschlängelte, und als er eine etwas einsame, von den kriegerischen Wohnungen abgelegene Stelle fand, warf er sich am Rande des Wassers nieder.

Die letzten Strahlen der Sonne zitterten auf der Welle, die musikalisch über ihr steinigtes Bett hintanzte, und von einem kleinen Buschholz auf dem entgegengesetzten Ufer tönte der kurze, abgebrochene Gesang der kühneren Bewohner dieser purpurnen Atmosphäre herüber, welche der Lärm des Lagers nicht von ihrem grünen Wohnsitze verscheucht hatte. Die Wolken lagen regungslos im Westen, in jenem so tiefen, satten Blau, das man nur über den Landschaften sieht, die ein Claude oder ein Rosa so gerne malten, und dämmernde, köstliche Rosenfarben schimmerten über den grauen Gipfeln der fernen Appenninen. Aus der Ferne tönte das Summen des Lagers, unterbrochen von dem Wiehern zurückkehrender Pferde, bisweilen von dem Schall des Hüfthornes, und in regelmäßigen Zwischenräumen von dem bewaffneten Schritte der nahen Schildwache. Und gegenüber, zur Linken des Gehölzes, auf einer von Schilf, Moos und schwankendem Gesträuche bedeckten Anhöhe, erhoben sich die Ruinen einer alten etruskischen Mauer oder eines Gebäudes, dessen Name verloren gegangen, dessen Benützung unbekannt war.

Die Scene, welche vor Adrians Blicken lag, war

so ruhig und lieblich, daß man beinahe unmöglich sich mit dem Gedanken vertraut machen konnte, gerade jetzt sei hier der Aufenthalt kühner Räuberbanden, in deren größerem Theile die menschliche Seele zum Thier herabgesunken war, und für die Mord oder Raub die gewöhnliche Beschäftigung des Lebens war.

Noch in seine Träumereien versunken und gedankenlos Steine in den plätschernden Bach hinabwerfend, wurde Adrian durch den Schall von Tritten aufgeschreckt.

„Ein hübscher Ort, um der Laute und den Balladen der Provence zuzuhören,“ sagte Montreals Stimme, als der Johanniterritter sich auf dem Rasen neben dem jungen Colonna niederstreckte.

„Ihr hegt also immer noch Eure alte Liebe für Eure Nationalmelodien?“ sagte Adrian.

„Ja, ich habe noch nicht meine ganze Jugend überlebt,“ antwortete Montreal mit einem schwachen Seufzer. Aber wie dem auch sei, die Weisen, welche einst meiner Einbildungskraft ergötzten, gehen jetzt meinem Herzen zu nahe. So lasse ich, wenn ich gleich jeden Jongleur und Minnesänger willkommen heiße, sie nur ihre neuesten Melodien singen. Ich kann nicht wünschen, je die Poesie wieder zu hören, die ich hörte, als ich jung war!“

„Verzeiht mir,“ sagte Adrian mit großer Theilnahme, „aber gerne hätte ich, wenn ich nicht durch eine geheime Scheu bis jetzt davon abgehalten worden wäre, gerne hätte ich mir erlaubt, mich nach jener liebenswürdigen Dame zu erkundigen, mit der wir vor sieben Jahren dem Monde zusahen, der über den

wohlriechenden Orangenhainen und rosigen Wassern von Terracina aufging."

Montreal wandte sein Antlitz hinweg; er legte seine Hand auf Adrians Arm und sagte mit tiefer, dumpfer Stimme: „Ich bin jetzt allein!"

Adrian drückte schweigend seine Hand. Er war höchst überrascht bei der Nachricht von dem Tode eines so sanften, so lieblichen und so unglücklichen Wesens.

„Die Gelübde meines Ritterordens," fuhr Montreal fort, „welche Adeline der Rechte einer gesetzmäßigen Gattin beraubten — die Schmach ihres Hauses — der zornige Kummer ihrer Mutter — die wilden Wechsel meines gefahrvollen Lebens — der Verlust ihres Sohnes — alles dies nagte in der Stille an ihrem Leben. Sie starb nicht (sterben ist ein zu rauhes Wort!), sondern sie sank hin und entschwebte in den Himmel. Wie an einem Sommermorgen ein sanfter Traum über uns hineilt, und immer an Deutlichkeit verliert, bis er gleichsam ganz in Licht übergeht, und wir erwachen — so entschwand Adelinens scheidender Geist, bis ihm das Tageslicht Gottes anbrach."

Montreal hielt einen Augenblick inne und begann dann wieder: „Solche Gedanken machen den Kühnsten von uns bisweilen schwach, und wir Provenzalen sind in diesen Dingen närrisch! — Gott weiß, sie war mir sehr theuer!"

Der Ritter verbeugte sich, bekreuzte sich andächtig und seine Lippen murmelten ein Gebet. So sonderbar dies unserem aufgeklärteren Zeitalter erscheinen mag,

so trug doch die Moralität damals ein so kriegerisches Gewand, daß dieser Mann, auf dessen Wort Städte in Brand gesteckt wurden und Ströme von Blut flossen, weder in seinen, noch in den Augen des größeren Theiles seiner Zeitgenossen ein Verbrecher war. Sein Orden, halb mönchisch, halb kriegerisch, war das Sinnbild seines Charakters. Er trat die Menschen mit Füßen, aber er demüthigte sich vor Gott, und so genau er den feinen Skepticismus Italiens kannte, hatte derselbe doch den starren, einfachen Glauben des kühnen Provenzalen nicht erschüttert. Weit entfernt, einen Mangel an Übereinstimmung zwischen seinem Gewerbe und seinem Glauben zu erkennen, hielt er, wie ein ächter Normanne, denjenigen für keinen wahren Ritter, der nicht ebenso dem Kreuze ergeben, als schonungslos mit dem Schwerte sei.

„Und Ihr habt außer dem Einen, das Ihr verloret, kein Kind?“ fragte Adrian, als er Montreals gewöhnliche Ruhe wiederkehren sah.

„Keines!“ sagte Montreal, und seine Stirne wurde wieder düster. „Kein liebentsprossener Erbe wird mir in dem Glücke nachfolgen, das ich zu gründen hoffe. Nie auf Erden werde ich in den Zügen ihres Kindes das Ebenbild Adelinens sehen! Doch sah ich in Avignon einen Knaben, auf den ich gerne Anspruch gemacht hätte; denn ich meine, sie müsse ihre Seele in seine Augen gepflanzt haben, so ähnlich waren sie den ihrigen. Gut, gut, der Provencebaum hat noch andere Zweige, und ein noch nicht geborener Neffe muß

werden — was? die Sterne haben es noch nicht entschieden! Aber der Ehrgeiz ist jetzt noch das Einzige, was mir in der Welt zu lieben übrig bleibt."

„So verschieden wirkt dasselbe Unglück auf verschiedene Charaktere," dachte der Colonna. „Für mich hatten die Kronen keinen Werth mehr, als ich nicht mehr träumen konnte, sie auf Irene's Stirne zu drücken!"

Die Ähnlichkeit ihres Schicksals zog indessen Adrian mächtig zu seinem Wirthe hin, und die beiden Ritter besprachen sich mit mehr Freundschaft und Offenherzigkeit, als dies bisher der Fall gewesen war. Endlich sagte Montreal: „Beiläufig, ich habe noch nicht einmal nach dem Ziel Eurer Reise gefragt."

„Ich muß nach Rom," sagte Adrian, „und die Nachrichten, die Ihr mir gegeben, sind mir ein weiterer Grund zur Eile. Wenn Rienzi zurückkehrt, bin ich vielleicht so glücklich, zwischen dem Tribun-Senator und den Edeln zu vermitteln, und wenn ich meinen Vetter, den jungen Stephanello, jetzt das Haupt unseres Hauses, willfähriger finde, als seine Väter, so will ich nicht daran verzweifeln, die minder mächtigen Barone zu versöhnen. Rom bedarf der Ruhe, und wer regiert, muß, wenn er nur gerecht ist, von den Edeln und den Plebejern unterstützt werden!"

Montreal hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und murmelte dann vor sich hin: „Nein, es kann nicht sein!" Er sann eine kleine Weile nach, während er die Stirne mit der Hand bedeckte, und sagte dann laut: „Nach Rom wollt Ihr. Gut, wir werden uns

bald unter seinen Trümmern begegnen. Wißt, beiläufig gesagt, daß mein Zweck hier schon erreicht ist diese florentinischen Kaufleute haben in meine Bedingungen gewilligt; sie haben einen zweijährigen Frieden erkauft; morgen wird das Lager abgebrochen und die große Compagnie marschirt nach der Lombardie. Dort vereinige ich, wenn meine Plane gelungen und die Venetianer die verlangte Summe zahlen, die Bursche (unter Landau, meinem Lieutenant), dem Viskonti zum Trotze, mit der Seestadt und werde dann meinen Herbst in Frieden unter den Feierlichkeiten Roms zubringen."

„Herr Walter von Montreal," sagte Adrian, „Eure Offenheit macht mich vielleicht vermessen; aber wenn ich Euch wie einen feilschenden Krämer von dem Verkaufe Eurer Freundschaft und Schonung sprechen höre, so frage ich mich selbst: „„Ist das der große Johanniterritter, und haben die Menschen ihn richtig beurtheilt, wenn sie versichern, der einzige Makel an seinen Lorbeeren sei seine Habsucht?""

Montreal biß sich in die Lippe; nichts desto weniger antwortete er ruhig: „Meine Offenherzigkeit duldet die verdiente Buße, Herr Adrian. Gleichwohl kann ich einen so geehrten Gast nicht mit dem Eindrucke scheiden lassen, der den Schein zwar für sich hat, aber nicht gerecht ist. Nein, tapferer Colonna; das Gerücht thut mir Unrecht. Ich schätze das Gold, denn durch Gold erwirbt man Macht! Es füllt das Lager — es erstürmt die Stadt — es erkauft den Markt — es erhebt den Palast — es gründet den Thron.

Ich schätze das Gold — es ist das nothwendige Mittel zu meinem Zwecke!"

„Und dieser Zweck — —"

„Ist — gleichviel welcher," sagte der Ritter kaltblütig. „Gehen wir in unsere Zelte, der Thau fällt stark, und die Malaria weht über diese häuserlose Öde."

Das Paar erhob sich — aber bezaubert von der Schönheit der Stunde, zögerten sie noch einen Augenblick bei dem Bache. Die frühesten Sterne beschienen seine sich kräuselnden Wellen und ein köstliches Lüftchen säuselte lieblich in dem glänzenden Laubwerk.

„Wenn wir so hinblicken," sagte Montreal sanft, „so kehren wir die alte Fabel von der Medusa, welche uns die Dichter erzählen, um, und sehen und denken uns aus dem Stein heraus. Erst vor einer kleinen Weile vergoldete das Sonnenlicht die Welle — jetzt glänzt dieselbe ebenso hell und gleitet eben so munter unter den Sternen dahin; gerade so rollt der Strom der Zeit; ein leuchtender Körper folgt dem andern, eben so willkommen — ebenso erhellend — ebenso schnell verschwindet er wieder! — Ihr seht, die Poesie der Provence blüht immer noch unter meinem Panzer!"

Adrian begab sich bald zur Ruhe; aber seine Gedanken und die Töne lauter Fröhlichkeit, die von Montreals Zelt herüberschollen, wo der Anführer die Hauptleute seiner Bande bewirthete, eine Lustbarkeit, von welcher er den römischen Edelmann auszuschließen so zart war, hielten ihn lange wach, und kaum war er in einen unruhigen Schlummer verfallen, so störten

noch unwillkommenere Laute seine Ruhe. Mit der frühesten Dämmerung war das ganze Lager in Bewegung — das Knarren des Seilwerkes — die Tritte von Menschen — laute Befehle und laute Flüche — das langsame Rollen von Bagagewagen — und das Klirren der Waffen deuteten auf den Aufbruch des Lagers und den nahen Abzug der großen Compagnie.

Noch ehe Adrian angekleidet war, trat Montreal in sein Zelt.

„Ich habe," sagte er, „hundert Lanzen unter einem zuverlässigen Führer befehligt, die Euch, edler Adrian, an die Grenzen der Romagna begleiten sollen; sie warten, bis es Euch genehm ist. In einer Stunde breche ich auf; der Vortrab ist schon in Bewegung."

Adrian hätte gerne die angebotene Begleitung abgelehnt, aber er sah, daß es den Stolz des Anführers nur kränken würde, der sich bald entfernte. Eilig legte Adrian seine Waffen an — die frische Morgenluft und die heitere Sonne, welche stolz über die Hügel kam, belebten seinen müden Geist. Er ging in Montreals Zelt und fand ihn allein; vor ihm lagen die nöthigen Schreibmaterialien, und ein triumphirendes Lächeln verbreitete sich über seine Züge.

„Das Glück überschüttet mich mit neuen Gunstbezeugungen!" sagte er heiter. „Gestern ersparten mir die Florentiner die Mühe einer Belagerung — und heute (erst seit ich Euch zuletzt sah — vor wenigen Minuten) kommt Euer neuer Senator von Rom in meine Gewalt."

„Wie! haben Eure Leute Rienzi festgenommen?“

„Nicht so — viel besser! Der Tribun änderte seinen Plan und begab sich nach Perugia, wo sich meine Brüder gegenwärtig aufhalten — er suchte sie auf — sie versahen ihn mit Geld und Soldaten genug, um den Gefahren des Weges zu trotzen und die Schwerter der Barone zu verachten. So schreibt mein guter Bruder Arimbaldo, ein Gelehrter, der den Tribun gewiß mit alten Erzählungen von römischer Größe und ansehnlichen Versprechungen von anerkennender Beförderung geködert zu haben glaubt. Ich bin eben im Begriffe, in der Eile meine Zufriedenheit mit der Übereinkunft auszudrücken. Meine Brüder werden den Senator-Tribun selbst bis an die Mauern des Capitols begleiten.“

„Ich verstehe immer noch nicht, wie dies Rienzi in Eure Gewalt bringt.“

„Nicht! Seine Soldaten sind meine Geschöpfe — seine Kameraden meine Brüder — sein Gläubiger bin ich! Laßt ihn denn Rom beherrschen — bald kommt die Zeit, wo der Viceregent weichen muß dem — —“

„Anführer der großen Compagnie,“ unterbrach ihn Adrian mit einem Entsetzen, das der kühne Montreal, zu sehr mit seinen aufregenden Gedanken beschäftigt, nicht bemerkte. „Nein, Ritter von der Provence, schmählich sind wir den heimischen Tyrannen unterlegen; aber nie, hoffe ich, werden die Römer so verwerflich sein, daß sie das Joch eines fremden Usurpators duldeten.“

Montreal sah Adrian scharf an und lächelte finster.

„Ihr mißversteht mich," sagte er, „und es wird Zeit für Euch sein, den Brutus zu spielen, wenn ich mir die Rolle Cäsars anmaße. Inzwischen sind wir nur Wirth und Gast. Sprechen wir von etwas Anderem."

Nichtsdestoweniger kühlte diese letztere Besprechung die beiden Ritter für die kurze Zeit ab, welche sie noch beisammen waren, und sie schieden mit einer Förmlichkeit, welche schlecht zu der freundschaftlichen Unterredung am Abende zuvor paßte. Montreal fühlte, daß er sich unvorsichtigerweise entdeckt habe, aber Vorsicht lag nicht in seinem Charakter, wenn er sich an der Spitze eines Heeres und vom Glück begünstigt wußte; und in eben diesem Augenblicke vertraute er so fest auf das Gelingen seiner kühnsten Plane, daß er sich wenig darum kümmerte, wen er beleidigte oder beunruhigte.

Langsam machte sich Adrian mit seiner seltsamen, wilden Begleitung auf den Weg. Er zog sich von der Ebene aus eine steile Anhöhe hinauf — und als er oben angekommen war, zeigte ihm die Straßenbiegung das ganze, auf dem Marsche begriffene Heer — die wehenden Fahnen — die in der Sonne blitzenden Rüstungen, Linie hinter Linie, wie ein Strom von Stahl, und die ganze Ebene, auf welcher sich die Kriegsmacht hinbewegte — während der feierliche Tritt von Tausenden Bewaffneter bisweilen von jauchzender, kriegerischer Musik übertäubt und erstickt wurde. Als sie so dahinzogen, entdeckte Adrian endlich die stattliche, über die Anderen hervorragende Gestalt Mon=

treals auf einem schwarzen Streitrosse, die sich sogar in dieser Entfernung noch eben so sehr durch seine prächtige Rüstung, wie durch seinen stolzen Wuchs auszeichnete. So zog er dahin mit seinem stolzen Heere — in der Blüte seiner Hoffnungen — das Haupt einer mächtigen Armee — der Schrecken Italiens — jetzt ein Held — später vielleicht ein Monarch!

Drei kurze Monate später — und sechs Fuß Erde reichen für all diese Größe hin.

---

# Neuntes Buch.

## Die Rückkehr.

„Allora la sua venuta fu a Roma sentita; Romani si apparecchiavano a riceverlo con letizia ... furo fatti archi trionfali etc.“
*Vita di Cola di Rienzi*, lib. II. cap. 17

„Da erfuhr man, daß er nach Rom komme; die Römer rüsteten sich, ihn freudig zu empfangen ... man machte Triumphbögen u. s. w.“

---

## Erstes Kapitel.

### Der Triumpheinzug.

Ganz Rom war in Bewegung! — von St. Angelo bis zu dem Capitol wimmelten Fenster, Balkone und Dächer von Tausenden. Nur hier und dort herrschte in den feindseligen Quartieren der Colonna, Orsini und Savelli eine todtenähnliche Einsamkeit und traurige Düsterheit. In diesen Festungen, denn das waren sie eher, als Straßen, hörte man nicht einmal den gewohnten Schritt der barbarischen Schildwachen. Die geschlossenen Thore — die verriegelten Fenster — das düstere Schweigen umher — zeugte von der Abwesenheit der Barone. Sobald sie die

gewisse Annäherung Rienzi's erfahren, hatten sie die Stadt verlassen. In den Dörfern und Schlössern der Campagna erwarteten sie, umgeben von ihren Söldlingen, die Stunde, wo das Volk, seines Idols überdrüssig, sogar diese wilden Bilderstürmer wieder willkommen heißen würde.

Diese allein ausgenommen, war ganz Rom in Bewegung! Triumphbögen von mit Gold und Silber gestickten Tüchern erhoben sich an allen Hauptpunkten der Straßen und trugen Inschriften des Willkomms und der Freude. In kurzen Zwischenräumen standen Knaben und Mädchen mit Blumensträußen und Lorbeerkränzen. Hoch über der versammelten Menge — von dem stolzen Thurme Hadrians — von den Thürmen des Capitols — von den Giebeln der Apostelu und Heiligen geweihten Gebäude — flatterten Banner, wie für einen Sieg. Rom öffnete seine Arme noch einmal, um seinen Tribun zu empfangen!

Unter die Menge gemischt, — in seinen großen Mantel gemummt — im Gedränge der Massen verborgen — stand, von den Meisten in der That vergessen — und in der Verwirrung von Keinem beachtet — Adrian Colonna! Er war nicht im Stande gewesen, seine Theilnahme an Irenens Bruder zu überwinden. Einsam stand er unter seinen Mitbürgern — der Einzige von dem stolzen Geschlechte der Colonna, der Zeuge war von dem Triumphe des Lieblings des Volkes.

„Man sagt, er sei in seinem Gefängnisse stark geworden," äußerte einer der Umstehenden; „er war

mager genug, als er bei Tagesanbruch aus der Kirche St. Angelo kam!“

„Ja,“ sagte ein anderer, ein kleiner Mann mit einem schlauen, unruhigen Auge, „sie haben Recht; ich sah, wie er sich von dem Legaten verabschiedete.“

Aller Augen richteten sich auf den Mann, der zuletzt gesprochen; auf einmal wurde er eine Person von Wichtigkeit. „Ja,“ fuhr der kleine Mann mit stolzer, hochtrabender Miene fort, „seht Ihr, sobald er Messere Brettone und Messere Arimbaldo, die Brüder von Fra Moreale, vermocht hatte, ihn von Perugia nach Monte Fiascone zu begleiten, begab er sich plötzlich zu dem Legaten von Albornoz, der mit seinen Hauptleuten im Freien sprach. Eine Menschenmenge folgte. Auch ich war darunter, und der Tribun nickte mir zu — ja, das that er! — und so trat er mit seinem Scharlachmantel und seiner Scharlachmütze vor den stolzen Cardinal mit einem noch größeren Stolze. „„Obgleich Euer Eminenz,““ sagte er, „„mir weder Geld noch Waffen bewilligt, um den Gefahren der Straße zu trotzen und dem Hinterhalte der Barone muthig entgegenzutreten, bin ich doch zur Abreise bereit. Als Senator von Rom, wozu Seine Heiligkeit mich gemacht, ersuche ich Eure Eminenz, mich der Sitte gemäß sofort in diesem Range zu bestätigen.““ Ich wollte, Ihr hättet sehen können, wie der stolze Spanier die Augen aufriß und erröthete und die Stirne runzelte; aber er biß sich in Lippe und sprach wenig.“

„Und bestätigte Rienzi als Senator?“

„Ja; und segnete ihn und befahl ihm, abzureisen.“

„Senator!“ sagte ein starker, aber grauhaariger Riese mit übereinander gelegten Armen; „ich habe einen Titel nicht gerne, den ein Patricier trug. Ich fürchte, er vergißt in dem neuen Titel den alten.“

„Pfui, Cecco del Vecchio, Ihr waret immer ein Brummbär!“ sagte ein Tuchhändler, dessen Vortheil durch die Festlichkeit durchaus nicht beeinträchtigt worden war. „Pfui! — ich für meine Person halte Senator für einen weniger neugebackenen Titel, als Tribun. Ich hoffe, es wird wenigstens Festlichkeiten genug geben. Rom ist lange traurig gewesen. Eine schlimme Zeit für einen Kram, bei meiner Seele!“

Der Handwerker grinste verächtlich. Er war Einer von Denen, welche zwischen den Mittel- und den arbeitenden Klassen unterschieden, und er haßte einen Kaufmann ebenso, wie einen Adeligen. „Der Tag neigt sich,“ sagte der kleine Mann; „er muß gleich hier sein. Seine Gemahlin und sein ganzes Gefolge sind ihm schon vor zwei Stunden entgegen gegangen.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Volksmenge zur Rechten unruhig hin und herwogte, und gleich darauf ritt ein Reiter eilig durch die Straße. „Platz da! Zurück! Platz — macht Platz für den erlauchten Senator von Rom!“

Die Menge wurde stille — dann entstand ein Gemurmel — und wieder Stille. Von Balkonen und Fenstern reckten alle Zuschauer den Hals. In

der Entfernung hörte man Huftritte — den Schall von Zinken und Trompeten; — dann sah man wie durch die ferne Straßenbiegung das Wehen von Fahnen schimmerte — dann das Blinken von Speeren — und dann brach die ganze Menge, wie mit einer Stimme, in den Ruf aus: „Er kommt! er kommt!"

Adrian drängte sich jetzt noch mehr gegen die Menge zurück, lehnte sich an die Mauer eines der Häuser und betrachtete den herannahenden Prachtaufzug.

Zuerst kam, je sechs neben einander, der Zug römischer Reiter mit Olivenzweigen in der Hand, welche dem Senator entgegengezogen waren; je Hundert davon wurde ein Banner mit der Inschrift: „Wiederherstellung der Freiheit und des Friedens" vorgetragen. Als diese bei der Gruppe neben Adrian vorüberkamen, wurde jeder der bekannteren und beliebteren Bürger mit lautem Beifallsrufen begrüßt. An der Kleidung und Ausrüstung der Reiter sah Adrian, daß sie hauptsächlich dem Handelsstande von Rom angehörten, eine Klasse, die, wie er wohl wußte, wenn sie sich nicht auffallend verändert hatte, die Freiheit mit als eine Handelsspekulation schätzte. „Eine unzuverläßige Stütze," dachte der Colonna; — „was wird jetzt folgen?" Heran kamen jetzt in blanken Rüstungen die deutschen Söldlinge, gemiethet durch das Gold der Brüder des Provenzalen, zweihundert und fünfzig an der Zahl und früher im Solde Malatesta's von Rimini; — groß, finster, ruhig, disciplinirt, — betrachteten sie das Volk mit einem

Blicke halb barbarischer Verwunderung, halb übermüthiger Verachtung. Kein jubelnder Glückwunsch begrüßte diese trotzigen Fremden, offenbar brachte ihr Anblick einen Schauer über die Versammlung.

„Schande!" brummte Cecco del Vecchio hörbar. „Braucht der Freund des Volkes die Schwerter, welche einen Orsini, oder einen Malatesta bewachen! — Schande!"

Diesmal erhob sich keine Stimme, um den unzufriedenen Riesen zum Schweigen zu bringen.

„Sein einziger Schutz gegen die Barone," dachte Adrian, „wenn er sie gut bezahlt! Aber ihre Zahl ist zu gering!"

Hierauf kamen zweihundert Fußsoldaten von Toskana mit den Harnischen und Waffen schwerer Soldaten, eine tapfere Compagnie, deren freudige Blicke und zutrauliches Benehmen mit dem Volke zu sympathisiren schienen. Es war dies auch wirklich der Fall, — denn sie waren Toskaner und daher Freunde der Freiheit. Auch schienen die Römer in ihnen natürliche und rechtmäßige Bundesgenossen zu erkennen, — und es entstand ein allgemeines Geschrei: „Vivano i bravi Toscani!"

„Ärmliche Vertheidigung!" dachte der scharfsichtigere Colona; „die Barone können sie schrecken, und der Pöbel verführen."

Dann kam eine Reihe Trompeter und Fahnenträger; und jetzt wurde der Schall der Musik durch Jubelrufe übertönt, welche sich in allen Stadttheilen zumal zu erheben schienen; — „Rienzi! Rienzi! —

Willkommen, willkommen! — Freiheit und Rienzi! Rienzi und der gute Staat!" Blumen regneten auf seinen Pfad, Tücher und Fahnen wehten aus allen Häusern; — unbeachtet rollte wohl manche Thräne über bärtige Wangen; — Jung und Alt knieeten mit erhobenen Händen neben einander und erflehten Segen auf das Haupt des Wiedereingesetzten. Heran kam er, der Senator=Tribun, — der Phönix zu seinem Holzstoße!"

In Purpur gekleidet, der buchstäblich von Gold schimmerte, sein stolzes Haupt in der Sonne entblößt und gegen den Sattelbogen sich niederbeugend, zog Rienzi langsam durch die Menge. In der Aufregung dieser Stunde waren auf seinem strahlenden Antlitze keine Spuren von Krankheit oder Sorge zu bemerken; die Ausdehnung seiner körperlichen Verhältnisse gab ihm ein noch mehr majestätisches Ansehen. Hoffnung glänzte in seinem Auge — Triumph und Herrschaft thronten auf seiner Stirne. Das Volk konnte sich nicht halten; Einer um den Andern drängten sie sich begierig herbei, einen Blick seines Auges zu erhaschen, den Saum seines Gewandes zu berühren. Er selbst war von ihrer Freude tief ergriffen. Er hielt an und versuchte mit stammelnden, abgebrochenen Worten, zu ihnen zu reden. „Ich bin entschädigt," sagte er, — „entschädigt für Alles; — möge es mir gelingen, Euch glücklich zu machen."

Die Menge theilte sich wieder — der Senator zog weiter — wieder drängte sich das Volk heran. Hinter dem Tribun glaubte ihre aufgeregte Einbildungskraft

die Göttin des alten Rom selbst einherziehen zu sehen.

Auf einem Rosse mit goldenem Geschirr kam in schneeweißem, mit Edelsteinen, die den Tag beschämten, besetztem Gewande — die schöne, königliche Nina. Die Erinnerung an ihren Stolz, ihre Prachtliebe, war in diesem Augenblicke vergessen und sie wurde kaum weniger bewillkommt, weniger vergöttert, als ihr Gemahl. Ihr Lächeln strahlte vor Freude, — ihre Lippen zitterten vor stolzer, erhabener Rührung, — nie hätte sie so für Liebe, wie für Herrschaft geboren geschienen; eine Zenobia, die durch das prächtige Rom zog, — nicht als Gefangene, sondern als Königin.

Aber nicht auf diese stattliche Gestalt hefteten sich Adrians Blicke — blaß, athemlos, zitternd hielt er sich an der Mauer, an der er lehnte. War es ein Traum? Waren die Todten wieder auferstanden? Oder war es seine — seine lebende Irene — deren sanfte, schwermüthige Lieblichkeit traurig an Nina's Seite glänzte — ein Stern neben dem Monde? Der Prachtaufzug verschwand vor seinen Augen — Alles wurde ihm düster und dunkel. Einen Augenblick war er ohne Besinnung. Als er wieder zu sich kam, eilte die Menge dahin, vermischt und vereint mit dem mächtigen Strome, welcher dem Zuge folgte. Durch die wogende Menge erblickte er Irenens anmuthige Gestalt, die bald durch die vielen Fahnen des Zuges seinem Auge wieder verborgen wurde. Sein Blut strömte von dem Herzen durch alle Adern

zurück. Er war wie ein Mann, der jahrelang in einer fürchterlichen Erstarrung gelegen hatte, und plötzlich zum Lichte des Himmels erwacht.

Ein Mann von dem gewaltigen Gewühle blieb regungslos bei Adrian zurück. Es war Cecco del Vecchio.

„Er sah mich nicht," murmelte der Schmied vor sich hin; „alte Freunde sind jetzt vergessen. Gut, gut, Cecco del Vecchio haßt Tyrannen noch immer — gleichviel, wie sie heißen, oder wie freundlich sie sich verkleiden. Er sah mich nicht! Hm!"

---

## Zweites Kapitel.

Die Maskerade.

Der scharfsinnigere Leser hat ohne die absolute Intervention des Verfassers als Erzähler die Schicksale Rienzi's seit seiner Freisprechung in Avignon und seiner Rückkehr nach Rom bereits erfahren. Als der Eindruck, welchen Nina auf die sanftere und bessere Natur in Albornoz gemacht hatte, sich verlor, fing er an, — wie die tiefen Politiker jener Zeiten Jedermann beurtheilten — seinen Gast als eine Figur auf dem großen Schachbrett zu betrachten, die man bewegte, vorrückte oder opferte, wie es für den verfolgten Plan am geeignetsten war. Nachdem er seinen Zweck dadurch erreicht, daß er das Kirchengebiet wieder erobert, Johann di Vico unterworfen, den

Demagogen Baroncelli gestürzt und geopfert hatte, hielt es der Cardinal durchaus nicht für räthlich, den gewandten und ehrgeizigen Rienzi mit einer so hohen Würde in Rom wieder einzusetzen. Vor dem kühnen Römer erschlaffte sogar sein eigener kühner Geist, und er war gänzlich außer Stand, die Politik zu begreifen oder zu berechnen, welche der neue Senator annehmen würde, wenn er wieder Herr von Rom wäre. Ohne gerade die Absicht zu haben, ihn zurückzuhalten, weigerte er sich, zu seiner Wiedereinsetzung mitzuwirken. Und so sah sich Rienzi eine Tagereise von Rom entfernt, aber ohne einen einzigen Soldaten, der ihn unterwegs gegen die Barone geschützt hätte. Doch der Himmel hatte beschlossen, daß nicht ein einzelner Mann, wenn auch noch so begabt und noch so mächtig, lange dem Schicksale Rienzi's entgegen wirken oder es beherrschen sollte; und vielleicht zeigte er in keinem glänzenderen Augenblicke seines Lebens einen so gewandten und feinen Verstand, als hier, wo er sich von den Tücken des Cardinals losmachte. Er hatte sich nach Perugia begeben, und, wie wir gesehen, durch Montreal's Brüder Mannschaft und Geld für seine Rückkehr sich verschafft. Aber der Johanniter irrte sich bedeutend, wenn er sich einbildete, Rienzi erkenne nicht ganz genau die gefährliche, verrätherische Natur des erhaltenen Beistandes. Sein scharfes Auge las mit einem Blicke die Absichten und den Charakter von Montreal's Brüdern — er wußte, daß, während sie ihm scheinbar dienten, sie ihn nur beobachten wollten — daß, als Schuldner

des anmaßenden, hochstrebenden Montreal, und umgeben von den durch Montreal's Brüder befehligten Truppen, er sich in einem Netze befinde, das, wenn er es nicht zerriß, bald sein Glück und sein Leben in seinen verhängnißvollen, tödtlichen Maschen verwickeln würde. Aber in dem Vertrauen auf die stets bereiten Quellen seines Geistes hoffte er doch zuversichtlich, diejenigen noch zu seinen Puppen zu machen, welche ihn für die ihrige hielten; und galt es die Herrschaft, so kümmerte er sich nicht, wie schlau die Gegner waren, mit welchen er sich zu messen hatte.

Da er übrigens mit all seinen heftigeren und edleren Eigenschaften eine tiefe Verstellungskunst verband, so gab er sich den Anschein, als traue er seinen provenzalischen Bundesgenossen unbedingt, und seine erste Handlung, als er nach dem Triumpheinzug das Capitol betrat, war, daß er Messere Arimbaldo und Messere Brettone von Montreal mit den höchsten, ihm zu Gebote stehenden Würden belohnte!

Glänzende Feste wurden in dieser Nacht in den Hallen des Capitols gefeiert; aber theurer, als all die Pracht des Tages war Rienzi Nina's Lächeln. Ihre stolzen bewundernden Augen, die in köstlichen Thränen schwammen, auf seine Züge geheftet, fühlte sie nur, daß sie wieder vereinigt waren und daß die Stunden, wenn auch vor Glanz strahlend, dem Augenblicke zueilten, wo sie nach einer so traurigen und trüben Trennung wieder einmal allein sein sollten.

Ganz anders waren die Gedanken Adrian Colonna's, als er allein in dem traurigen Palaste in dem

noch traurigeren Quartiere seines stolzen Geschlechtes saß. So lebte denn Irene noch, — er war in einem seltsamen Irrthum befangen gewesen, — sie war der verheerenden Pest entgangen, und in der Blässe des Kummers an diesem Tage des Triumphes sagte ihm Etwas, daß er noch immer im Andenken lebe. Als aber nach dem ersten wilden und stürmischen Entzücken nach und nach sein Gemüth sich wieder beruhigte, mußte er sich unwillkürlich die Frage vorlegen, ob sie nicht immer noch getrennt werden sollten! Stephanello Colonna, der Enkel des alten Stephan und (nach dem Tode seines Vaters und Bruders) das jugendliche Haupt des mächtigen Hauses, hatte bereits seine Fahne gegen den Senator erhoben. Er hatte sich in der beinahe uneinnehmbaren Feste von Palestrina verschanzt, alle Anhänger seiner Familie um sich versammelt, und seine zügellosen Soldaten verheerten jetzt weit und breit die benachbarten Ebenen.

Adrian sah voraus, daß wenige Tage hinreichten, um den Colonna und den Senator in offene Fehde zu bringen. Konnte er Partei gegen sein eigenes Blut nehmen? Schon der Umstand, daß er Irene liebte, mußte ein solches Beginnen alles Anscheines von uneigennützigem Patriotismus entkleiden und seinen ritterlichen Ruf noch tiefer und unheilbarer beflecken, wo immer seine Standesgenossen mit der Sache der Colonna sympathisirten. Auf der andern Seite waren nicht nur seine Liebe zu der Schwester des Senators, sondern auch seine eigene geheime Neigung und red-

liche Überzeugung auf der Seite des Mannes, der ihm allein mit dem innigen Wunsche den Geist zu verbinden schien, die Unordnungeu seiner gefallenen Stadt zu dämpfen. So lange er nachdachte, sah er ein, daß ihm keine andere Wahl bleibe, als dieselbe grausame Neutralität, zu der er sich schon früher verurtheilt gesehen; allein er beschloß, wenigstens den Versuch zu machen — wobei ihm seine Geburt und sein Ruf günstig zur Seite standen — die streitenden Parteien zu versöhnen. Um dies zu Stande zu bringen, mußte er, wie er wohl einsah, mit seinem stolzen Vetter den Anfang machen. Wenn man erfuhr, daß er zuerst eine Unterredung mit Rienzi gehabt, — so gewann es den Anschein, als sei er von dem Senator mit Vorschlägen beauftragt — und wenn auch Stephanello für seine Person geneigt war, seinen Vorstellungen nachzugeben, so wußte er wohl, daß die übermüthigen, trotzigen Barone, die ihn umgaben, sich nicht herbeilassen würden, auf die Sendung eines von dem Volke Gewählten zu hören; und statt ihn als Vermittler zu ehren, würde man ihn als Verräther beargwohnen. Er beschloß also, am nächsten Tage nach Palestrina aufzubrechen; aber (und sein Herz schlug laut) war es nicht möglich, vorher eine Zusammenkunft mit Irene zu Stande zu bringen? Es war keine leichte Aufgabe, beobachtet, wie sie war, aber er beschloß, es zu wagen. Er berief Giulio.

„Der Senator gibt heute Abend ein Fest — glaubt Ihr, die Versammlung werde zahlreich werden?“

„Wie ich höre,“ antwortete Giulio, soll auf das

Banket, das heute den Gesandten und Adeligen gegeben wird, morgen eine Maskerade folgen, wobei alle Stände Zutritt haben. Beim Bacchus, wenn der Tribun nur Adelige einladen wollte, so würde das kleinste Gemach auf dem Capitol hinreichen, seine Masken aufzunehmen. Ich glaube, daß man eine Maskerade gewählt, um den Stand der Gäste zu verhehlen."

Adrian dachte einen Augenblick nach, und das Ergebniß dieses Nachdenkens war der Entschluß, von der Eigenthümlichkeit dieses Festes Vortheil zu ziehen und die Maskerade zu besuchen.

Diese Art von Lustbarkeit, obwohl zu dieser Jahreszeit ungewöhnlich, war von Rienzi gewählt worden, weil daran alle seine zahlreichen und verschiedenartigen Anhänger am besten Theil nehmen konnten, hauptsächlich aber und insgeheim, weil er und seine treuen Freunde dadurch Gelegenheit bekamen, sich unverdächtig unter die Menge zu mischen und die wirklichen Vermuthungen der Römer hinsichtlich seiner Politik und seiner Stärke besser zu erfahren, als der Enthusiasmus bei einem öffentlichen Schauspiele auf dieselben schließen ließ.

Dieser Entschluß verschob Adrians Reise nach Palestrina um einen Tag.

Die folgende Nacht war von bewundernswürdiger Schönheit und Helle. Um die zahlreichen Gäste besser unterzubringen und die angenehme, mondhelle Frische der Luft zu benützen, war der offene Hof des Capitols, mit dem Löwenplatze (außer den Prunkgemächern innerhalb), dem Feste gewidmet.

Als Adrian unter dem Gedränge des Volkes in

den Festhof trat, geschah es, daß durch die heftige Ungeduld einiger Masken, hitziger als die Übrigen, seine Maske verschoben wurde. Er setzte sie eilig wieder zurecht, aber doch hatten einige Gäste seine Züge erkannt.

Aus Höflichkeit blieb Rienzi mit seiner Familie anfangs unmaskirt. Sie standen oben an der Treppe, welcher der alte egyptische Löwe den Namen gab. Die Lichter beschienen das kolossale Denkmal, das, seiner antiken Heimath entrissen, in seiner düsteren Ruhe Zeuge von dem Steigen und Fallen zahlloser Geschlechter und von den dunkeln und stürmischen Umwälzungen eines rächenden Schicksales gewesen. Es war eine schlimme Vorbedeutung, deren oft nachher erwähnt wurde, daß der Platz dieser öffentlichen Festlichkeit zugleich auch der Platz für öffentliche Hinrichtungen war. Aber in diesem Augenblicke, als Gruppe um Gruppe sich herandrängte, um ein Lächeln, ein Wort von dem gefeierten Manne zu erhaschen, dessen Schicksale das Gespräch von Europa gewesen waren, oder um sich vor der erhabenen Schönheit Nina's huldigend zu beugen, trübte keine Vorbedeutung, keine Besorgniß die allgemeine Heiterkeit.

Hinter Nina stand, froh, den Blicken der Menge zu entgehen und ihre sanftere Schönheit von den blendenden und glänzenden Reizen ihrer Schwägerin verdunkelt zu sehen, Irene. Mitten unter der Menge waren Adrians Blicke allein auf sie gerichtet. Die Jahre, welche über die schöne Stirne des sechzehnjährigen Mädchens hingeflohen waren seit damals

von dem ersten wilden Hauche der Liebe beseelt war und unter ihm zitterte — Jugend in allen Adern — Leidenschaft und kindliche Zärtlichkeit in jedem Gedanken, hatten den Ausdruck von Irenens Schönheit nicht geschwächt, aber verändert. Ihre Wange, welche nicht mehr jeden Augenblick die Farbe wechselte, hatte eine zarte, nachdenkliche Bläſſe — ihre Gestalt, mehr zu den Verhältnissen römischer Schönheit gerundet, hatte eine würdevolle, ruhige Haltung angenommen. Das rastlose Auge schweifte nicht mehr umher, um irgend einen Gegenstand seiner Neigung aufzusuchen; ihr Mund verzog sich zu keinem Lächeln über eine noch nicht eingestandene Hoffnung oder eine halbunbewußte Erinnerung. Ein ernster, trauriger Ausdruck verlieh ihrem Antlitze (wie lieblich noch immer!) eine Würde, die ihrem Alter nicht gewöhnlich war. Die Blüte, die Aufwallung, der April des Herzens war dahin; aber weder Zeit, noch Kummer, noch unglückliche Liebe hatten ihren Zügen die seltene, engelgleiche Sanftmuth geraubt — auch nicht jene unaussprechliche, jungfräuliche Bescheidenheit in Form und Ausdruck, welche im Gegensatze zu den kühneren Schönheiten Italiens mehr, als irgend etwas anderes, für Adrian das Idol seines Herzens vor allen andern Weibern ausgezeichnet hatte. Und als er jetzt seine Blicke an diesen dunkeln, tiefen Augen weidete, welche von Gedanken zeugten, die weit hinweg und mit der Vergangenheit beschäftigt waren, fühlte Adrian wieder und wieder, daß er nicht vergessen war! Indem er sich ihr näherte und einen nach dem andern von der

Menge an sich vorüberdrängen ließ, bemerkte er nicht, daß er das Adlerauge des Senators auf sich gezogen hatte.

In der That flüsterte eine von den Masken, als sie an Rienzi vorbeiging: „Nehmt Euch in Acht, ein Colonna ist unter den Masken! unter dem Domino des Nachtschwärmers lauerte oft der Dolch des Mörders. Dort steht Euer Feind — habt Acht auf ihn!"

Diese Worte waren die erste scharfe, durchdringende Mahnung an die Gefahren, in die er sich gestürzt, die der Tribun seit seiner Rückkehr erhalten hatte. Er wechselte leicht die Farbe, und für einige Augenblicke machte das höfliche Lächeln und der freundliche Empfang, womit er bis jetzt jeden Gast entzückt hatte, einer düsteren Zerstreutheit Platz.

„Warum steht jener sonderbare Mann so stumm und regungslos da?" flüsterte er Nina zu. „Er spricht mit Niemand — er nähert sich uns nicht — ein Grobian, ein Grobian! — man muß Acht auf ihn haben."

„Ohne Zweifel ein deutscher oder englischer Barbar," antwortete Nina. „Laßt, mein Gemahl, eine so leichte Wolke Eure Heiterkeit nicht trüben."

„Du hast Recht, Theuerste; wir haben Freunde hier; wir sind wohlgeschützt. Und bei der Asche meines Vaters, ich fühle, daß ich mich an Gefahr gewöhnen muß. Nina, gehen wir weiter; ich denke, wir könnten, selbst maskirt, uns jetzt unter die Masken mischen."

Die Musik spielte laut und heiter, als der Senator mit den Seinigen unter die Menge trat. Noch immer war aber sein Auge auf den grauen Domino

Adrians gerichtet und er bemerkte, daß er ihm auf dem Fuße folgte. Als er sich dem Privateingang des Capitols näherte, verlor er seinen unwillkommenen Verfolger einige Augenblicke aus dem Gesichte; als er aber eben eintrat, bemerkte Rienzi, sich plötzlich umwendend, ihn hart neben sich — im nächsten Augenblicke war der Fremde unter der Menge verschwunden. Aber dieser Augenblick hatte Adrian genügt — er hatte Irene erreicht. „Adrian Colonna (flüsterte er) erwartet Dich neben dem Löwen."

Mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, beachtete Rienzi zum Glücke die plötzliche Bläſſe und Bewegung seiner Schwester nicht. Er trat in seinen Palast, er ließ sich Wein geben — der Trank belebte seine Geister wieder — lächelnd horchte er den feinen, scherzhaften Bemerkungen Nina's und indem er Maske und Vermummung wieder umnahm, sagte er mit seiner gewohnten Heiterkeit: „Nun, die Wahrheit anlangend, es ist doch seltsam, daß sie bei Festen nur hinter einer Maske reden soll! Meine holde Schwester, Du hast Dein altes Lächeln verloren und ich würde lieber dieses sehen, als — ha! ist Irene verschwunden?"

„Nur, glaube ich, um die Kleider zu wechseln, mein Cola, und sich unter die Gäste zu mischen," erwiderte Nina. „Laß mein Lächeln das ihrige ersetzen."

Rienzi küßte die glänzende Stirn seiner Gattin, als sie zärtlich an seiner Brust hing. „Dein Lächeln ist das Sonnenlicht," sagte er; „aber dies Mädchen macht mich besorgt. Ich meine, sie könnte jetzt wenigstens eine frohere Miene zeigen."

„Liegt denn nicht Liebe unter der Traurigkeit meiner schönen Schwester verborgen?“ erwiderte Nina. „Erinnerst Du Dich nicht, wie sehr sie Adrian Colonna liebte?“

„Dauert diese Phantasie noch immer?“ versetzte Rienzi nachdenklich. „Gut, und sie ist eine Braut für einen Monarchen.“

„Und doch wäre dies eine Verbindung, die mehr, als eine solche mit Monarchen, Deine Macht in Rom befestigen würde.“

„Ja, wenn es thunlich wäre; aber dieses übermüthige Geschlecht! — Vielleicht war gerade die Maske, die uns so auf dem Fuße folgte, ihr Geliebter. Ich will sehen. Gehen wir, meine Nina. Bin ich gut vermummt?“

„Vortrefflich — und ich?“

„Die Sonne hinter einer Wolke.“

„Ha, verweilen wir nicht lange; welche Stunde des Vergnügens gleicht derjenigen, wo, deine Hand in der meinigen, dieses Haupt an Deiner Brust, wir den Kummer, den wir erlebt, und sogar die Triumphe, die wir getheilt, vergessen?“

Inzwischen war Irene, verwirrt und in freudigem Entzücken, schon umgekleidet und maskirt, auf dem Wege durch das Gewühl zurück nach der Löwentreppe. Seit dem Weggehen des Senators war dieser Platz verhältnißmäßig leer geworden. Musik und Tanz zogen die Masken nach einer anderen Seite des großen Raumes. Als sich Irene jetzt näherte, sah sie, wie das Mondlicht sich über die Bildsäule und eine Gestalt

ergoß, die sich gegen deren Fußgestell lehnte. Sie blieb stehen, die Gestalt kam auf sie zu, und wieder hörte sie die Stimme ihres früheren Geliebten.

„O, Irene! auch in dieser Vermummung erkenne ich Dich," sagte Adrian, indem er ihre zitternde Hand ergriff; „noch einmal in diesem Leben soll ich diese Gestalt erblicken — diese Hand berühren? Sahen Dich nicht diese Augen leblos in jenem fürchterlichen Begräbnisse, an das ich mich nur mit Schaudern erinnere? Durch welches Wunder wurdest Du wieder erweckt? Durch welche Mittel erhielt der Himmel dieser Erde ein Wesen, das er schon unter seine Engel eingereiht zu haben schien?"

„Glaubtest Du dies wirklich?" sagte Irene stammelnd, aber mit offenbarer Freude. „So verließest Du mich nicht absichtlich? Wie ungerecht war ich gegen Deine edle Natur, wenn ich glaubte, daß der Fall meines Bruders, meine niedrige Herkunft, Dein glänzendes Geschick Dich veranlaßt hätten, Irenen zu entsagen!"

„Ungerecht in der That," antwortete der Geliebte. „Aber gewiß, ich sah Dich unter den Todten! — Dein Mantel mit den Silbersternen — wer sonst trug die Abzeichen des römischen Tribuns?"

„So war es also nur der Mantel, der mir in den Straßen entfallen und wahrscheinlich von einem unglücklicheren Opfer aufgenommen worden war; ließ dieser Anblick allein Dich so bald verzweifeln? Ach! Adrian," fuhr Irene zärtlich, aber vorwurfsvoll fort, „nicht einmal, als ich Dich anscheinend leblos auf

dem Lager sah, bei welchem ich drei Tage und drei Nächte gewacht hatte, nicht einmal da gab ich die Hoffnung auf!"

„Wie, so täuschte mich also die Erscheinung nicht! Du warst es, die in jener furchtbaren Stunde an meinem Bette wachte, deren Liebe mich schützte, deren Sorgfalt mich rettete! Und ich, Elender, der ich war! — —"

„Nein," antwortete Irene, „Dein Gedanke war natürlich. Der Himmel schien, so lange ich bei Dir nöthig war, mich mit übermenschlicher Kraft auszurüsten. Aber denke Dir meinen Schrecken. Ich verließ Dich, um den guten Mönch aufzusuchen, der Dich als Arzt behandelte; ich kehrte zurück und fand Dich nicht. Gemüthskrank und geängstigt durchsuchte ich die verlassene Stadt vergebens. So stark ich war, während die Hoffnung mich aufrecht hielt, so erlag ich doch unter der Furcht. — Mein Bruder fand mich bei der Kirche St. Marko besinnungslos am Boden liegen."

„Bei der Kirche St. Marko? — so sagte ihm sein Traum!"

„Er sagte mir, daß er Dir begegnet sei; wir suchten Dich vergebens; endlich hörten wir, Du habest die Stadt verlassen, und — und — ich freute mich, Adrian, aber ich empfand auch Kummer!"

Einige Minuten überließen sich die Liebenden dem Entzücken der Wiedervereinigung, während neue Verständigungen neue Ausbrüche der Freude hervorriefen.

„Und jetzt," flüsterte Irene, „jetzt, da wir uns

wieder gefunden —" sie hielt inne und ihre Maske verbarg ihr Erröthen.

„Jetzt, da wir uns wieder gefunden," sagte Adriar, das Schweigen unterbrechend, „wolltest Du sagen, werden wir uns nicht mehr trennen? Glaube mir, Theuerste, das ist die Hoffnung, die mein Herz beseelt. Nur um diese wenigen glückliche Augenblicke bei Dir zu genießen, schob ich meine Abreise nach Palestrina auf. Könnte ich nur hoffen, meinen jungen Vetter mit Deinem Bruder zu versöhnen, keine Schranke stünde unserer Vereinigung mehr im Wege. Gerne vergesse ich das Vergangene — den Tod meiner unglücklichen Verwandten (Opfer, wahrlich ihrer eigenen Fehler), und vielleicht weiß unter der ganzen Menge, welche die Rückkehr Cola di Rienzi's begrüßte, Keiner seine großen und erhabenen Eigenschaften so sehr zu schätzen, wie Adrian Colonna."

„Wenn dies so ist," sagte Irene, „so lasse mich das Beste hoffen; inzwischen ist es Trost und Glück genug für uns, zu wissen; daß wir uns wie früher lieben. Ach, Adrian, ich bin traurig verändert und hielt es oft für einen zu kühnen Traum, daß Du mich wieder sehen und immer noch lieben solltest."

„Schöner bist Du und liebenswürdiger als je," antwortete Adrian leidenschaftlich, „und die Zeit, welche Deine Blüte gereift, lehrte mich nur um so tiefer Deinen Werth fühlen. Lebe wohl, Irene, ich zögere hier nicht länger; Du wirst, so hoffe ich, bald von dem glücklichen Erfolge meiner Unterhandlungen mit meinem Hause hören, und ehe die Woche um ist,

kehre ich vielleicht zurück, um öffentlich um Deine Hand zu werben."

Die Liebenden schieden; Adrian zögerte, und Irene eilte hinweg, ihre Aufregung und ihr Entzücken in ihrem Zimmer zu begraben.

Als ihre Gestalt verschwand und der junge Colonna sich langsam hinwegwandte, ging eine große Maske plötzlich auf ihn zu.

„Du bist ein Colonna," sagte sie, „und in der Gewalt des Senators. Zitterst Du?"

„Wenn ich ein Colonna bin, unhöfliche Maske," erwiderte Adrian kühl, „so solltest Du wissen, daß ein Colonna nie zittert."

Der Unbekannte lachte laut, lüftete dann seine Maske, und Adrian sah den Senator vor sich stehen.

„Mein Herr Adrian di Castello," sagte Rienzi, wieder all seinen Ernst annehmend, „habt Ihr als Freund oder Feind heute Nacht unsere Lustbarkeiten beehrt?"

„Senator von Rom," erwiderte Adrian mit eben so viel stolzem Wesen, „nur als Freund mache ich von Jemandes Gastfreundlichkeit Gebrauch. Als Feind, wenigstens als der Eurige, werde ich hoffentlich nie mit Recht betrachtet werden."

„Ich wollte," versetzte Rienzi, „ich könnte diese schmeichelhaften Worte ohne Rückhalt auf mich anwenden. Hegt Ihr diese Gefühle für mich als den Beherrscher des römischen Volkes, oder als den Bruder des Weibes, die auf Euer Gelübde gehorcht hat?"

Adrian, der, als der Senator seine Maske abnahm,

diesem Beispiele folgte, fühlte, das sein Auge sich vor dem Blicke Rienzi's senkte. Mit der gewohnten Geistesgegenwart eines Italieners sammelte er sich indessen gleich wieder und antwortete lakonisch: „Dem Einen, wie dem Anderen."

„So!" sagte Rienzi. „Dann, edler Adrian, seid Ihr wahrlich hier willkommen. Und doch, meine ich, wenn Ihr auch ahnt, daß kein Grund zur Feindschaft zwischen uns vorhanden ist, so hättet Ihr um die Schwester Cola di Rienzi's auf eine Eurer Geburt würdigere Weise werben können, und erlaubt mir, hinzuzusetzen, der Stellung, welche Gott, Schicksal und mein Vaterland mir angewiesen haben. Ihr dürft, junger Colonna, bei der Schwester des Senators von Rom nicht an Entwürdigung denken. So hochgeboren Ihr seid, sie ist Eure Ebenbürtige."

„Wäre ich der Kaiser, dessen bloßer Ritter ich nur bin, Eure Schwester wäre meine Ebenbürtige," antwortete Adrian warm. „Rienzi, es thut mir leid, daß Ihr mich jetzt schon entdeckt habt. Ich hatte gehofft, als Vermittler zwischen Euch und den Baronen würde ich mir zuerst Euer Vertrauen erwerben und dann meinen Lohn ansprechen. Wißt, daß ich morgen mit Tagesanbruch nach Palestrina abreise, um eine Versöhnung meines jungen Vetters mit der Wahl des Volkes und des Papstes zu versuchen. Verschiedene Gründe, die ich jetzt nicht auseinander zu setzen brauche, hätten es mir wünschenswerth gemacht, dieses Amt eines Friedensheroldes ohne vorgängige Besprechung mit Euch zu übernehmen. Aber da wir uns nun ein=

mal getroffen haben, so vertraut mir einige Bedingungen der Aussöhnung, und ich verpfände Euch die rechte Hand, nicht eines römischen Edeln — ach! die prisca fides ist von diesem Pfande gewichen! — sondern eines Ritters des kaiserlichen Hofes, daß ich Euer Vertrauen nicht verrathen werde."

Rienzi, gewohnt, in dem menschlichen Angesichte zu lesen, hatte, so lange Adrian sprach, seine Augen fest auf ihn geheftet; als der Colonna schwieg, drückte er die dargebotene Hand und sagte mit jener vertraulichen und gewinnenden Anmuth, welche seinem Wesen bisweilen eigen war: „Ich vertraue Euch, Adrian, von ganzer Seele. Ihr waret in ruhigeren, vielleicht glücklicheren Jahren, frühe mein Freund. Nie strahlte ein Fluß die Sterne heller zurück, als Euer Herz damals die Wahrheit abspiegelte. Ich vertraue Euch!"

Während er so sprach, hatte er mechanisch den Colonna zu dem Denkmale des Löwen zurückgeführt; hier stand er stille und begann dann wieder: „Wißt, daß ich diesen Morgen meinen Bevollmächtigten zu Eurem Vetter Stephanello abgesandt habe. Mit aller gebührenden Höflichkeit habe ich ihn von meiner Rückkehr nach Rom in Kenntniß gesetzt und seine geehrte Person wieder hierher eingeladen. Alle alten Fehden, meine eigene frühere Verbannung vergessend, habe ich ihm hier die dem Haupte der Colonna gebührende Stellung und Würde zugesichert. Alles, was ich dagegen verlange, ist Gehorsam gegen das Gesetz. Jahre und Schicksale haben den Stolz meiner jüngeren Jahre

gedemüthigt, und obgleich ich die Strenge des Richters beibehalten werde, soll sich doch von nun an Niemand mehr über den Übermuth des Tribuns zu beklagen haben."

„Ich wollte," antwortete Adrian, „daß Eure Botschaft um einen Tag aufgeschoben worden wäre; ich hätte deren Inhalt gerne vorbereitet. Wie dem nun sei. Ihr verstärkt mein Verlangen, abzureisen; sollte es mir gelingen, eine ehrenvolle, friedliche Aussöhnung zu Stande zu bringen, so werde ich nicht mehr verkleidet um Deine Schwester werben."

„Und nie," versetzte Rienzi stolz, „führte ein Colonna eine Jungfrau in sein Haus, deren Besitz dem Ehrgeize mehr schmeichelte. Ich sehe noch, wie ich immer gesehen habe, in meinen Planen und meinen Schicksalen die Karte des neuen römischen Reiches!"

„Sei nicht zu sanguinisch, tapferer Rienzi," versetzte Adrian, „bedenke, auf wie viele plänemachende Häupter dieses stumme, steinerne Bild von seinem Fußgestell herabgesehen — auf Plane von Sand und Planmacher von Staub. Du hast genug für jetzt, um alle Deine Thatkraft anzuwenden — nicht Deine Macht auszudehnen, sondern Dich selbst zu behaupten. Denn, glaube mir, nie stand menschliche Größe an einem so schauerlichen, dunkeln Abgrunde!"

„Du bist redlich," sagte der Senator, „und dies sind die ersten Worte des Zweifels und doch der Theilnahme, die ich in Rom gehört. Aber das Volk liebt mich, die Barone sind von Rom geflohen, der Papst gibt seine Zustimmung und die Schwerter der Nord-

länder bewachen die Zugänge des Capitols. Aber dies ist nichts; in meiner eigenen Redlichkeit bestehen mein Speer und mein Schild. O, nie," fuhr Rienzi in Begeisterung fort, „nie seit den Tagen der alten Republik träumte ein Römer von einem reineren und glänzenderen Streben, als dasjenige, welches mich jetzt begeistert und aufrecht erhält. Der Friede ist hergestellt — das Gesetz gegründet — Kunst, Wissenschaften, Intelligenz dämmern aus der Nacht der Zeit hervor; die Patricier, nicht länger räuberische Banditen, sondern Beschützer der Ordnung; das Volk von einem Pöbel geadelt, tapfer, sich zu schützen, aufgeklärt, sich selbst zu lenken. Denn nicht durch Waffengewalt, sondern durch die Würde ihrer moralischen Kraft soll die Mutter der Nationen sich den Gehorsam ihrer Kinder sichern. Sollte ich mit solchen Träumen, solchen Hoffnungen zittern oder verzweifeln? Nun, Adrian Colonna, komme Wohl oder Wehe, ohne zurückzuschrecken, ohne Scheu harre ich bei den Wechselfällen meines Geschickes aus!"

Das Wesen und der Ton des Senators erhob seine Sprache so sehr, daß sogar der nüchterne Sinn Adrians bezaubert und hingerissen wurde. Er küßte die Hand, die er festhielt, und sagte mit Ernst: „Ein Geschick, welches zu theilen ich mir zum Stolz rechnen will — eine Laufbahn, welche zu ebnen mein Ruhm sein soll. Wenn ich den Zweck meiner jetzigen Sendung erreiche — —?"

„Seid Ihr mein Bruder!" sagte Rienzi.

„Wenn nicht?"

„So könnt Ihr gleichwohl diese Verbindung verlangen. Ihr schweigt — Ihr wechselt die Farbe.“

„Kann ich mein Haus verlassen?“

„Junger Mann,“ sagte Rienzi stolz, „sagt lieber, ob Ihr Euer Vaterland verlassen könnt? Wenn Ihr in meiner Redlichkeit zweifelt, wenn Ihr meinen Ehrgeiz fürchtet, so steht von Eurem Plane ab, raubt mir nicht einen Feind. Wenn Ihr aber glaubt, daß ich den Willen und die Macht habe, dem Staate zu dienen — wenn Ihr in dem Wechsel der Umstände und in dem Unglück, das ich erfahren und überwunden habe, die schützende Hand des Heilandes der Nationen erkennt — wenn diese Unfälle nur Gnadenbezeigungen von Dem waren, der da züchtigt — nothwendig vielleicht, um meine frühere Kühnheit zurechtzuweisen und meinen Verstand noch mehr zu schärfen — wenn Du mich mit einem Worte für einen Mann hälst, den, was auch seine Fehler sein mögen, Gott Roms wegen erhalten hat, so vergiß, daß Du ein Colonna — erinnere Dich nur, daß Du ein Römer bist!“

„Du hast mich besiegt, seltsamer, gebieterischer Geist,“ sagte Adrian, vollkommen hingerissen, mit leiser Stimme; „und was auch meine Verwandten beginnen mögen, ich gehöre Dir und Rom. Lebe wohl!“

---

## Drittes Kapitel.

### Adrians Erlebnisse in Palestrina.

Es war schon Mittag, als Adrian die hohen Berge vor sich sah, welche Palestrina, das Präneste der alten Welt, schützen. Bis zur Periode von Romulus, in die ersten Zeiten der geheimnißvollen Civilisation, welche in Italien der Erbauung Roms voranging, konnte man die Macht dieser Felsenstadt zurückführen. Acht abhängige Städte anerkannten ihre Herrschaft und ihren Reichthum; ihre Lage und die Stärke dieser furchtbaren Mauern, in deren Ruinen man noch das Gemäuer der fernen Pelasger entdecken kann, hatten lange dem Ehrgeize des benachbarten Rom getrotzt. Von eben dieser Feste, der Mauerkrone* des Berges, hatte die Fahne des Marius geweht, und auf der Straße, welche Adrians kleine Truppe langsam dahinzog, hatte der Marsch des blutdürstigen Sulla bei seiner Rückkehr aus dem mithridatischen Kriege wiedergehallt. Unten, wo die Stadt sich gegen die Ebene ausbreitet, sah man noch die zertrümmerten, obdachlosen Säulen des einst berühmten Tempels der Fortuna; und noch drängten sich die uralten Olivenbäume grau und traurig um die Ruinen her.

Eine furchtbarere Feste hätten die römischen Ba-

* Daher wahrscheinlich ihr griechischer Name: Stephane. Palestrina ist noch jetzt einer der vielen Beweise in der Nähe Roms, welche von der alten griechischen Civilisation in Italien zeugen.

rone nicht auswählen können, und als Adrians kriegerischer Blick den steilen Pfad und die rohen Mauern maß, fühlte er wohl, das man mit gewöhnlicher Geschicklichkeit Monate lang der ganzen Macht des römischen Senators trotzen könne. Unten in dem fruchtbaren Thale zeugten niedergerissene Hütten und zertretene Ernten von der Gewaltthätigkeit und Rohheit der aufrührerischen Barone, und in eben diesem Augenblicke sah man in der alten Ebene des kriegerischen Hernici Truppen von Bewaffneten, welche Heerden von Schafen und Rindvieh vor sich hertrieben, die sie auf ihren zügellosen Streifereien erbeutet hatten. Wenn man dieses Präneste ansah, das der Lieblingsaufenthalt der üppigen Großen Roms während seiner höchsten Verfeinerung gewesen war, glaubte man das eiserne Zeitalter erneuert.

Das Banner der Colonna, das Adrians Truppe trug, fand bei der Porta del Sole leicht Einlaß. Als er durch die unregelmäßigen und engen Straßen zog, welche zu der Citadelle führten, standen Gruppen fremder Söldlinge — halb zerlumpte, halb mit Flittern herausgeputzte Haufen liederlicher Weiber, — hier und dort mit den Livreen der Colonna untermengt, müßig unter den Ruinen von alten Tempeln und Palästen, oder wärmten sich träge in der Sonne auf Terrassen, durch welche unter Gesträuch und Gras hervor die unvergänglichen Farben reicher Mosaik hervorschimmerten, welche der Stolz des gelehrten und kunstliebenden Adels gewesen, dessen Erben jetzt die wilden Freibeuter waren.

Der Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart fiel Adrian, als er so dahinzog, gewaltig auf; und trotz seinem Stande fühlte er, als wäre Civilisation auf die Seite Rienzi's gegen sein Haus getreten.

Adrian ließ sein Gefolge in dem Hofe der Citadelle und verlangte, vor seinen Vetter geführt zu werden. Er hatte bei seiner Abreise von Rom Stephanello als ein Kind verlassen und es konnte deßhalb ungeachtet ihrer Verwandtschaft nur eine flüchtige und nicht vertraute Bekanntschaft zwischen ihnen bestehen. Schallendes Gelächter drang zu seinem Ohr, als er einem von Stephanello's Dienern durch einen sich schlängelnden Gang folgte, der zu dem vornehmsten Zimmer führte. Die Thüre wurde aufgerissen und Adrian befand sich in einem rohen Saale, dem man in der Eile einen Anstrich von Pracht und Bequemlichkeit zu geben versucht hatte. Kostbare Tapeten bekleideten unvollkommen die steinernen Wände, und die reichen Sitze und verzierten Tische, welche die wachsende Civilisation der nördlichen Städte Italiens schon in den Palästen der italienischen Edeln eingeführt hatte, stachen sonderbar gegen den rohen Fußboden ab, der mit Haufen nachläßig umhergeworfener Waffen bedeckt war. An dem fernsten Ende des Zimmers entdeckte Adrian mit Schaudern die in vollständiger Ordnung gehaltenen Folterwerkzeuge.

Stephanello Colonna saß mit zwei anderen Baronen in einer Fenstervertiefung nachläßig auf Stühlen, die um einen Tisch her standen; von hier aus

sah man noch die herrliche Landschaft, begrenzt von den dunkeln Giebeln Roms, welche zu übersehen einst Hannibal und Pyrrhus eben diese Feste erstiegen hatte!

Stephanello selbst, in der ersten Blüte der Jugend, trug auf seinem unbärtigen Gesichte schon die Spuren, welche gewöhnlich die Folgen der Leidenschaften und Laster des gereiften Mannesalters sind. Seine Züge glichen denen des alten Stephan; in ihrem klaren, scharfen, stolzen Umrisse konnte man das regelmäßige und anmuthige Ebenmaß erkennen, welches das Blut, bei Menschen wie bei Thieren, bisweilen durch mehrere Generationen fortpflanzt; aber die Züge selbst waren verwüstet und mager; seine Augenbraunen waren beständig zusammengezogen; seine dünnen, blutlosen Lippen hatten jenen Ausdruck übermüthiger Verachtung, der bei früher Jugend doppelt kalt und widerwärtig erscheint; und die tiefen, gelben Ringe um seine Augen verriethen gewohnte Ausschweifung und frühzeitige Erschöpfung. Neben ihm saßen (ausgesöhnt durch den Haß gegen einen Dritten) die Erbfeinde seines Geschlechtes; die sanften, aber verschmitzten und schlauen Züge des Luca di Savelli contrastirten gegen die breite Gestalt und die trotzige Miene des Fürsten Orsini.

Das junge Haupt der Colonna stand mit einiger Herzlichkeit auf, um seinen Vetter zu empfangen. „Willkommen,“ sagte er, „theurer Adrian; Ihr kommt zur rechten Zeit, um uns mit Eurer wohlbekannten militärischen Geschicklichkeit beizustehen. Glaubt Ihr

nicht, wir werden eine lange Belagerung auszuhalten haben, wenn der übermüthige Plebejer eine solche wagen sollte? Ihr kennt unsere Freunde, die Orsini und die Savelli? Dank dem heiligen Petrus, oder dem Stellvertreter des heiligen Petrus, wir haben glücklicher Weise gemeinere Gurgeln zum Abschneiden, als unsere eigenen!"

Mit diesen Worten warf sich Stephanello wieder sorglos auf seinen Stuhl, und die gellende Weiberstimme Savelli's nahm Theil an dem Gespräche.

„Ich wollte, edler Signor, Ihr wäret einige Stunden früher gekommen; wir belustigen uns noch an der Erinnerung — hi, hi, hi!"

„Ach, köstlich," rief Stephanello und stimmte mit in das Gelächter ein; „unser Vetter hat viel verloren. Wißt, Adrian, dieser gemeine Bursche, den der Papst die Unverschämtheit hatte, zum Senator zu ernennen, erkühnte sich erst gestern, uns einen Diener zu schicken, den er — bei der Mutter Gottes! — seinen Gesandten nannte!"

„Ich wollte, Ihr hättet seinen Mantel sehen können, Signor Adrian," fiel der Savelli ein, „Purpursammt, so wahr ich lebe, mit Gold gestickt und das Wappen Roms darauf; wir haben ihm den Staat bald beschmutzt."

„Wie!" rief Adrian, „Ihr brachet doch die Gesetze alles Adels und aller Ritterschaft nicht? Ihr fügtet doch einem Herolde keine Beleidigung zu!"

„Herold, sagst Du?" rief Stephanello, die Augenbraunen zusammenziehend, daß man die Augen kaum

mehr sah. „Nur Fürsten und Barone haben das Recht, sich eines Heroldes zu bedienen. Und hätte man mir meinen Willen gelassen, ich hätte dem Usurpator den Kopf des Elenden zurückgeschickt."

„Was thatet Ihr denn?" fragte Adrian kalt.

„Wir ließen durch unsern Schweinhirten den Buben in die Gosse tauchen und gaben ihm ein Nachtquartier in dem Gefängnisse, um sich zu trocknen."

„Und diesen Morgen — hi, hi, hi!" setzte der Savelli hinzu, ließen wir ihn vor uns kommen und ihm seine Zähne einen nach dem andern ausziehen — ich wollte, Ihr hättet ihn um Gnade murmeln hören!"

Adrian erhob sich hastig und schlug seinen Panzerhandschuh heftig auf den Tisch.

„Stephanello Colonna," sagte er, in edler Entrüstung erröthend, „antwortet mir: wagtet Ihr es, den Namen, den wir Beide führen, mit diesem unauslöschlichen Makel zu beflecken? Sagt mir wenigstens, daß Ihr Euch diesem schändlichen Verrath an allen Gesetzen der Civilisation und der Ehre widersetztet. Ihr antwortet nicht Haus Colonna, kann dieser Dein Vertreter sein!"

„Mir diese Worte!" sagte Stephanello, vor Wuth zitternd. „Nimm Dich in Acht. Ich glaube, Du bist der Verräther, verbündet vielleicht mit jenem schurkenhaften Pöbel. Ich erinnere mich wohl, wie Du, der Verlobte der Schwester des Demagogen, Dich früher nicht meinem Oheim und meinem Vater anschlossest, sondern ehrlos die Stadt ihrem plebejischen Tyrannen überließest."

„Das that er!“ sagte der trotzige Orsini und trat drohend Adrian näher, während der gemeine Feigling Savelli ihn vergebens am Mantel zurückzuhalten versuchte, „das that er! und wärest Du nicht zugegen, Stephanello — —“

„Memme und Prahler!“ unterbrach ihn Adrian, vor Wuth und Scham ganz außer sich, und warf seinen Handschuh dem ihm näher tretenden Orsini gerade ins Angesicht; „willst Du einem Manne drohen, der in allen Schranken Europa's und gegen die tapferste Ritterschaft des Nordens die Ehre Roms behauptete, welche Deine Thaten nur verunglimpften? Bei diesem Pfande, ich speie Dich an und verachte Dich! Mit Lanze und mit Schwert, zu Pferde und zu Fuß, behaupte ich gegen Dich und Dein ganzes Geschlecht, daß Du kein Ritter bist, der Du einen friedlichen und unbewaffneten Herold in Deiner Feste so mißhandeltest. Ja, gerade hier, auf dem Platze Deiner Schande, fordere ich Dich zum Kampfe!“

„In den Hof hinunter! Folge mir, sagte Orsini boshaft und schritt gegen die Schwelle. Heda, holla! meinen Helm und Brustharnisch!“

„Haltet, edler Orsini,“ sagte Stephanello. „Die Dir zugefügte Beleidigung ist meine Sache, mein war die That, und gegen mich spricht dieser entartete Sprößling unseres Stammes. Adrian di Castello — einst Colonna genannt — gebt Euer Schwert ab; Ihr seid mein Gefangener!“

„O!“ sagte Adrian zähneknirschend, „daß das Blut meiner Ahnen nicht in Deinen Adern flöße — sonst

— doch genug! Mich! Euern Ebenbürtigen, den begünstigten Ritter des Kaisers, dessen Heranrücken jetzt die Grenzen Italiens mit Freude erfüllt! — mich — wagt Ihr nicht, festzuhalten. Eure Freunde werde ich, noch ehe wenige Tage verfließen, an einem Orte treffen, wo Niemand unsere Schwerter trennen soll. Bis dahin bedenke, Orsini, daß Du Deine Ehre gegen keinen ungeübten Arm einzulösen hast!“

Adrian schritt mit gezogenem Schwerte gegen die Thüre an dem Orsini vorbei, der zögernd und unentschlossen mitten in dem Zimmer stand.

Savelli flüsterte gegen Stephanello hin: „Er sagt, ehe wenige Tage veefließen! Seid versichert, theurer Signor, daß er geht, um sich mit Rienzi zu vereinigen. Erinnert Euch der Verbindung, die er einst mit der Schwester des Tribuns beabsichtigte. Nehmt Euch vor ihm in Acht! Soll er die Feste verlassen dürfen? Der Name eines Colonna auf der Seite des Pöbels würde die Hälfte unserer Streitkräfte bestürzt machen und zerstreuen.“

„Seid ruhig,“ versetzte Stephanello mit boshaftem Lächeln. „Ehe Ihr spracht, hatte ich schon beschlossen!“

Der junge Colonna hob den Vorhang auf, öffnete eine Thüre und trat in einen niederen Saal, worin zwanzig Söldlinge saßen.

„Schnell!“ sagte er. „Ergreift und entwaffnet jenen Fremden in dem grünen Mantel — aber tödtet ihn nicht. Sagt der Wache unten, man solle Kerker für sein Gefolge ausfindig machen. Schnell! ehe er das Thor erreicht.“

Adrian war bis zu der offenen Halle unten gekommen — schon konnte er sein Gefolge und sein Pferd in dem Hofe sehen — als plötzlich die Soldaten Colonna's durch einen anderen Gang daherstürzten, als den, durch welchen er gekommen war, ihn umringten und ihm so den Rückzug abschnitten.

„Ergib Dich, Adrian di Castello," rief Stephanello oben von der Treppe herab; „oder Dein Blut komme über Dein eigenes Haupt."

Drei Schritte machte Adrian durch das Gedränge, und Drei von seinen Feinden fielen unter seinem Schwerte. „Zu Hülfe!" rief er seiner Truppe zu, und schon hatten die kühnen, muthigen Reiter die Halle erreicht. In diesem Augenblicke ertönte laut die Sturmglocke — der Hof wimmelte von Soldaten. Von der Überzahl überwunden, erdrückt mehr, als bezwungen, war Adrians kleine Truppe bald verwahrt, und die Blüte der Colonna war verwundet, athemlos, entwaffnet, aber immer noch laut Trotz bietend, ein Gefangener in der Feste seines Vetters.

---

## Viertes Kapitel.

Die Lage des Senators — Das Werk von Jahren — Die Belohnungen des Ehrgeizes.

Den Zorn Rienzi's bei der Rückkehr seines verstümmelten und entehrten Heroldes kann man sich leicht denken. Sein von Natur so heftiges Temperament war durch die Erinnerung an das erlittene Unrecht

und die Prüfungen noch gefühlloser geworden, und das Ergebniß seiner Versöhnungsversuche mit Stephanello Colonna gab ihm einen Stich in das Herz.

Binnen zehn Minuten nach der Rückkehr des Heroldes rief die Glocke des Kapitols zu den Waffen. Das große Banner von Rom ließ man auf dem höchsten Thurme wehen und schon am Abende nach Adrians Festnehmung war die Streitmacht des Senators, Rienzi selbst an der Spitze, auf der Straße nach Palestrina. Die Truppen der Barone hatten indessen, wie man vermuthete, mit Einstimmung der Bewohner, Streifzüge bis Tivoli gemacht, und Rienzi hielt bei diesem schönen Orte an, um Rekruten auszuheben und den Eid der Treue von den Verdächtigen leisten zu lassen, während seine Soldaten unter Arimbaldo und Brettone auszogen, um die Plünderer aufzusuchen. Montreals Bruder kehrte spät in der Nacht mit der Botschaft zurück, daß die Truppen der Barone sich in den Wald Pantano zurückgezogen haben, um dort Schutz zu suchen.

Der rothe Flecken trat auf Rienzi's Stirne. Er sah Brettone, der ihm die Nachricht überbrachte, scharf an, und ein natürlicher Verdacht durchkreuzte seine Seele.

„Wie! — entkommen!“ sagte er. „Ist es möglich? Genug solcher unnützen Scharmützel mit den adeligen Räubern. Wird je die Stunde kommen, wo ich ihnen Mann gegen Mann gegenüber stehen werde? Brettone,“ und der Bruder Montreals fühlte das dunkle Auge Rienzi's sich ins Herz bringen; „Bret-

tone!" sagte er mit einem plötzlichen Wechsel des Tones, „kann man sich auf Eure Leute verlassen? Besteht kein Einverständniß mit den Baronen?"

„Wie!" sagte Brettone mürrisch, aber etwas verlegen.

„Wie! keine Wie!" sagte der Tribun-Senator heftig. „Ich weiß, Du bist ein tapferer Hauptmann tapferer Männer. Du und Dein Bruder Arimbaldo habt mir gut gedient, und ich habe Euch gut belohnt! Oder nicht? Sprich!"

„Senator," nahm Arimbaldo das Wort, „Ihr habt uns Euer Versprechen gehalten. Ihr habt uns zu den höchsten Würden erhoben, deren Verleihung in Euerer Macht steht, und dadurch unsere geringe Dienste reichlich belohnt."

„Es freut mich dieses Euer Zugeständniß," sagte der Tribun.

Arimbaldi fuhr etwas stolzer fort: „Ich hoffe, mein Herr, Ihr hegt hinsichtlich unserer keinen Zweifel?"

„Arimbaldo," erwiderte Rienzi im Tone tiefer, aber halbunterdrückter Aufregung, „Ihr seid ein Gelehrter und schienet meine Plane für die Wiedergeburt unseres gemeinschaftlichen Geschlechtes zu theilen. Ihr solltet mich nicht verrathen. Es liegt in uns eine verwandte Saite. Aber tadelt mich nicht, ich bin von Verrath umgeben, und sogar die Luft, die ich athme scheint Gift für meine Lippen."

Es lag ein Pathos in Rienzi's Worten, der den sanfteren Bruder Montreals rührte. Er verneigte

sich schweigend. Rienzi betrachtete ihn aufmerksam und seufzte. Dann gab er der Unterredung eine andere Wendung und sprach von der beabsichtigten Belagerung Palestrina's und begab sich bald darauf zur Ruhe.

Als die Brüder allein waren, sahen sie sich einige Augenblicke schweigend an. „Brettone," sagte Arimbaldo endlich mit gedämpfter Stimme, „mir ahnt etwas. Walters ehrgeizige Plane gefallen mir nicht. Gegen unsere Landsleute sind wir offen und redlich, warum sollen wir gegen diesen hochherzigen Römer die Verräther spielen?"

„Stille!" sagte Brettone. „Allein die eiserne Hand unseres Bruders kann dieses unruhige Volk zügeln, und wenn Rienzi verrathen wird, so werden es auch seine Feinde, die Barone. Nichts mehr hievon! Ich habe Nachricht von Montreal; er wird in wenigen Tagen in Rom sein."

„Und dann?"

„Wenn Rienzi durch die Barone geschwächt ist (denn er darf nicht siegen), und die Barone ebenso durch Rienzi, so bemächtigen sich unsere Nordländer des Capitols, und die jetzt in Italien zerstreuten Soldaten werden der Fahne des großen Capitäns zueilen. Montreal muß zuerst Podesta, dann König von Rom werden."

Arimbaldo bewegte sich unruhig auf seinem Stuhle und die Brüder sprachen nicht weiter von ihren Planen.

Die Lage Rienzi's war genau diejenige, welche das schönste Gemüth verbittern und verhärten mußte.

Mit einem der erhabensten Plane fähigen Geiste, mit einem Herzen, das von den edelsten Regungen schlug, auf den sonnigen Gipfel der Macht erhoben und von lautschreienden Schmeichlern umgeben, kannte er unter den Männern nicht eine Brust, der er hätte vertrauen können. Er war wie Einer auf einem steilen Pfade, wo der Boden weicht, während jeder Busch, nach welchem er hascht, bei der Berührung sich loszumachen scheint. Er fand das Volk beredter als je in seinem Lobe, aber während sie vor Entzücken jubelten, wenn er vorüberging, war doch Keiner fähig, ein Opfer für ihn zu bringen! Die Freiheit eines Staates wird nie durch einen einzigen Mann festgestellt; wenn nicht das Volk — wenn nicht der größere Theil — muß wenigstens eine eifrige, glühende Minorität Hand in Hand mit ihm gehen. Rom verlangte Opfer von Allen, welche an Roms Wiedergeburt arbeiteten — Opfer an Zeit, Bequemlichkeit und Geld. Die Menge folgte dem Zuge des Senators, aber nicht ein Römer weihte seiner Fahne unbezahlt sein Leben; nicht ein Pfennig wurde zu Vertheidigung der Freiheit unterzeichnet. Ihm gegenüber standen die mächtigsten und grimmigsten Barone Italiens, von denen jeder auf seine eigenen Kosten ein kleines Heer geübter Krieger unterhalten konnte. Auf Rienzi's Seite waren Kaufleute und Handwerker, welche die Früchte der Freiheit genießen, aber keine Arbeit für dieselbe übernehmen wollten; welche für leeres Beifallgeschrei Frieden und Reichthum forderten, und welche erwarteten, daß ein Mann in einem Tage zu Stande bringe, was durch

die Anstrengung eines Menschenalters wohlfeil erkauft gewesen wäre. Ihr ganzer dunkler und roher Begriff von einem verbesserten Staatsleben bestand darin, daß sie von den Baronen nicht ermordet, von dem Regenten nicht besteuert werden. Rom, sage ich, gab aus freien Stücken seinem Senator weder Menschen noch Geld * Wohl wissend, welche Gefahr den Herrscher umgibt, der seinen Staat durch fremde Schwerter schützt, gingen Rienzi's innigster Wunsch und sein sehnsüchtigster Traum dahin, unter den Römern während der ersten Begeisterung über seine Rückkehr eine organisirte, freiwillige Streitmacht ins Leben zu rufen, die ihn und zugleich die Römer selbst schützen sollte — nicht wie früher während seiner ersten Regierung eine Nominalgewalt von zwanzigtausend Mann, die in jeder Stunde (wie dies der Fall war) auf Hundertundfünfzig zusammenschmelzen konnte; sondern eine regelmäßige, gut disciplinirte und zuverlässige Truppe, zahlreich genug, um einem Angriffe zu widerstehen, und nicht so zahlreich, um selbst anzugreifen.

Bisher waren alle seine Privatbestrebungen, seine öffentlichen Ermahnungen fruchtlos geblieben; die Menge horchte — jubelte — sah ihn die Stadt verlassen, um den Tyrannen entgegenzugehen und kehrte dann Jeder in seine Werkstätte zurück, während sie zu einander sagten: „Welch ein großer Mann!“

Der Charakter Rienzi's wurde hauptsächlich von Stubengelehrten beurtheilt, welche menschliche Wesen

* Diese einfache Thatsache ist durchgängig von allen Geschichtschreibern herausgehoben.

wie Dampfmaschinen ansahen, welche große Männer nicht nach ihrem Verdienste, sondern nach den Erfolgen bemessen, und die den Tribun da tadelten oder über ihn die Nase rumpften, wo sie das Volk hätten verdammen sollen! Hätte Rom nur die Hälfte von dem Geiste gehabt, der in jeder einzelnen Ader Cola di Rienzi's lebte, die herrliche Republik, wenn nicht das majestätische Reich von Rom, bestünde noch! Seine Blicke vom Volke abwendend, sah der Senator seine rohen und wilden Truppen an die Zügellosigkeit eines Tyrannenlagers gewöhnt und unter Befehlshabern, denen vollständig zu trauen, wie offenes Mißtrauen zu zeigen gleich verderblich war. Auf allen Seiten von Gefahren umringt, wurde sein Charakter täglich unruhiger, wachsamer und finsterer, und bei allen Bestrebungen des Vaterlandsfreundes fühlte er all den Fluch des Tyrannen. Ohne die rauhe, verhärtende Laufbahn, die durch ein kriegerisches Leben Cromwell zu einer ähnlichen Macht geführt — mit mehr Anmuth und geistiger Sanftmuth in seinem Gemüthe, glich er in einigen Charakterzügen diesem noch größeren Manne — in seiner religiösen Begeisterung, in seiner strengen, durch die Umstände oft zur Härte gezwungenen, aber nie muthwillig grausamen, oder blutdürstigen Gerechtigkeit, in seinem seltsamen Nationalstolze und seiner geheimnißvollen Herrschaft über die Gemüther Anderer. Aber er glich dem riesenhaften Engländer weit mehr den äußeren Umständen, als dem ursprünglichen Charakter nach, und dieser Umstand machte an dem Ende ihrer beiderseitigen Laufbahn

ihre Charaktere einander ähnlich. Wie Cromwell von geheimen oder offenen Feinden umringt, sah er den Dolch des Mörders immer vor seinen Augen blinken, und sein muthiges Herz zitterte, ohne vor wirklichen Gefahren zurückzuschrecken, bei solchen Gedanken. Plötzlich auf einander folgende Röthe und Bläffe des Antlitzes — das mit Blut unterlaufene, unruhige Auge, das die ruhige Majestät der Miene Lügen strafte — die vor sich hin murmelnden Lippen — der unterbrochene Schlummer — der verborgene Harnisch — dies war für Beide der Lohn der Macht!

Die Schnellkraft der Jugend hatte den Tribun verlassen. Sein Körper, der so vieles erduldet, hatte sich in dem Kerker zu Avignon eine lästige Krankheit zugezogen — sein hoher Geist hielt ihn noch aufrecht, aber die Nerven unterlagen. Thränen traten ihm leicht in die Augen, und oft glaubte man von ihm, wie von Cromwell, er weine aus Heuchelei, wenn es in Wahrheit die Hysterie der überarbeiteten, reizbaren Aufregung war. In seinem ganzen früheren Leben ausnehmend mäßig, nahm er von seinen quälenden Gedanken seine Zuflucht jetzt zu der täuschenden Aufregung des Weines. Er trank viel, obwohl sich die Wirkungen an ihm in nichts offenbarten, als in einer freieren und heftigeren Stimmung und darin, daß er sich jener geistreichen, halb fröhlichen, halb bitteren Laune hingab, durch welche er sich in seinen jüngeren Jahren auszeichnete. Die Fröhlichkeit äußerte sich jetzt lärmender, aber die Bitterkeit hatte auch mehr Galle.

Dies waren die Kennzeichen von Rienzi's Charakter, als er die Herrschaft wieder erlangte — und mit jedem Tage traten sie deutlicher hervor. Nina liebte er noch mit derselben Zärtlichkeit, und sie betete ihn wo möglich noch mehr an als je; nachdem aber der Duft und die Frische des triumphirenden Ehrgeizes dahin war, hatte ihr Zusammensein, was nun der Grund sein mochte, nicht mehr den alten Zauber. Früher sprachen sie immer von der Zukunft — von den glänzenden Tagen, die sie erwarteten. Jetzt wandte sich Rienzi mit ungestümer, unbehaglicher Bangigkeit von allen Gedanken an das „heitere Morgen" ab. Für ihn gab es kein „heiteres Morgen!" So dunkel und dornenvoll für ihn die gegenwärtige Stunde war, schienen doch alle künftigen noch weniger heiter und unheilvoller. Immer hatte er noch manche kurze, aber glänzende Augenblicke, wo er, das eiserne Geschlecht, in das er gestürzt war, vergessend, sich in gelehrte Träumereien von der angebeteten Vergangenheit vertiefte und halb sich einbildete, daß er einem seines Geistes und seiner Aufopferung würdigen Volke angehöre. Wie die meisten Menschen, welche großen Gefahren glücklich entgangen sind, nährte er mit steigender Zuversicht den Glauben an die Größe seiner eigenen Bestimmung. Er konnte sich nicht denken, daß er so ohne Zweck befreit worden sei! Er war der Auserwählte und deßhalb das Werkzeug des Himmels. Und so war die Bibel, die in seiner Einsamkeit, auf seinen Wanderungen und in seinem Gefängnisse sein

Trost und seine Stütze gewesen, ihm in seiner Größe mehr als je Bedürfniß.

Ein weiterer Grund zu Sorge und Kummer für einen Mann, der unter so gefährlichen Staatszuständen ganz besonders der Unterstützung und Theilnahme vertrauter Freunde bedurfte — war die Entdeckung, daß er unter seinen früheren Gehülfen die gewöhnliche Folge der Abwesenheit empfand. Einige waren gestorben, Andere, der Stürme des öffentlichen Lebens müde und abgekühlt in ihrer Hitze durch die stürmischen Umwälzungen, welchen Rom bei jedem Versuche zu seiner Verbesserung unterworfen gewesen war, hatten sich zurückgezogen — ein Theil ganz aus der Stadt, ein Theil von aller Einmischung in die politischen Angelegenheiten. In seinen Hallen war der Senator von fremden Gesichtern, von einer neuen Generation umgeben. Von den Häuptern der Volkspartei waren die Meisten von einer ernsten Abneigung gegen die päpstliche Herrschaft beseelt und blickten mit Argwohn und Widerwillen auf einen Mann, der, wenn er auch im Sinne des Volkes regierte, doch von dem Papste belehnt und geehrt war. Rienzi war nicht der Mann, der frühere Freunde, wenn auch noch so gering, vergaß, und bereits hatte er Zeit gefunden, eine Unterredung mit Cecco del Vecchio zu suchen. Aber dieser unerschütterliche Republikaner hatte ihn kühl empfangen. Seine fremden Soldaten und sein Senatorstitel waren Dinge, welche der Handwerker nicht verdauen konnte. Mit seiner gewöhnlichen Ungeschliffenheit hatte er sich in dieser Art gegen Rienzi ausgesprochen.

„Was das Letztere betrifft," antwortete der Tribun leutselig, „so ändern Namen die Charaktere nicht. Wenn ich vergesse, daß der Bevollmächtigte des Papstes sein, so viel heißt, als der Hüter seiner Heerde sein, so verlaßt mich. Was das Erste anbelangt, so laßt mich nur fünfhundert Römer sehen, welche schwören, daß sie Tag und Nacht bewaffnet zur Vertheidigung Roms dastehen, so entlasse ich die Nordländer."

Cecco del Vecchio war nicht zufrieden; ehrlich, aber ungebildet — unlenksam und von Natur mißvergnügt, glaubte er zu fühlen, daß er dem Senator künftig entbehrlich sei, und dies beleidigte seinen Stolz. So seltsam es erscheinen mag, hegte der verdrießliche Handwerker auch einen geheimen Groll gegen Rienz deßhalb, weil dieser an dem Tage seines Triumpheinzuges ihn unter der Menge von Tausenden nicht erblickt und ausgezeichnet hatte. Dies sind die kleinen Kränkungen, welche die Großen oft sehr in Gefahr bringen!

Die Handwerker hielten noch immer ihre Zusammenkünfte, und Cecco del Vecchio's Stimme hörte man laut in unzufriedenen Weissagungen. Was aber Rienzi noch mehr als die Entfremdung der Übrigen verwundete, war das sonderbar veränderte Benehmen seines alten Freundes und Vertrauten, Pandulpho di Guido. Als er diesen leutseligen Bürger unter denjenigen vermißte, welche täglich ihre Huldigungen auf dem Capitol darbrachten, hatte er nach ihm geschickt und bemühte sich vergebens, ihre alte Innigkeit wieder zu beleben. Pandulpho gab sich den Anschein großer

Ehrerbietung, aber alle Herablassung von Seiten des Senators konnte seine Kälte und Zurückhaltung nicht überwinden. In der That hatte Pandulpho gelernt, ehrgeizige Plane auf eigene Rechnung zu hegen, und Pandulpho di Guido fühlte, daß er, wäre Rienzi nicht nach Rom zurückgekehrt, er selbst mit größerer Sicherheit und in der That mit Zustimmung der Barone der Tribun des Volkes hätte werden können. Die Leichtigkeit, in der Gunst des Volkes zu steigen, welche ein unordentlicher und verdorbener, einer regelmäßigen Verfassung entbehrender Staat dem Ehrgeize darbietet, nährt die Eifersucht und Nebenbuhlerschaft, welche die Einigkeit vernichten und die Bande der Parteien auflockern.

Dies war die Lage Rienzi's, und doch schien er, so sonderbar es klingt, noch von der Menge angebetet; Gesetz und Freiheit, Leben und Tod waren in seiner Hand!

Unter allen denen, welche seine Person bedienten, war Angelo Villani der Beliebteste; dieser Jüngling, welcher Rienzi in seiner langen Verbannung begleitet hatte, war ihm auf den Wunsch Nina's auch von Avignon, und während seines Aufenthaltes in dem Lager des Albornoz gefolgt. Sein Eifer, sein Verstand, seine freimüthige, augenscheinliche Zuneigung machten den Senator für die Fehler seines Charakters blind und sicherten ihm mehr und mehr Rienzi's Dankbarkeit. Das Gefühl that ihm wohl, daß ein treues Herz in seiner Nähe schlug, und der zum Range eines

Kämmerers erhobene Page bediente stets seine Person und schlief in seinem Vorzimmer.

Als der Senator an diesem Abende in Tivoli sich in das für ihn bereitete Gemach zurückgezogen, setzte er sich an das offene Fenster, durch welches man die dunkeln Fichten, welche die Hügel krönten, in dem Sternenlichte schwanken sah, während die Stille der Stunde das Rauschen der Wasserfälle trug, das man deutlicher als den regelmäßigen, abgemessenen Schritt der Schildwachen unten vernahm. Rienzi stützte die Wange auf die Hand, überließ sich lange düsteren Gedanken, und sah, als er aufblickte, das helle blaue Auge Villani's, das mit ängstlicher Theilnahme auf seinem Antlitze ruhte.

„Ist mein Gebieter unwohl?" fragte der junge Kämmerer stockend.

„Nicht doch, mein Angelo; aber ein wenig krank am Herzen. Für eine Septembernacht scheint mir die Luft kalt."

„Angelo," begann Rienzi wieder, dessen sich schon jene unbehagliche Neugier bemächtigt, welche gewöhnlich mit einer ungewissen Macht verbunden ist — „Angelo, bringe mir jenes Schreibzeug hieher; hast Du etwas gehört, was die Leute von dem wahrscheinlichen Erfolge unseres Zuges gegen Palestrina sagen?"

„Wünscht mein Gebieter all ihr Geschwätz zu hören, gleichviel ob angenehm oder nicht?" erwiderte Villani.

„Wenn ich nur hören wollte, was mir gefiele, Angelo, so wäre ich nie wieder nach Rom gekommen."

„Nun denn, ich hörte einen Constabel von den Nordmännern bedeutungsvoll sagen, der Platz werde nicht genommen werden.“

„Hm! Und was sagen die Hauptleute meiner römischen Legion?“

„Mein Gebieter, ich habe sie flüstern hören, daß sie weniger eine Niederlage, als die Rache der Barone für den Fall des Gelingens fürchten.“

„Und mit solchen Werkzeugen glaubt das lebende Geschlecht Europa's und die falsch urtheilende Nachwelt, daß der Arbeiter das Ideal und das Vollkommene zu Stande bringen könne! Gib mir jene Bibel her.“

Als Angelo ehrerbietig das heilige Buch Rienzi brachte, sagte er:

„Gerade ehe ich meine Gefährten unten verließ, ging das Gerücht, daß der Signor Adrian Colonna von seinem Vetter gefangen gesetzt worden sei.“

„Ich habe es auch gehört, und glaube es sehr leicht,“ versetzte Rienzi; diese Barone werden ihre eigenen Kinder in Eisen schmieden, wenn je zu befürchten wäre, daß ihre Fesseln aus Mangel an Beute rostig werden. Aber die Elenden sollen gedemüthigt und ihre festen Plätze sollen zerstört werden.“

„Ich wollte, mein Gebieter,“ sagte Villani, „unsere Nordländer hätten andere Hauptleute, als diese Provenzalen.“

„Warum?“ fragte Rienzi rasch.

„Haben die Creaturen des Hauptmanns der großen Compagnie je einem Manne Treue gehalten, den der

Ehrgeiz Montreal's zu verrathen für gut fand? War er nicht vor wenigen Monaten der rechte Arm Johann di Vico's, und verkaufte er dann nicht seine Dienste an den Feind Johann di Vico's, den Cardinal Albornoz? Diese Krieger verhandeln die Menschen wie das Vieh."

„Du schilderst Montreal richtig; ein gefährlicher, schrecklicher Mann. Aber mich dünkt, seine Brüder sind von schläfrigerer, mehr untergeordneter Gemüthsart; sie wagen die Verbrechen des Räuberhauptmanns nicht. Wie dem nun sei, Angelo, Du hast eine Saite berührt, welche heute Nacht meinen Schlummer stören wird. Guter Junge, Deine jungen Augen bedürfen Schlaf; begib Dich zur Ruhe, und wenn Du die Leute Rienzi beneiden hörst, so denke, daß — —"

„Gott den Genius nicht geschaffen hat, daß man ihn beneide!" unterbrach ihn Villani mit einem Ungestüm, das seine Ehrerbietung überstieg. „Wir beneiden nicht die Sonne, sondern eher die Thäler, die unter ihren Strahlen reifen."

„Wahrhaftig, wenn ich die Sonne bin," sagte Rienzi mit einem bittern, melancholischen Lächeln, „so sehne ich mich nach der Nacht, — und kommen wird sie für den irdischen, wie für den himmlischen Pilger! — Dank sei dem Himmel wenigstens, daß unser Ehrgeiz uns nicht unsterblich machen kann!"

---

## Fünftes Kapitel.

### Der überlistete Betrüger.

Als Rienzi am folgenden Morgen in das Zimmer herabkam, wo seine Hauptleute ihn erwarteten, bemerkte sein scharfes Auge, daß immer noch eine Wolke über der Stirne des Messere Brettone schwebe. Arimbaldo, durch eine Fenstertiefung geschützt, entging seinem Blicke.

„Ein schöner Morgen, meine Herren,“ sagte Rienzi, „die Sonne lacht auf unser Unternehmen herab. Ich erhielt schon frühe Botschaft aus Rom — vor Mittag werden neue Truppen zu uns stoßen.“

„Es freut mich, Senator,“ antwortete Brettone, „daß Ihr Nachrichten habt, welche die schlimmen, die ich Euch zu melden habe, aufwiegen werden. Die Soldaten murren laut — man schuldet ihnen ihren Sold; und ich fürchte, sie werden ohne Geld nicht auf Palestrina marschiren.

„Wie sie wollen,“ versetzte Rienzi gleichgültig; „Erst vor wenigen Tagen kamen sie nach Rom; Sold erhielten sie im Voraus — wenn sie mehr verlangen, mögen die Colonna und Orsini mich überbieten. Zieht ab mit Euern Kriegern, Herr Ritter, und lebet wohl.“

Brettone verlor seine Fassung — es war seine Absicht, Rienzi mehr und mehr in seine Gewalt zu bekommen, und er wollte ihn die Kraft nicht gewinnen lassen, die ihm aus dem Falle von Palestrina

zuwachsen mußte; die Gleichgültigkeit des Senators verblüffte ihn und verstrickte ihn in seinem eigenen Netze.

„Das darf nicht sein," sagte Montreal's Bruder nach einem verlegenen Schweigen; „wir können Euch nicht so Euern Feinden preisgeben — die Soldaten, das ist wahr, verlangen Sold — —"

„Und sollen ihn haben," sagte Rienzi. „Ich kenne diese Söldlinge — so ist es immer bei ihnen, Meuterei oder Geld. Ich will mich meinen Römern anvertrauen, und mit ihnen siegen — oder fallen, wie es der Himmel beschließt. Macht Euern Constabel mit meinem Entschlusse bekannt."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so erschien, wie wenn es vorher so mit Brettone verabredet gewesen wäre, der Oberconstabel der Söldlinge an der Thüre. „Senator," sagte er, mit anscheinend geringer Ehrerbietung, „Eure Befehle zum Marsche habe ich erhalten; ich wollte meine Leute führen — aber — —"

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Freund," unterbrach ihn Rienzi, die Hand schüttelnd; „Messere Brettone wird Euch meine Antwort bringen. Ein ander Mal, Herr Hauptmann, mehr Höflichkeit gegen den Senator von Rom — Ihr könnt Euch entfernen."

Die unerwartete Würde Rienzi's beschämte den Constabel und brachte ihn aus der Fassung; er sah Brettone an, der ihm wegzugehen bedeutete. Er schloß die Thüre und entfernte sich.

„Was ist zu thun?“ sagte Brettone.

„Herr Ritter,“ versetzte Rienzi ernst, „wir müssen uns verständigen. Wollt Ihr mir dienen, oder nicht? Im ersteren Falle, seid Ihr mir nicht gleichgestellt, sondern untergeordnet — und Ihr müßt gehorchen, nicht befehlen; im andern dagegen soll meine Schuld bei Euch getilgt werden und die Welt ist weit genug für uns Beide.“

„Wir haben Euch Gehorsam versprochen,“ antwortete Brettone, „und werden ihn leisten.“

„Eine Warnung, ehe ich zum zweiten Male das Versprechen Eurer Treue annehme,“ sagte Rienzi sehr langsam. „Für einen offenen Feind habe ich mein Schwert — für einen Verräther, merkt auf dies, hat Rom das Beil; vor dem ersten habe ich keine Furcht; für den letzteren — keine Gnade.“

„Dies sind keine Worte, die unter Freunden fallen sollten,“ sagte Brettone erbleichend, während er seine Gemüthsbewegung unterdrückte.

„Freunden! — so seid Ihr also meine Freunde? — Eure Hände! Freunde, das seid Ihr! — und sollt es beweisen! Theurer Arimbaldo, Du bist, wie ich, ein Büchergelehrter, — ein gelehrter Soldat. Erinnerst Du Dich, wie die römische Geschichte uns erzählt, daß der Schatz kein Geld mehr für die Krieger hatte. Der Consul versammelte die Edeln. „„Wir,““ sprach er, „„die wir die Ämter und Würden haben, müssen die Ersten sein, welche sie bezahlen.““ Ihr versteht mich, meine Freunde; die Edeln benützten den Wink, sie brachten das Geld auf — das Heer wurde

bezahlt. Dieses Beispiel ist für Euch nicht verloren. Ich habe Euch zu Führern meiner Streitkräfte gemacht, Rom hat seine Würden auf Euch ausgeschüttet. Euer Edelmuth wird mit einem Beispiele vorangehen, an dem die Römer von Fremden lernen können. Ihr seht mich an, meine Freunde! Ich lese in Euren edlen Seelen — und danke Euch im Voraus. Ihr habt die Würden und Ämter; Ihr habt auch die Mittel! — bezahlt die Söldlinge, bezahlt sie!" *

Wäre ein Donnerkeil zu Brettone's Füßen gefallen, er hätte nicht heftiger erschrecken können, als über diesen einfachen Wink Rienzi's. Er erhob seine Augen zu dem Antlitze des Senators und sah dort jenes Lächeln, das er, so kühn er war, doch schon fürchten gelernt hatte. Er fühlte, daß er selbst gänzlich in die Grube gefallen war, die er einem Anderen gegraben hatte. Es lag Etwas auf der Stirne des Senator-Tribuns, das ihm sagte, Weigerung sei eben so viel als offene Kriegserklärung, und für diese war der Augenblick noch nicht reif.

„Ihr versteht Euch dazu," sagte Rienzi; „Ihr habt wohl gethan."

Der Senator klatschte in die Hände — seine Wache erschien.

„Ruft die Oberconstabel der Soldaten."

Die Brüder blieben immer noch stumm.

Die Constabel traten ein.

„Meine Freunde," sagte Rienzi, „Messere Bret-

* Man sehe den gleichzeitigen Biographen, Buch II. Kap 19.

tone und Messere Arimbaldo sind von mir angewiesen, unter Eure Leute tausend Gulden zu vertheilen. Diesen Abend lagern wir unter Palestrina."

Die Constabel entfernten sich in sichtlichem Erstaunen. Rienzi sah, innerlich lachend, die Brüder einen Augenblick an — denn sein sarkastischer Humor feierte einen Triumph: „Ihr beklagt doch Eure Ergebenheit nicht, meine Freunde?"

„Nein," sagte Brettone sich erhebend; „diese Summe vermehrt unsere Schuld nur unbedeutend."

„Offen gesprochen — nochmals Eure Hände! — das gute Volk von Tivoli erwartet mich auf dem Platze — sie bedürfen einiger Ermahnungen. Adieu bis Mittag."

Als sich die Thüre hinter Rienzi schloß, fuhr Brettone wüthend nach dem Griffe seines Schwertes. — „Der Römer verlacht uns," sagte er. „Aber laß nur Walter von Montreal einmal in Rom erscheinen, so soll der stolze Spaßmacher theuer hiefür bezahlen."

„Stille!" sagte Arimbaldo, „die Wände haben Ohren, und dieser kleine Teufel, der junge Villani, scheint uns immer auf den Fersen zu sein!"

„Tausend Gulden! Ich hoffe sein Herz hat eben so viele Blutstropfen," brummte der wüthende Brettone, ohne auf seinen Bruder zu achten.

Die Soldaten wurden bezahlt — das Heer brach auf — die Beredsamkeit des Senators hatte seine Streitmacht durch Freiwillige von Tivoli vermehrt, und wilde, halbbewaffnete Bauern aus der Campagna

und den benachbarten Bergen schlossen sich seiner Fahne an.

Palestrina wurde belagert; Rienzi beobachtete fortwährend die Brüder Montreals sorgfältig. Unter dem Vorwande, den italienischen Freiwilligen den Vortheil ihrer Kriegskunst mitzutheilen, trennte er sie von ihren Söldlingen und übertrug ihnen den Befehl über die weniger disciplinirten Italiener, mit denen sich einzulassen, sie, wie er bestimmt glaubte, sich nicht wagen würden. Er selbst übernahm die Führung der Nordmänner — und gegen ihren Willen wurden sie durch seine schlaue, aber würdevolle Leutseligkeit und den persönlichen Muth, den er bei einigen Ausfällen der belagerten Barone an den Tag legte, bezaubert. Aber wie die Jäger die feinste Fährte ihrer Beute, — so verfolgte das schonungslose, eilige Schicksal Cola di Rienzi!

---

## Sechstes Kapitel.

Die Ereignisse drängen sich gegen das Ende.

Während sich die Belagerer in dem so eben geschilderten Zustande befanden, waren Luca di Savelli und Stephanello Colonna mit einem Fremden eingeschlossen, der in der Nacht, ehe die Römer ihre Zelte unter Palestrina's Mauern aufgeschlagen, heimlich dahin gekommen war. Dieser Besucher, der das vierzigste Jahr überschritten haben mochte, besaß noch

beinahe unverändert die ungewöhnliche Schönheit in Gestalt und Gesichtszügen, wegen deren er in seiner Jugend berühmt gewesen war. Aber es war nicht mehr jener Charakter von Schönheit, wie wir ihn bei seinem ersten Auftreten dem Leser geschildert haben. Es war nicht mehr die beinahe weibliche Zartheit in Zügen und Gesichtsfarbe, oder die vornehme Feinheit und die anmuthige Lieblichkeit des Benehmens, die Walter von Montreal ausgezeichet hatten; ein wechselvolles Kriegsleben hatten endlich das Seinige gethan. Sein Benehmen war jetzt kurz und gebieterisch, wie das eines Mannes, der gewohnt ist, wilde Geister zu lenken, und er hatte die Anmuth der Überredungsgabe mit der Strenge des Befehles vertauscht. Seine athletische Gestalt war magerer und sehniger geworden und statt von schönen, dichten Locken beschattet, war seine Stirne, obwohl nur leicht gefurcht, doch an den Schläfen vollkommen kahl; durch ihre ungewöhnliche Höhe wurde die Würde und Männlichkeit seiner Gestalt noch vermehrt. Seine blühende Gesichtsfarbe war weniger in Folge äußerer Einwirkung, als inneren Nachdenkens einer gleichförmigen bräunlichen Blässe gewichen, und seine Züge erschienen markirter und ausgezeichneter, seit das Fleisch der früher vollen Wangen etwas eingefallen war. Doch paßte diese Veränderung zu dem Wechsel der Zeit und der Umstände; und wenn der Provenzale jetzt der Vorstellung von einem tapferen, schönen, irrenden Ritter weniger entsprach, so glich er um so mehr Dem, was der irrende Ritter geworden war

— dem scharfsinnigen Rathgeber und dem mächtigen Heerführer.

„Ihr müßt wissen," sagte Montreal in einem Gespräche fortfahrend, das auf seine Gesellschafter einen großen Eindruck gemacht zu haben schien, „daß in diesem Kampfe zwischen Euch und dem Senator ich allein das Gleichgewicht halte. Rienzi ist gänzlich in meiner Macht — meine Brüder sind die Anführer seines Heeres; ich selbst bin sein Gläubiger. Bei uns steht es, ihn auf dem Throne sicher zu stellen, oder ihn auf das Schaffot zu schicken. Ich darf nur den Befehl geben, und die große Compagnie zieht in Rom ein; aber auch ohne ihr Mitwirken kann, wenn Ihr mir Treue haltet, unser Zweck erreicht werden."

„Aber mittlerweile wird Palestrina von Euern Brüdern belagert!" sagte Stephanello spitzig.

„Sie haben meine Befehle, ihre Zeit vor dessen Mauern zu vergeuden. Seht Ihr nicht, daß gerade durch diese, wenn ich will, fruchtlose Belagerung Rienzi seinen Ruhm im Auslande, seine Beliebtheit bei dem Volke in Rom verliert?"

„Herr Ritter," sagte Luca di Savelli, „Ihr sprecht wie ein in der tiefen Politik der Zeiten wohl bewanderter Mann, denn bei all den uns bedrohenden Umständen erscheint uns Euer Vorschlag nur passend und vernünftig. Auf der einen Seite verbürgt Ihr Euch, uns und die übrigen Barone in Rom wieder einzusetzen und Rienzi auf die Löwentreppe zu liefern — —"

„Nicht so, nicht so," versetzte Montreal rasch. „Ich stimme damit überein, seine Macht so zu bändigen und zu lähmen, daß er zu einer Puppe in Eueren Händen, zu einer bloßen Schattengestalt von Ansehen herabsinkt — oder, wenn sein stolzer Geist sich gegen den Käfig sträubt, ihm die Freiheit unter den Wilden Deutschlands wieder zu gönnen. Ich möchte ihn fesseln oder verbannen, nicht verderben; außer (setzte Montreal nach einer kurzen Pause hinzu) das Schicksal nöthigt uns durchaus dazu. Die Macht sollte keine Opfer verlangen, aber um sie zu sichern, mögen solche nothwendig werden."

„Ich verstehe Eure feine Unterscheidung," sagte Luca di Savelli mit seinem eisigen Lächeln, „und bin zufrieden. Sind die Barone wieder eingesetzt, unsere Paläste wieder mit Mannschaft angefüllt, so setze ich mich gerne der aus einem langen Leben des Senators entspringenden Gefahr aus. Diesen Dienst versprecht Ihr zu leisten?"

„Ich verspreche es."

„Und dagegen verlangt Ihr unsere Zustimmung dazu, daß Ihr durch fünf Jahre die Würde eines Podesta bekleidet?"

„Ganz richtig."

„Ich für meine Person gehe diese Bedingungen ein," sagte der Savelli, „hier ist meine Hand; ich bin dieses Haders, sogar unter uns, müde und glaube, daß ein fremder Regent am besten die Ordnung handhaben kann, um so mehr, wenn er ein Ritter ist, wie Ihr, dessen Geburt und Ruhm ihn befähi-

gen, den Unterschied zwischen Baronen und Plebejern zu begreifen."

„Was mich betrifft," sagte Stephanello, „so fühle ich wohl, daß wir nur zwischen zwei Uebeln wählen können — ich liebe einen fremden Podesta nicht, aber noch weniger einen Plebejer als Senator; — hier ist auch meine Hand, Herr Ritter."

„Edle Herren," sagte Montreal nach einer kurzen Pause, während er seinen durchdringenden Blick sehr bedeutsam bald auf diesen, bald auf jenen richtete, „unser Vertrag ist besiegelt; ein Wort noch als Codicill. Walter von Montreal ist kein Graf Pepin von Minorbino! Einmal früher, als ich, ich gestehe es, nicht entfernt daran dachte, daß der Sieg so leicht sein würde, vertraute ich Euere und meine Sache einem Bevollmächtigten an; die Eurige hat er gefördert, die meinige verloren. Er vertrieb den Tribun und ließ sich dann von den Baronen vertreiben. Diesmal werde ich meine Angelegenheiten selbst führen, und, merkt hierauf, ich habe in der großen Compagnie eine Lehre mir zu eigen gemacht, nämlich: nie einen Spion oder Verräther zu begnadigen, welches Standes er auch sei. Verzeiht diese Andeutung. Sprechen wir von etwas Anderem. So, Ihr haltet in Eurer Feste meinen alten Freund, den Baron di Castello, gefangen?"

„Ja," antwortete Luca di Savelli; denn Stephanello, verwundet durch Montreals Drohung, die er nicht öffentlich zu rügen wagte, beobachtete ein finsteres Schweigen; „ja, ein Edelmann weniger im Rathe des Senators."

„Ihr handelt klug. Ich kenne seine Ansichten und seinen Charakter; beide sind im gegenwärtigen Augenblicke unseren Interessen gefährlich. Aber behandelt ihn gut, ich bitte; er kann uns später von Nutzen sein. Und jetzt, meine Herren, sind meine Augen müde; erlaubt, daß ich mich zur Ruhe begebe. Uns Allen angenehme Träume von der neuen Revolution!"

„Mit Eurer Erlaubniß, edler Montreal, werden wir Euch zu Eurem Lager begleiten," sagte Luca di Savelli.

„Bei meiner Treu', das sollt Ihr nicht. Ich bin kein Tribun, daß ich große Herren zu meinen Pagen annähme, sondern ein einfacher Edelmann und rauher Krieger; Eure Diener mögen mich in jedes Zimmer führen, das Eure Gastfreundlichkeit einem Manne anweist, der in der rauhesten Hecke unter freiem Himmel gesund schlafen könnte."

Savelli bestand indessen darauf, den künftigen Podesta nach seinem Gemache zu führen. Er kehrte hierauf zu Stephanello zurück, der in dem Saale mit langen, unruhigen Schritten auf und abging.

„Was haben wir gethan, Savelli?" sagte er rasch; „unsere Stadt an einem Barbaren verkauft!"

„Verkauft!" sagte Savelli, „nach meiner Ansicht ist der uns betreffende Theil des Vertrages ganz in unserem Interesse. Wir haben gekauft, Colonna, nicht verkauft — gekauft unser Leben von jenem Heere; gekauft unsere Macht, unser Vermögen, unsere Schlösser von dem Demagogen-Senator, gekauft, was mehr als Alles werth ist, Triumph und Rache.

Wie, Colonna, seht Ihr nicht, daß, wenn wir die Anerbietungen dieses großen Kriegers ausgeschlagen hätten, wir verloren gewesen wären. Verbunden mit dem Senator wäre die große Compagnie nach Rom marschirt, und ob nun Montreal Rienzi beigestanden wäre, oder ihn ermordet hätte (denn ich halte ihn für einen Romulus, der keinen Remus duldet), um uns wäre es auf jeden Fall geschehen gewesen. Jetzt haben wir selbst unsere Bedingungen festgesetzt, und unser Vortheil ist gleich. Ja, die ersten Schritte, welche gethan werden, sind zu unseren Gunsten. Rienzi wird eine Falle gelegt und wir ziehen nach Rom."

„Und dann wird der Provenzale Despot der Stadt."

„Podesta, wenn es Euch beliebt. Podesta's, welche das Volk mißhandeln, werden oft verbannt, und bisweilen gesteinigt — Podesta's, welche die Adeligen beleidigen, werden oft erdolcht und bisweilen vergiftet," sagte Savelli. „Es ist genug, daß jeder Tag seine Plage habe. Inzwischen sagt dem Bären Orsini nichts davon. Solche Männer vereiteln alle Klugheit. Kommt, seid munter, Stephanello."

„Luca di Savelli, Ihr habt in Rom nicht so viel zu verlieren, wie ich," sagte der junge Baron übermüthig; „kein Podesta kann Euch den Rang des ersten Signors von der Hauptstadt Italiens streitig machen!"

„Wenn Ihr dies dem Orsini gesagt hättet, so wären wieder Schwerter gezogen worden," sagte Savelli. „Aber seid fröhlich, sage ich; muß es nicht unsere erste Sorge sein, Rienzi zu vernichten, und gibt es denn zwischen dem Tode des einen Feindes und der

Erhebung des anderen nicht Verwahrungsmittel, wie Ezzelino da Romano sie Kriegsleute gelehrt hat? Seid munter, sage ich, und nächstes Jahr werden, wenn wir nur zusammenhalten, Stephanello Colonna und Luca di Savelli mit einander Senatoren von Rom, und diese großen Männer die Speise für Würmer sein!"

Während die Barone sich so besprachen, stand Montreal, ehe er sich zur Ruhe begab, an dem offenen Fenster seines Zimmers und überblickte die unten sich ausdehnende Landschaft, die in dem herbstlichen Mondlichte schlief, während in einiger Entfernung, blaß und gleichförmig, die Lichter rings um die Strecke brannten, wo die Belagerer hausten.

„Weite Ebenen und breite Thäler," dachte der Krieger, „bald werdet ihr in Frieden unter einem neuen Scepter ruhen, gegen das kein kleiner Tyrann sich aufzulehnen wagen wird. Und ihr, weiße Leinwandwände, ihr erinnert mich, während ich euch anblicke, wie man Königreiche gewinnt. Ebenso, wie vor Alters aus Nomadenzelten das stattliche Babylon * entstand, das „nicht war, bis der Assyrer es gründete für diejenigen, so in der Wüste wohnen," so soll von den neuen Ismaeliten Europa's ein Geschlecht gegründet werden, an das man jetzt noch nicht denkt, und das Lager von gestern wird morgen eine Stadt sein. Wahrlich, als der Papst für ein unbedeutendes Vergehen mich aus dem Schoos der Kirche schleuderte, dachte er wohl nicht daran, welchen Feind er Rom erweckte! Wie feierlich ist die Nacht! — wie ruhig

* Jesaias, Kap. 23.

Himmel und Erde! — sogar die Sterne sind wie besänftigt und scheinen aufmerksam auf die Ereignisse, welche unten vorgehen werden! Diese Feierlichkeit und diese Stille theilt sich meinem Geiste mit, und ein mir bisher unbekannter Schauer warnt mich, daß ich mich der Entscheidung meines gefahrvollen Schicksales nähere!"

---

# Zehntes Buch.

## Der Basaltlöwe.

Ora voglio contare la morte del Tribuno.
*Vit. di Cola di Rienzi*, lib. II. cap. 24.

Jetzt will ich erzählen den Tod des Tribunen.

---

## Erstes Kapitel.

Die Zusammenkunft feindseliger Planeten in dem Hause des Todes.

Am vierten Tage der Belagerung kehrte der Senator, nachdem er die Soldaten der Barone unter der Anführung des Fürsten Orsini in ihre beinahe unüberwindlichen Mauern zurückgeschlagen hatte, in sein Zelt zurück, wo Depeschen von Rom seiner warteten. Er überlas sie hastig, bis er an die letzte kam, und doch enthielt jede einzelne Nachrichten, die das Auge eines weniger an Gefahren gewöhnten Mannes länger hätten fesseln können. Aus der einen ersah er, daß Albornoz, dessen Segen ihn in der Würde des Senators bestätigt hatte, die Gesandten der Orsini und Colonna äußerst günstig aufgenommen hatte. Er wußte, daß der Cardinal, dessen Ansichten ihn zu den römischen Patriciern hinzogen, seinen Sturz wünschte; aber er fürchtete Albornoz nicht; vielleicht wünschte er in der Tiefe

seines Herzens, daß ein offener Angriff von Seiten des päpstlichen Legaten ihn dem Volke gänzlich in die Arme werfen möge.

Er erfuhr ferner, daß Pandulpho di Guido während seiner so kurzen Abwesenheit zweimal bei dem Volke nicht zu Gunsten des Senators gesprochen, sondern schlau auf den Verlust angespielt habe, der dem Handel Roms aus der Abwesenheit seines reichsten Adels erwachse.

„Aus diesem Grunde also hat er mich verlassen," sprach Rienzi zu sich selbst. „Er nehme sich in Acht!"

Die Nachrichten, welche der nächste Brief enthielt, gingen ihm zu Herzen. Walter von Montreal war offen in Rom erschienen. Der gierige, gesetzlose Bandite, dessen Raubsucht alle Banken in Europa mit Räuberbeute füllte — dessen Compagnie das Heer eines Königes war — dessen ungeheuren, grundsatzlosen und tiefen Ehrgeiz er so genau kannte — dessen Brüder, hinsichtlich deren er schon mehr als nur Verdacht hegte, in seinem Lager waren — Walter von Montreal war in Rom!

Der Senator wurde ganz bestürzt über diese neue Gefahr und sagte dann mit über einander gebissenen Zähnen: „Wilder Tiger, Du bist in der Höhle des Löwen!" Er hielt inne und brach dann wieder los: „Ein falscher Tritt, Walter von Montreal, und all die bewaffneten Hände der großen Compagnie retten Dich nicht von dem Abgrunde! Aber was kann ich thun? Nach Rom zurückkehren — so lange Montreals Plane nicht bekannt sind — keine Anklage gegen

ihn vorliegt! Unter welchem Vorwande kann ich mit Ehren die Belagerung aufheben? Palestrina verlassen, heißt den Baronen einen Triumph einräumen — Adrian im Stiche lassen — meine Sache entehren. Doch brütet jede Stunde, so lange ich von Rom abwesend bin, Verrath und Gefahr. Pandulpho, Albornoz, Montreal — Alle wirken gegen mich zusammen. Jetzt einen kühnen, zuverläßigen Spion — ha, glücklicher Gedanke — Villani! — Heda — Angelo Villani!"

Der junge Kämmerer erschien.

„Ich meine," sagte Rienzi, „oft gehört zu haben, daß Du eine Waise seiest?

„Wahr, mein Gebieter; die alte Augustinernonne, die mich aufzog, hat mir oft erzählt, daß meine Eltern todt seien. Beide edel, mein Gebieter, aber ich bin das Kind der Schande. Und ich sage es oft und denke immer daran, daß ich es nicht vergesse, Angelo Villani habe erst einen Namen zu gewinnen."

„Junger Mann, diene mir, wie Du es bisher gethan, so sollst Du, wenn ich am Leben bleibe, nicht nöthig haben, Dich eine Waise zu nennen. Höre mich! Ich bedarf eines Freundes — der Senator von Rom bedarf eines Freundes — nur eines einzigen Freundes — gütiger Himmel! nur eines einzigen!"

Angelo sank auf seine Knie und küßte den Mantel seines Herrn.

„Sagt einen Diener. Ich bin zu gering, Rienzi's Freund zu heißen."

„Zu gering! — was sagst Du? — Nichts ist vor Gott gering, als eine gemeine Seele unter hohen

Titeln. Bei mir, Knabe, gibt es nur einen Adel, und diesen verleiht die Natur. Merke auf: Du hörst jeden Tag von Walter von Montreal, dem Bruder dieser Provenzalen — dem großen Hauptmann großer Räuber?"

„Ja, und ich habe ihn gesehen, mein Gebieter."

„Nun denn, er ist in Rom. Ein kecker Gedanke — ein wohl unterstützter und tief angelegter Schurkenstreich konnte allein den Banditen veranlassen, sich offen in eine italienische Stadt zu wagen, deren Gebiet er noch vor wenigen Monaten mit Feuer und Schwert verheerte. Aber seine Brüder haben mir Geld vorgestreckt — sind mir bei meiner Rückkehr zur Seite gestanden — zwar um ihrer eigenen Zwecke willen, es ist wahr; aber die anscheinende Verbindlichkeit verleiht ihnen wirkliche Macht. Diese nordischen Krieger würden mir die Kehle abschneiden, wenn der große Hauptmann es sie hieße. Er rechnet auf meine scheinbare Schwäche. Ich kenne ihn von früher. Ich errathe — ja, ich lese seine Plane; aber ich kann sie nicht beweisen. Ohne Beweis kann ich Palestrina nicht verlassen, um ihn anzuklagen und festzunehmen. Du bist schlau, verständig, scharfsinnig — könntest Du nach Rom gehen? — Tag und Nacht seine Bewegungen beobachten — sehen, ob er Boten von Albornoz oder von den Baronen empfängt — ob er mit Pandulpho di Guido verkehrt — seine Wohnung beobachten, sage ich, Tag und Nacht? Er liebt Heimlichkeiten nicht sehr, und Deine Aufgabe wird weniger schwierig sein, als sie erscheint. Theile der Signora Alles mit, was

Du erfährst. Berichte mir täglich, was Du Neues erfahren. Willst Du Dich dieser Sendung unterziehen?"

„Ich will, mein Gebieter."

„Rasch dann zu Pferde! — und erinnere Dich — außer dem Weibe meines Herzens habe ich keinen Vertrauten in Rom."

---

## Zweites Kapitel.

Montreal in Rom — Wie er Angelo Villani aufnimmt.

Die Gefahr, welche Rienzi durch die Ankunft Montreal's bedrohte, war in der That furchtbar. Der Johanniterritter hatte sein Heer in die Lombardei geführt und es zu der Verfügung des venezianischen Staates in seinem Kriege mit dem Erzbischof von Mailand gestellt. Für diesen Dienst erhielt er eine ungeheure Summe; seinen Truppen, die er im kommenden Frühjahre hinlänglich zu beschäftigen gedachte, sorgte er inzwischen für Winterquartiere. Heimlich und in Verkleidung verließ Montreal Palestrina und begab sich mit einem kleinen Gefolge, das in Tivoli zu ihm stieß, nach Rom. Sein angeblicher Zweck war, auf der einen Seite dem Senator zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen, auf der andern, das Geld zurückzuempfangen, das seine Brüder Rienzi vorgestreckt hatten.

Seinen geheimen Zweck haben wir zum Theil gesehen; aber nicht zufrieden mit dem Beistande der

Barone, hoffte er durch die verderblichen Mittel seines ungeheuren Reichthumes eine dritte Partei zu Unterstützung seiner weitergehenden Absichten zu bilden. Reichthum war zu jener Zeit und in jenem Lande beinahe eben so sehr das Mittel, Diademe zu erwerben, wie er dasselbe in den späteren Zeiten des römischen Reiches gewesen war. Und in mancher, von erblichen Fehden zerrissenen Stadt stieg der Parteihaß zu einer solchen Ausdehnung, daß ein fremder Tyrann, der die Lust und die Macht hatte, eine Partei zu vertreiben, wenigstens die zeitweise Unterwerfung der anderen erlangen konnte. Sein späterer Erfolg hing hauptsächlich davon ab, ob er seine Stellung durch eine von den Bürgern unabhängige Macht behaupten und über einen Schatz verfügen konnte, der nicht durch verhaßte Auflagen Zuschüsse nöthig hatte. Aber mehr habsüchtig, als ehrgeizig, mehr grausam, als fest, fielen solche Usurpatoren gewöhnlich in Folge von drückenden Erpressungen, oder unnöthigem Blutvergießen.

Montreal, der die häufigen Revolutionen jener Zeit mit ruhigem, forschendem Auge erwogen hatte, traute sich die Kraft zu, diese beiden Fehler vermeiden zu können; und wie der Leser schon gesehen, hatte er den tiefen, scharfsinnigen Plan sich entworfen, seine Usurpation durch ein ganz neues Geschlecht von Adeligen zu befestigen, die, durch den Feudalverband des Nordens ihm zu Diensten verpflichtet und jeder Zeit bereit ihn zu schützen, weil sie eben dadurch auch ihre eigenen Interessen wahrten, ihm bei der Grün-

dung nicht des morschen und schutzlosen Gebäudes einer einzelnen Tyrannenherrschaft, sondern der starken Feste einer neuen, festen, geschlossenen Aristokratie, behülflich sein sollten. So waren die großen Dynastien des Nordens gegründet worden, und der König, obgleich von den Baronen scheinbar unterdrückt, wurde in der Wirklichkeit doch in Folge eines gemeinschaftlichen Interesses sowohl gegen ein unterworfenes Volk, wie gegen fremde Einfälle geschützt.

Dies waren die ungeheuern Plane — und sie erstreckten sich auf ein noch weiteres Feld von Ruhm und Eroberung, das nur die Alpen begrenzten — mit denen sich der Hauptmann der großen Compagnie beschäftigte, als er die Säulen und Bogen der Siebenhügelstadt erblickte.

Keine Besorgniß beunruhigte den langen Strom seiner Gedanken. Seine Brüder waren die Anführer von Rienzi's Miethtruppen — diese Armee hatte er geschaffen. Gegenüber von Rienzi selbst maßte er sich das Recht eines Gläubigers an. So glaubte er sich gegen eine Partei sicher. Was die Freunde des Papstes betrifft, so war er im Besitze von geheimen, obwohl vorsichtigen Briefen von Albornoz, der ihn nur als Werkzeug zu der Rückkehr der römischen Barone zu benützen wünschte; und von seinen Unterhandlungen mit den Häuptern der Letzteren waren wir bereits Zeuge. So war er seiner Ansicht nach im Stande, mit allen Parteien zu unterhandeln und sich einzulassen und aus jeder die ihm für seine Zwecke nöthigen Materiale auszuwählen.

Das offene Erscheinen Montreal's erregte in Rom großes Aufsehen. Die Freunde der Barone sprengten aus, Rienzi sei im Bunde mit der großen Compagnie und er wolle die Kaiserstadt den barbarischen Räubern zu Raub und Plünderung verkaufen. Die Frechheit, mit welcher Montreal, gegen den der Papst mehr, als einmal seine Bullen geschleudert hatte, in der Hauptstadt der Kirche erschien, wurde noch auffallender durch die Erinnerung an die strenge Gerechtigkeitspflege, welche den Tribun bewogen hatte, allen Räubern Italiens offenen Krieg zu erklären; und diese Kühnheit ließ sich leicht erklären, wenn man sich erinnerte, daß die Brüder des kecken Provenzalen die Werkzeuge zu Rienzi's Rückkehr gewesen waren. So schnell verbreitete sich der Argwohn durch die Stadt, daß Montreal's Gegenwart binnen wenigen Wochen allein hingereicht hätte, den Senator zu verderben. Inzwischen brachte Montreal's natürliche Kühnheit die schwache Stimme der Klugheit zum Schweigen, und verblendet durch seine glänzenden Hoffnungen, nahm der Johanniter, wie wenn er seiner Anwesenheit doppelte Wichtigkeit dadurch hätte geben wollen, seine Wohnung in einem prächtigen Palaste und sein Gefolge wetteiferte hinsichtlich der Pracht und dem Glanze in seinem Äußeren mit der Schaustellung Rienzi's während der früheren, glänzenderen Periode seiner Macht.

Mitten unter dieser wachsenden Aufregung kam Angelo Villani in Rom an. Der Charakter des jungen Mannes war durch seine eigenthümlichen

Verhältnisse bestimmt worden. Er besaß Eigenschaften, welche häufig den illegitimen Kindern eigen sind. Er war übermüthig, — wie die Meisten von zweifelhaftem Range; und während er sich seiner unehelichen Geburt schämte, war er doch stolz auf den vorgeblichen Adel seiner unbekannten Eltern. Die allgemeine Gährung und Bewegung in Italien zu jener Zeit machte den Ehrgeiz zu der häufigsten aller Leidenschaften und so drängt sich derselbe in all seinen verschiedenen Schattirungen und Nüancen in die Charakterschilderungen unserer Geschichte. Obgleich für Angelo Villani die der höheren und edleren Art dieser erhabenen Schwäche angehörenden Träume nicht vorhanden waren, war er doch sehr von dem Verlangen und dem Entschlusse beseelt, sich emporzuschwingen. Mit einer warmen Zuneigung verband er die Gefühle der Dankbarkeit, und die Treue gegen seinen Gönner hatte sich zu einer Tugend gesteigert, aber in Folge seiner ungeregelten, flüchtigen Erziehung, und der sorglosen Verworfenheit Derer, mit denen er einen großen Theil seiner Jugend in Vorzimmern und Wachtstuben zugebracht, hatte er weder erhabene Grundsätze, noch ein aufgeklärtes Ehrgefühl. Listig und verschlagen, wie die meisten Italiener, machte er sich kein Bedenken über einen Betrug, der irgend einem Zwecke, oder einem Freunde diente. Seine innige Anhänglichkeit an Rienzi war, ohne daß er sich dessen bewußt gewesen, durch die Befriedigung des Stolzes und der Eitelkeit vermehrt, durch die Gunst eines so berühmten Mannes ge-

schmeichelt worden. Eigenes Interesse und Anhänglichkeit konnten ihn zu jeder That bestimmen, welche die Plane, oder die Sicherheit eines Mannes förderte, der zugleich sein Wohlthäter und sein Gönner war, und bei Übernahme seiner jetzigen Sendung war sein einziger Gedanke, dieselbe mit dem vollständigsten Erfolge auszurichten. Weit tapferer und muthiger, als die meisten Italiener, gab Etwas von der Kühnheit des ultramontanen Geschlechtes seiner Schlauheit Kraft und Lebendigkeit, und nie bebte sein Muth vor den Eingebungen seiner List zurück.

Als ihm Rienzi zum ersten Male den Gegenstand seiner nunmehrigen Aufgabe näher erklärte, rief er sich augenblicklich sein Abenteuer mit dem großen Krieger unter dem Volksgedränge in Avignon wieder in das Gedächtniß. „Wenn Du je eines Freundes bedarfst, so suche ihn in Walter von Montreal," waren die Worte, die oft in seinem Ohr wiederklangen und jetzt mit prophetischer Deutlichkeit vor seine Seele traten. Er zweifelte nicht daran, daß es Montreal selbst war, den er gesehen. Warum sich der große Hauptmann so sehr für ihn interessirt hatte, machte Angelo nicht viel zu denken. Höchst wahrscheinlich war es nur ein schlauer Vorwand — eines der gewöhnlichen Mittel, durch welche der Hauptmann der großen Compagnie die Jugend Italiens, wie die Krieger des Nordens an sich zog. Er dachte jetzt nur daran, wie er aus dem Versprechen des Ritters Vortheil ziehen könnte. Was war leichter, als sich Montreal vorzustellen — ihn an sein Ver-

sprechen zu erinnern — in seine Dienste zu treten — und so sein Handeln mit Erfolg zu beobachten? Das Amt eines Spionen war nicht gerade dasjenige, das jedem Geiste gefallen hätte, aber Angelo Villani's Gefühl sträubte sich nicht sehr dagegen; und der fürchterliche Haß, mit welchem sein Gönner oft von dem habsüchtigen, barbarischen Räuber — der Geißel seines Geburtslandes gesprochen hatte, — hatte dem jungen Manne, der viel von dem übermüthigen, falschen Patriotismus der Römer hatte, ein ähnliches Gefühl eingepflanzt. Mehr rachsüchtig, als dankbar, hegte er auch einen geheimen Groll gegen Montreal's Brüder, deren rohes Benehmen oft seinen Stolz verwundet hatte, und mehr als Alles veranlaßten ihn die Erinnerungen aus seinen Knabenjahren an die Furcht und die Verwünschungen, womit Ursula immer von dem schrecklichen Fra Moreale gesprochen, zu dem unbestimmten Glauben, daß der Provenzale ihm selbst oder seinem Geschlechte früher irgend ein Unrecht zugefügt habe, welches er nicht übel Lust hatte, bei vorkommender Gelegenheit zu rächen. In Wahrheit hatten Ursula's Worte, dunkel und mystisch wie sie in ihren Drohungen waren, in dem Knaben Villani ein unerklärbares Gefühl von Widerwillen und Haß gegen den Mann zurückgelassen, den zu verrathen jetzt sein Plan war. Übrigens schien ihm jede List anständig und gerechtfertigt, wenn er dadurch seinen Gebieter rettete, seinem Vaterlande diente und sich weiter brachte.

Montreal war allein in seinem Zimmer, als man

ihm meldete, daß ein junger Italiener um eine Audienz bitte. Seinem Charakter und Gewerbe nach zugänglich, ließ er den Bittsteller augenblicklich vor.

Der Johanniter erkannte sogleich den Pagen, mit dem er in Avignon zusammengetroffen war, und als Angelo Villani mit freimüthiger Keckheit sagte: „Ich bin gekommen, um Herrn Walter von Montreal an ein Versprechen zu erinnern — —“ unterbrach ihn der Ritter mit herzlicher Freundlichkeit: „Dessen bedarf es nicht — ich erinnere mich. Kann Dir meine Freundschaft nützen?“

„Ja, edler Signor!“ erwiderte Angelo; „ich weiß nicht, wo ich anders einen Gönner suchen soll.“

„Kannst Du Lesen und Schreiben? Ich fürchte, nein.“

„Man hat mich in beidem unterrichtet,“ versetzte Villani.

„Es ist gut. Bist Du von edler Geburt?“

„Ich bin es.“

„Oder besser — Dein Name?“

„Angelo Villani.“

„Ich nehme Deine blauen Augen und Deine niedere breite Stirne,“ sagte Montreal mit einem leichten Seufzer, „zum Pfand Deiner Treue. Von nun an, Angelo Villani, gehörst Du zu meinen Geheimschreibern. Ein andermal sollst Du mir mehr von Dir selbst erzählen. Dein Dienst beginnt mit dem heutigen Tage. Übrigens fehlt es Keinem, der Walter von Montreal dient, an Geld, und auch nicht an Beförderung, wenn er ihm treu dient. Mein Gemach, zu welchem jene Thüre führt, ist Dein Wartzimmer.

Frage nach Lusignan von Lyon und sende ihn hierher; er ist mein Oberschreiber, wird für Deine Bedürfnisse sorgen und Dich in Deinem Geschäfte unterweisen."

Angelo entfernte sich — Montreal's Auge folgte ihm.

„Eine sonderbare Aehnlichkeit!" sagte er nachdenkend und traurig; „mein Herz schlägt diesem Knaben entgegen!"

---

## Drittes Kapitel.

### Montreals Banket.

Wenige Tage nach den in dem letzten Kapitel berichteten Vorfällen erhielt Rienzi Nachrichten aus Rom, die eine freudige, erhebende Aufregung in ihm zu erwecken schienen. Seine Truppen lagen noch vor Palestrina, und die Banner der Barone wehten noch von seinen unbezwungenen Mauern. In Wahrheit vergeudeten die Italiener die Hälfte ihrer Zeit in Streitigkeiten untereinander selbst; die von Velletri lagen in Fehde mit dem Volke von Tivoli und die Römer fürchteten sich immer noch, die Barone zu besiegen. „Die Horniß," sagten sie, „sticht noch schlimmer, wenn sie todt ist, und weder von einem Orsini, noch von einem Savelli oder Colonna weiß man, daß je Einer verziehen."

Wieder und immer wieder hatten die Hauptleute seines Heeres den ungehaltenen Senator versichert, daß die Feste uneinnehmbar sei, und daß Zeit und Geld

vergebens bei der Belagerung verschwendet werden. Rienzi wußte es besser, aber er verheimlichte seine Gedanken.

Er berief jetzt die Brüder aus der Provence in sein Zelt und machte sie mit seiner Absicht bekannt, sogleich nach Rom zurückzukehren. „Die Söldlinge sollen die Belagerung unter unserem Lieutenant fortsetzen, und Ihr sollt mich mit meiner römischen Legion begleiten. Euer Bruder Walter und ich bedürfen Eurer Anwesenheit; wir haben Geschäfte unter uns zu ordnen. Nach wenigen Tagen werde ich in der Stadt Rekruten ausheben und dann zurückkehren."

Gerade dies wünschten die Brüder; mit sichtlicher Freude willigten sie in den Vorschlag des Senators.

Nun sandte Rienzi zunächst nach dem Lieutenant seiner Leibwache, demselben Riccardo Annibaldi, dessen sich der Leser aus einem früheren Theile des Werks als eines Gegners von Montreals Lanze erinnern wird. Dieser junge Mann — einer von den wenigen Adeligen, welche der Sache des Senators beitraten — hatte großen Muth und militärische Geschicklichkeit bewiesen und versprach (falls das Schicksal sein Leben verschonen sollte) * einer der tüchtigsten Hauptleute seiner Zeit zu werden.

„Theurer Annibaldi," sagte Rienzi, „endlich kann ich den Plan ausführen, den wir schon insgeheim besprochen. Ich nehme die beiden provenzalischen Haupt-

* Es scheint dies derselbe Annibaldi gewesen zu sein, der später in einer Schlägerei umkam; Petrarka lobt seine Tapferkeit und beklagt sein Geschick.

leute mit mir nach Rom — ich lasse Euch an der Spitze des Heeres. Palestrina wird sich jetzt ergeben — he! — ha, ha, ha! — Palestrina wird sich jetzt ergeben!"

„Bei meiner Rechten, ich denke so, Senator," versetzte Annibaldi. „Diese Fremden haben bis jetzt nur Streit unter uns selbst veranlaßt, und wenn nicht Schurken, sind sie ganz gewiß Verräther!"

„Bst, bst, bst! Verräther! Der gelehrte Arimbaldo, der tapfere Brettone! Pfui darüber! Nein, nein; sie sind ausgezeichnete Ehrenmänner, aber nicht glücklich im Feld — nicht glücklich im Feld — besser, man schafft sie in die Stadt! Und jetzt an das Geschäft."

Der Senator setzte Annibaldi jetzt den Plan auseinander, den er zu Einnahme der Stadt entworfen, und Annibaldi's militärischer Scharfblick sah sogleich die Möglichkeit der Ausführung ein.

Mit seinen römischen Truppen und zu jeder Seite einen von Montreals Brüdern, reiste Rienzi dann nach Rom ab.

In dieser Nacht gab Montreal Pandulpho di Guido und einigen vornehmen Bürgern, von denen er bereits einen nach dem andern ausgeforscht und sehr kalt für die Sache des Senators gefunden hatte, ein Banket.

Pandulpho saß zur Rechten des Johanniterritters und Montreal überhäufte ihn mit den höflichsten Aufmerksamkeiten.

„Thut mir in diesem Bescheid — er ist aus dem Thale Chiana, nahe bei dem Mont Pulciano," sagte

Montreal. „Ich meine, ich habe Gelehrte sagen hören (Ihr wißt, Signor Pandulpho, wir sollten jetzt Alle Gelehrte sein!), die Lage sei von Alters her berühmt. Der Wein hat wirklich eine starke Blume."

„Ich höre," sagte Bruttini, einer der niedrigeren Barone (ein echter Freund der Colonna), „in dieser Beziehung habe des Gastwirthes Sohn seine Büchergelehrsamkeit nützlich angewendet; er weiß jeden Ort, wo ein vorzüglicher Wein wächst."

„Wie! der Senator ist ein Weinsäufer geworden?" sagte Montreal, einen großen, vollen Becher hinunterstürzend; „das muß ihn für Geschäfte untauglich machen — es ist Schade."

„Wahrlich, ja," sagte Pandulpho, „ein Mann an der Spitze eines Staates sollte mäßig sein — ich trinke nie lauteren Wein."

„Ach," flüsterte Montreal, „wenn Euer ruhiger, heller Verstand Rom regierte, dann wahrlich möchte die Hauptstadt Italiens den Frieden zu kosten bekommen. Signor Vivaldi" — und der Wirth wandte sich gegen einen reichen Tuchhändler — „diese Unruhen bringen dem Handel Nachtheil."

„Gewiß, gewiß," seufzte der Tuchhändler.

„Die Barone sind Eure besten Kunden," sagte der kleine Baron.

„Bei weitem, bei weitem!" antwortete der Tuchhändler.

„Es ist Schade, daß sie so roher Weise verbannt sind," sagte Montreal in melancholischem Tone. „Wäre es nicht möglich, wenn der Senator (ich trinke auf

seine Gesundheit) weniger rasch — oder eher weniger eifrig wäre — freisinnige Einrichtungen mit der Rückkehr der Barone in Einklang zu bringen? Dies sollte die Aufgabe eines wahrhaft weisen Staatsmannes sein!"

„Gewiß wäre es möglich," versetzte Vivaldi; „die Savelli allein geben mehr bei mir aus, als das ganze übrige Rom."

„Ich weiß nicht, ob es möglich ist," sagte Bruttini, „aber das weiß ich, daß es ein Hohn gegen alle Schicklichkeit ist, wenn ein Gastwirthssohn im Stande sein soll, eine Einöde aus den Palästen Roms zu machen."

„Gewiß zeugt dies von einem zu niedrigen Verlangen nach Pöbelgunst," sagte Montreal. „Indessen hoffe ich, wir werden alle diese Mißhelligkeiten ausgleichen. Vielleicht — ja, ohne Zweifel meint es Rienzi gut!"

„Ich wollte," sagte Vivaldi, der seine Anweisung erhalten hatte, „wir bildeten eine gemischte Verfassung — Plebejer und Patricier, beide in ihren abgesonderten Ständen."

„Aber," sagte Montreal ernst, „ein so neuer Versuch würde eine bedeutende physische Macht erfordern."

„Wohl wahr; aber wir könnten dann einen Schiedsrichter berufen — einen Fremden, der kein Interesse für die eine oder andere Partei hätte — der den neuen Buono Stato beschützte; einen Podesta, wie wir sie früher schon hatten — Brancaleone zum

Beispiel. Wie gut und weise regierte er! Das war ein goldenes Zeitalter für Rom. Ein Podesta für immer! — das ist meine Theorie."

„Nach dem Präsidenten Eures Rathes braucht Ihr nicht weit zu suchen," sagte Montreal und lächelte Pandulpho an; „ein Bürger, der zugleich beliebt, wohlgeboren und reich ist, findet sich zu meiner Rechten."

Pandulpho räusperte sich und erröthete.

Montreal fuhr fort: „Ein Handelsausschuß gäbe eine ehrenvolle Stelle für Signor Vivaldi, und die Besorgung aller auswärtigen Angelegenheiten, die Anführung der Heere u. s. w. könnte den Baronen überlassen werden, mit einer freieren Bewerbung, Signor di Bruttini, für die Barone zweiten Ranges, als ihrer Geburt und Wichtigkeit bis jetzt eingeräumt wurde. Meine Herren, wollt ihr den Malvasier kosten?"

„Indessen," sagte Vivaldi nach einer Pause (Vivaldi versah im Geiste schon wenigstens die ganze große Compagnie mit dem nöthigen Tuche), „indessen würde Rienzi nie einer so gemäßigten und wohlüberdachten Verfassung beitreten."

„Warum auch? Wozu brauchen wir Rienzi?" rief Bruttini aus. „Rienzi mag wieder eine Reise nach Böhmen machen."

„Sachte, sachte," sagte Montreal; „ich verzweifle noch nicht. Alle offene Gewalt gegen den Senator würde seine Macht verstärken. Nein, nein, demüthigt ihn, laßt die Barone ein, und dann besteht auf eueren Bedingungen. Zwischen den beiden Parteien

könnt Ihr dann herrlich das Gleichgewicht halten. Und um Eure neue Verfassung vor der Anmaßung beider Parteien zu schützen, gibt es ja Krieger und Ritter genug, die gegen Ertheilung eines gewissen Ranges in der großen Stadt Rom Reiter und Fußsoldaten zu ihrem Dienste unterhalten würden. Wir Leute von jenseits der Alpen werden oft hart beurtheilt; wir sind Wanderer und Ismaeliten, nur weil wir keinen ehrenvollen Ruheplatz haben. Wenn jetzt ich — —"

„Ja, wenn Ihr, edler Montreal!" sagte Vivaldi.

Die Gesellschaft schwieg in athemloser Aufmerksamkeit, als man plötzlich tief, feierlich, gedämpft — die große Glocke des Capitols hörte!

„Horcht!" sagte Vivaldi, „die Glocke; sie läutet zur Hinrichtung; eine ungewohnte Stunde!"

„Wahrlich, der Senator ist doch nicht zurück!" rief Pandulpho di Guido erblassend.

„Nein, nein," sagte Bruttini, „es ist nur ein Räuber, der vor zwei Tagen in der Romagna gefangen wurde. Ich hörte, er sollte heute Nacht sterben."

Bei dem Worte „Räuber" wechselte Montreal leicht die Farbe. Der Wein kreiste — die Glocke läutete fortwährend — nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, beunruhigte man sich nicht mehr deßhalb. Die Rede kam wieder in Gang.

„Was wolltet Ihr sagen, Herr Ritter?" fragte Vivaldi.

„Ja, ich muß mich besinnen; — ja, als ich von

der Nothwendigkeit sprach, einen neuen Staat mit Gewalt aufrecht zu erhalten, sagte ich, daß, wenn ich — —"

„Ja, das war es!" rief Bruttini, auf den Tisch schlagend.

„Wenn ich aufgefordert würde, Euch beizustehen — aufgefordert, (bemerkt es wohl, und durch den Legaten des Pabstes von meinen früheren Sünden absolvirt — sie lasten schwer auf mir, edle Herren —) so wollte ich eure Stadt gegen auswärtige Feinde und innere Unruhen mit meinen tapferen Kriegern schützen. Kein römischer Bürger sollte mir einen Denaro zu den Kosten beisteuern."

„Viva, Fra Moreale!" rief Bruttini, und der Ruf hallte in der ganzen munteren Versammlung wieder.

„Mir genügt," fuhr Montreal fort, „meine Sünden wieder gut zu machen. Ihr wißt, meine Herren, mein Orden ist Gott und der Kirche geweiht — ich bin ein Krieger-Mönch! Mir, sage ich, genügt, meine Sünden wieder gut zu machen durch die Vertheidigung der heiligen Stadt. Aber ich habe auch meine geheimen, irdischen Absichten — wer ist über diese erhaben? Ich — — die Glocke ändert ihren Ton!"

„Es ist nur der Wechsel, welcher der Hinrichtung vorangeht; der arme Räuber ist im Begriffe zu sterben!"

Montreal bekreuzte sich und fuhr dann fort: „Ich bin ein Ritter und ein Edelmann," sagte er stolz; „der Beruf, dem ich gefolgt, ist das Waffenhandwerk, aber, ich will es nicht verhehlen, meine Standesgenossen haben mich als einen Mann be-

trachtet, der seinen Schild durch zu rastloses Streben nach Ruhm und Gewinn befleckte. Ich wünsche, mich mit meinem Orden auszusöhnen, mir einen neuen Namen zu erringen, mich vor dem Großmeister und dem Papste zu rechtfertigen. Ich habe, edle Herren, Winke — Winke bekommen, daß ich meine Sache am besten dadurch fördern könne, daß ich in der päpstlichen Hauptstadt die Ordnung wiederherstelle. Der Legat Albornoz (hier ist sein Brief) empfiehlt mir, ein wachsames Auge auf den Senator zu haben."

„Wahrlich," unterbrach ihn Pandulpho, „ich höre unten Tritte."

„Der Pöbel, der zu der Hinrichtung des Räubers geht," sagte Bruttini; „fahrt fort, Herr Ritter!"

„Und," begann dann Montreal wieder, nachdem er seine Zuhörer überblickt, ehe er weiter sprach, „was meint Ihr (ich frage nur nach Eurer besseren Ansicht), was meint Ihr, wäre es nicht eine zweckmäßige Vorsichtsmaßregel gegen einen zu willkürlichen Gebrauch der Macht von Seiten des Senators, was haltet Ihr von der Rückkehr der Colonna und der kühnen Barone von Palestrina?"

„Auf ihre Gesundheit!" rief Vivaldi, sich erhebend.

Wie von einer plötzlichen Regung ergriffen, stand die Gesellschaft auf. „Auf die Gesundheit der belagerten Barone," tönte es laut.

„Und dann, wie, wenn — ich schlage es nur bescheiden vor — wie, wenn ihr dem Senator einen Collegen gäbet? Es ist keine Beleidigung für ihn.

Erst kürzlich bekam einer von den Colonna, als Senator, einen Collegen in Bertoldo Orsini."

„Eine höchst weise Vorsichtsmaßregel," rief Vivaldi. „Und wo findet man einen Collegen, wie Pandulpho di Guido?"

„Viva Pandulpho di Guido!" riefen die Gäste, und wieder wurden die Becher bis auf den Grund geleert.

„Und wenn ich euch hierin mit guten Worten bei dem Senator dienen kann (ihr wißt, er schuldet uns Geld, meine Brüder haben ihm gedient), so gebietet über Walter von Montreal."

„Und wenn schöne Worte Nichts helfen?" sagte Vivaldi.

„So ist die große Compagnie — versteht mich wohl, Ihr entscheidet — so ist die große Compagnie an Eilmärsche gewöhnt!"

„Viva Fra Moreale!" riefen Bruttini und Vivaldi in einem Athem. „Auf die Gesundheit Aller, meine Freunde," fuhr Bruttini fort; „auf die Gesundheit der Barone, der alten Freunde Rom's; Pandulpho di Guido's, des neuen Collegen des Senators, und Fra Moreale's, des neuen Podesta von Rom."

„Die Glocke hat zu läuten aufgehört," sagte Vivaldi, seinen Becher niedersetzend.

„Der Himmel erbarme sich des Räubers!" setzte Bruttini hinzu.

Kaum hatte er gesprochen, als man dreimal an der Thüre pochen hörte. Die Gäste blickten einander in stummem Erstaunen an.

„Neue Gäste!" sagte Montreal. „Ich bat einige vertraute Freunde, den Abend mit uns zuzubringen. Bei meiner Treue, sie sind willkommen. Herein!"

Die Thüre öffnete sich langsam; zu Drei und Drei traten in vollständiger Rüstung die Wachen des Senators ein. In schweigender Ordnung rückten sie vor. Sie umringten die festliche Tafel, sie füllten den geräumigen Saal, und die Lichter des Bankettes strahlten von ihren Harnischen, wie von einer stählernen Mauer wieder.

Die Festgenossen sprachen keine Silbe, sie waren wie versteinert. Jetzt machten die Wachen Platz und Rienzi selbst erschien. Er näherte sich der Tafel, schlug die Arme übereinander und ließ sein Auge aufmerksam von Gast zu Gast wandern, bis sein Blick endlich auf Montreal haften blieb, der auch aufgestanden war und allein von der Gesellschaft sich von dem augenblicklichen Erstaunen erholt hatte.

Und als jetzt diese beiden so berühmten, so stolzen, gewandten und ehrgeizigen Männer sich Stirne gegen Stirne gegenüber standen, war es buchstäblich, als ob die wetteifernden Mächte Stärke und Geist, Ordnung und Streit, das Schwert und die Liktorstäbe sich gegenüber ständen, wie kämpfende Principe, durch welche Reiche beherrscht und Reiche gestürzt werden, verkörpert und kampfgerüstet sich begegneten. Beide standen sie schweigend da, als wäre Jeder durch den Blick des Andern bezaubert, höher von Wuchs und edler in ihrer Erscheinung, als alle Anwesende.

Montreal sprach zuerst, und mit erzwungenem Lächeln.

„Senator von Rom! darf ich glauben, mein bescheidenes Banket locke Dich hierher, und darf ich mir schmeicheln, diese Bewaffneten seien ein Beweis von Aufmerksamkeit gegen einen Mann, dem die Waffen ein Zeitvertreib gewesen sind?“

Rienzi antwortete nicht, sondern winkte mit der Hand seinen Wachen. Montreal wurde augenblicklich festgenommen. Abermals überblickte er die Gäste — wie ein Vogel vor der Klapperschlange, so bebte Pandulpho di Guido zitternd, regungslos, bestürzt vor dem funkelnden Auge des Senators zurück. Langsam erhob Rienzi seine verderbliche Hand gegen den unglücklichen Bürger — Pandulpho sah — fühlte sein Schicksal — schrack zusammen — und fiel besinnungslos in die Arme der Soldaten.

Noch einen zweiten, raschen Blick ließ der Senator rund um die Tafel schweifen und wandte sich dann mit verächtlichem Lächeln, als ob er sich wenig um gemeinere Beute bekümmerte, ab. Kein Hauch war bis jetzt über seine Lippen gekommen — Alles war ein schweigendes Schauspiel gewesen — und sein grimmiges Schweigen hatte seiner unerwarteten Erscheinung noch einen erkältenderen Schrecken verliehen. Erst als er die Thüre erreichte, wandte er sich um, blickte in das kühne, unverzagte Angesicht des Johanniters und sagte beinahe flüsternd: „Walter von Montreal, Ihr habt die Todtenglocke gehört!“

---

# Viertes Kapitel.

## Walter von Montreals Urtheil.

Schweigend ließ sich der Hauptmann der großen Compagnie in das Gefängniß des Capitols bringen. Die Nebenbuhler um die Herrschaft Roms bewohnten dasselbe Gebäude; der Eine in dem Gefängnisse, der Andere in dem Palaste. Die Wachen ersparten ihm die Förmlichkeit der Fesseln und ließen eine Lampe auf dem Tische, bei deren Schein Montreal bemerkte, daß er nicht allein war — seine Brüder waren ihm vorangegangen.

„Glückliches Zusammentreffen!“ sagte der Johanniterritter; „wir haben angenehmere Nächte zusammen verlebt, als diese wahrscheinlich werden dürfte.“

„Kannst Du noch scherzen, Walter?“ sagte Arimbaldo, halb weinend. „Weißt Du nicht, daß unser Urtheil beschlossen ist? der Tod gähnt uns an.“

„Tod!“ wiederholte Montreal und wechselte jetzt zum erstenmale die Farbe; zum erstenmale vielleicht in seinem Leben empfand er den durchdringenden Schauer der Furcht.

„Der Tod!“ wiederholte er noch einmal. „Unmöglich! Er wagt es nicht, Brettone; die Soldaten, die Nordländer! — sie werden sich empören und uns den Krallen des Henkers entreißen!“

„Nähre keine so eitle Hoffnung,“ sagte Brettone mürrisch; „die Soldaten lagern vor Palestrina.“

„Wie! Einfältiger Tölpel! So kamst Du allein

nach Rom! Sind wir allein mit diesem fürchterlichen Manne?"

„Du bist der Tölpel! Warum kamst Du hierher?" antwortete der Bruder.

„Nun, wahrlich! weil ich wußte, daß Du sein Heer befehligtest, und — aber Du hattest Recht — von mir war es eine Thorheit, dem Tribun einen so wenig gewachsenen Kopf wie den Deinigen gegenüber zu stellen. Genug! Vorwürfe nützen nichts. Wann wurdet ihr festgenommen?"

„Mit der Dämmerung — in dem Augenblicke, als wir die Thore Roms hinter uns hatten. Rienzi kam in der Stille hierher."

„Hm! Was kann er wissen, das gegen mich spricht? Wer kann mich verrathen haben? Meine Geheimschreiber sind erprobt — Alle des Vertrauens würdig — den Jüngling ausgenommen, der allem Anscheine nach so eifrig ist — den Angelo Villani!"

„Villani! — Angelo Villani!" riefen die Brüder in einem Athem. „Hast Du ihm Etwas anvertraut?"

„Nun, ich fürchte, er hat — wenigstens theilweise — meine Correspondenz mit Euch und den Baronen gesehen — er war einer meiner Schreiber. Wißt ihr mehr von ihm?"

„Walter — der Himmel hat Dich verblendet," versetzte Brettone; „Angelo Villani ist der Lieblingsdiener des Senators."

„So haben mich denn diese Augen betrogen," murmelte Montreal feierlich mit Schaudern, „und als ob ihr Geist auf die Erde zurückgekehrt wäre,

so rief Gott aus dem Grabe eine Erinnerung, die mich zum Verderben führte!"

Nun folgte ein langes Schweigen. Endlich sprach Montreal wieder, dessen kühnes, sanguinisches Temperament nie lange getrübt blieb.

„Sind die Koffer des Senators gefüllt? — Doch das ist unmöglich."

„Leer, wie die eines Dominikaners."

„Dann sind wir gerettet. Er soll den Preis für unsere Köpfe nennen. Geld muß ihm mehr von Nutzen sein als Blut."

Und wie wenn dieser Gedanke jede weitere Überlegung überflüssig gemacht hätte, warf Montreal seinen Mantel ab und streckte sich auf eine Pritsche in einer Ecke des Zimmers nieder.

„Ich habe auf schlechteren Betten geschlafen," sagte der Ritter, als er sich niederlegte, und nach wenigen Minuten schlief er fest.

Mit Neid und Verwunderung lauschten die Brüder seinen tiefen, aber regelmäßigen Athemzügen; doch waren sie nicht zu Gesprächen gestimmt. Still und stumm saßen sie wie Bildsäulen neben dem Schläfer. Die Zeit verstrich und die erste kühle Luft der auf die Mitternacht folgenden Stunde drang durch die Gitter ihrer Zelle. Die Riegel knarrten, die Thüre ging auf, sechs Bewaffnete traten ein, gingen an den Brüdern vorbei, und Einer von ihnen berührte Montreal.

„Ha!" sagte dieser, indem er sich im Schlafe umwandte, in der sanften provenzalischen Mundart, „ha! süße Adeline, wir wollen noch nicht aufstehen

— es ist so lange, seit wir nicht mehr beisammen waren!"

„Was sagt er?" brummte die Wache und schüttelte Montreal derb. Der Ritter sprang rasch auf und seine Hand fuhr nach dem oberen Theile des Bettes, als suchte sie nach seinem Schwerte. Er blickte wild umher, rieb sich die Augen, starrte die Wache an und erwachte dann zu dem Bewußtsein seiner Lage.

„Ihr steht frühe auf hier in dem Capitol," sagte er. „Was wollt Ihr von mir?"

„Sie wartet auf Euch!"

„Sie! Wer?" sagte Montreal.

„Die Folter!" antwortete der Soldat mit boshaftem Blicke.

Der große Hauptmann sagte kein Wort. Einen Augenblick betrachtete er die sechs Männer, als wollte er seine Stärke gegen die ihrige vergleichen. Dann schweifte sein Auge durch das Zimmer. Die roheste Eisenstange wäre ihm jetzt mehr werth gewesen, als je der gediegenste Stahl von Mailand. Er endigte seinen Blick mit einem Seufzer, warf seinen Mantel über die Schultern, nickte seinen Brüdern zu und folgte der Wache.

In einem mit der unheilvollen Seide von weißen Streifen auf rothem Grunde behangenen Saale des Capitols saßen Rienzi und seine Räthe. Über eine Vertiefung des Gemaches war ein schwarzer Vorhang niedergelassen.

„Walter von Montreal," sagte ein kleiner Mann unten an der Tafel, „Ritter des erlauchten Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem — —"

„Und Hauptmann der großen Compagnie!“ setzte der Gefangene mit fester Stimme hinzu.

„Ihr seid mehrer Verbrechen angeklagt: des Raubes und des Mordes in Toskana, der Romagna und Apulien — —“

„Des Raubes und des Mordes; tapfere Männer und wehrhafte Ritter,“ sagte Montreal, sich aufrichtend, „würden die Worte „Krieg und Sieg“ gebrauchen. Hinsichtlich dieser Anklagen bekenne ich mich schuldig. — Fahrt fort.“

„Sodann seid ihr einer verrätherischen Verschwörung gegen die Freiheit Roms, behufs der Wiedereinsetzung der geächteten Barone — und eines verrätherischen Briefwechsels mit Stephanello Colonna in Palestrina angeklagt.“

„Mein Ankläger?“

„Tretet vor, Angelo Villani!“

„Du also hast mich verrathen?“ sagte Montreal fest. „Ich habe es verdient. Ich bitte Euch, Senator von Rom, laßt diesen jungen Mann abtreten. Ich bekenne meinen Briefwechsel mit dem Colonna und meine Absicht, die Barone wieder einzusetzen.“

Rienzi winkte Villani, der sich mit einer Verbeugung entfernte.

„Dann bleibt Euch, Walter von Montreal, nichts mehr übrig, als vollständig und der Wahrheit gemäß die näheren Umstände Eurer Verschwörung anzugeben.“

„Das ist unmöglich,“ versetzte Montreal nachlässig.

„Und warum?“

„Weil, wenn ich auch über mein eigenes Leben nach Belieben schalte, ich das Leben Anderer nicht verrathen werde.“

„Bedenke Dich — Du wolltest das Leben Deines Richters verrathen!“

„Nicht verrathen — Du schenktest mir kein Vertrauen.“

„Das Gesetz, Walter von Montreal, hat scharfe Fragmittel — siehe her!“

Der schwarze Vorhang wurde auf die Seite gezogen und Montreals Auge fiel auf den Henker und die Folter! Seine stolze Brust hob sich vor Entrüstung.

„Senator von Rom,“ sagte er, „diese Werkzeuge sind für Knechte und Schurken. Ich war ein Krieger und Heerführer; Leben und Tod waren in meiner Hand — nach Gutdünken habe ich darüber geboten; aber Meinesgleichen und meinen Feinden bot ich nie die Schmach der Folter.“

„Herr Walter von Montreal,“ antwortete der Senator ernst, aber mit einer gewissen achtungsvollen Höflichkeit, „Eure Antwort ist so, wie sie von tapferen Lippen erwartet werden muß. Aber lernt von mir, den das Schicksal zu Eurem Richter gemacht, daß für Knechte und Schurken eben so wenig wie für Ritter und Edle diese Werkzeuge die anwendbaren Mittel des Gesetzes, oder die Proben der Wahrheit sind. Ich gab nur dem Wunsche dieser ehrwürdigen Räthe nach, um Deine Nerven zu erproben. Aber wärest Du auch der gemeinste Bauer aus der Cam-

pagna, vor meinem Richterstuhle dürftest Du nicht vor der Folter bangen. Walter von Montreal, ist unter den Fürsten Italiens, die Du kennen gelernt, unter den römischen Baronen, welchen Du Beistand leisten wolltest, Einer, der sich dessen rühmen könnte?"

„Ich wollte nur," sagte Montreal etwas zögernd, „die Barone mit Dir vereinigen; auch trachtete ich nicht nach Deinem Leben!"

Rienzi runzelte die Stirne. — „Genug," sagte er rasch. „Ritter des heiligen Johannes, ich kenne Deine geheimen Plane; Ausflüchte und Behelfe schicken sich nicht für Dich und nützen Dir nichts. Wenn nicht gegen mein Leben, so verschworst Du Dich gegen das Leben Roms. Nur eine Gunst hast Du auf Erden Dir noch zu erbitten, das ist die Art Deines Todes."

Montreals Lippen zogen sich convulsivisch zusammen.

„Senator," sagte er mit leiser Stimme, „darf ich um eine Unterredung mit Dir allein für nur eine Minute bitten?"

Die Räthe sahen auf.

„Mein Gebieter," flüsterte der Älteste von ihnen, „ohne Zweifel trägt er verborgene Waffen — traut ihm nicht."

„Gefangener," versetzte Rienzi nach einer kurzen Pause, „wenn Ihr Gnade sucht, so ist Euer Begehren vergebens, und vor meinen Räthen habe ich kein Geheimniß; sprecht aus, was Ihr mir sagen wollt!"

„Höre mich dennoch an," sagte der Gefangene,

indem er die Arme über einander legte; „es betrifft nicht mein Leben, sondern die Wohlfahrt Roms.“

„Dann,“ sagte Rienzi in verändertem Tone, „ist Deine Bitte gewährt. Du kannst vielleicht Deine Schuld durch einen Mordversuch vergrößern, für Rom aber würde ich mich noch größerer Gefahr aussetzen.“

Bei diesen Worten winkte er den Räthen zu, welche sich sofort langsam durch die Thüre entfernten, durch welche Villani eingetreten war, während sich die Wachen an das äußerste Ende des Saales zurückzogen.

„Jetzt, Walter von Montreal, fasse Dich kurz, Deine Augenblicke sind gezählt.“

„Senator,“ sagte Montreal, „mein Tod kann Euch nur wenig nützen; die Leute werden sagen: Ihr habt Eure Gläubiger vernichtet, um Euch einer Schuld zu entledigen. Bestimmt eine Summe für mein Leben, schlagt es so hoch an, wie das eines Monarchen; jeder Gulden soll Euch bezahlt werden und Euer Schatz wird auf fünf Jahre voll sein. Wenn der Buono Stato von Deiner Regierung abhängt, so wird Dir Deine Sorge für Rom nicht gestatten, meine Bitte zurückzuweisen.“

„Ihr irrt Euch in mir, kecker Räuber,“ sagte Rienzi ernst; „gegen Euren Verrath könnte ich mich schützen und deßhalb verzeihen, gegen Euren Ehrgeiz nie. Merkt auf, ich kenne Euch! Legt Eure Hand aufs Herz und sagt mir, ob Ihr, könnten wir unsere Plätze wechseln, als Rienzi um Alles Gold der Welt das Leben Walters von Montreal Euch abkaufen ließet? Was die Menschen über mein Be-

nehmen sagen, muß ich dulden; aber um meines eigenen Bewußtseins willen müssen meine Augen rein gegen Bestechung sein. Ich bin Gott für die Wohlfahrt Roms verantwortlich. Und Rom zittert, so lange das Haupt der großen Compagnie in dem brütenden Gehirne und in dem kühnen Herzen Walters von Montreal lebt. Mann — so reich, groß und schlau Du bist, Deine Stunden sind gezählt, mit Sonnenaufgang mußt Du sterben!"

Montreals Auge las auf dem Antlitz des Senators, daß ihm keine Hoffnung mehr blieb; sein Stolz und seine Kraft kehrten ihm zurück.

„Wir haben unnütze Worte verschwendet," sagte er, „ich spielte ein großes Spiel, habe es verloren und muß dafür büßen! Ich bin bereit. An der Grenze zweier Welten kommt der dunkle Geist der Weissagung über uns. Großer Senator, ich gehe Dir voran, um anzusagen, daß — in dem Himmel oder in der Hölle — binnen weniger Tage Raum für einen Mächtigeren als ich bin, geschafft werden muß!"

Während er sprach, wurde seine Gestalt größer, sein Auge funkelte; Rienzi bebte, wie noch nie zuvor, schrack zurück und bedeckte sein Antlitz mit der Hand.

„Die Art Eures Todes?" fragte er mit hohler Stimme.

„Das Beil; als diejenige, welche sich am besten für einen Ritter und Krieger schickt. Für Dich, Senator, hat das Schicksal einen minder edeln Tod."

„Schweige, Räuber!" sagte Rienzi leidenschaft-

lich; „Wachen, führt den Gefangenen zurück. Mit Sonnenaufgang, Montreal — —"

„Geht die Sonne der Geißel von Italien unter," sagte der Ritter bitter. „Sei es so. Noch eine Bitte. Die Johanniterritter rühmen sich ihrer Verwandtschaft mit dem Augustinerorden, gewährt mir einen Augustiner zum Beichtiger."

„Zugestanden, und zur Vergeltung Deiner Androhungen will ich, der ich Dir auf Erden keine Gnade widerfahren lassen kann, den Richter Aller um Gnade für Deine Seele bitten!"

„Senator, menschliche Vermittlung hat für mich keinen Werth mehr. Meine Brüder? Ihr Tod ist für Deine Sicherheit oder Rache nicht nothwendig!"

Rienzi sann einen Augenblick nach. „Nein," sagte er, „sie waren gefährliche Werkzeuge, aber ohne die sie leitende Hand werden sie unschädlich verrosten. Ueberdies leisteten sie mir einmal Dienste. Gefangener, ihr Leben wird geschont."

---

## Fünftes Kapitel.

### Die Entdeckung.

Der Rath war aufgehoben — Rienzi eilte in seine Gemächer. Unterwegs begegnete er Villani und drückte dem jungen Manne leidenschaftlich die Hand. „Du hast Rom und mich aus einer großen Gefahr gerettet," sagte er, „die Heiligen mögen es Dir lohnen!" Ohne Villani's Antwort abzuwarten,

eilte er fort. Nina erwartete ihn voll banger Unruhe in ihrem Zimmer.

„Noch nicht zu Bette?“ sagte er, „ei, Nina! selbst Deine Schönheit wird diesen Nachtwachen nicht trotzen.“

„Ich konnte nicht ruhen, ehe ich Dich gesehen. Ich höre (ganz Rom hat es zuvor gehört), Du habest Walter von Montreal festnehmen lassen, und er solle durch die Hand des Henkers sterben.“

„Der erste Räuber, der je eines so tapfern Todes starb,“ antwortete Rienzi, während er sich langsam entkleidete.

„Cola, ich habe nie Deine Plane, — Deine Politik auch nur durch einen Wink durchkreuzt. Mir genügt, mich des Gelingens derselben zu freuen, über ihr Fehlschagen zu trauern. Jetzt bitte ich Dich um eine Gnade — schone das Leben dieses Mannes.“

„Nina — —“

„Höre mich, — ich rede nur in Deinem Interesse! Trotz seiner Verbrechen haben seine Tapferkeit und sein Geist ihm Bewunderer, sogar unter seinen Feinden erweckt. Mancher Fürst, mancher Staat, der über seinen Fall frohlockt, wird seinen Richter verabscheuen. Höre mich weiter; seine Brüder waren Dir zu Deiner Rückkehr behülflich; die Welt wird Dich undankbar nennen. Seine Brüder liehen Dir Geld, die Welt — (Pfui über sie!) — wird sagen — —“

„Halt!“ unterbrach sie der Senator. „Alles, was

Du sagst, sah ich im Geiste voraus. Aber Du kennst mich — Dir verberge ich nichts. Kein Vertrag kann Montreals Treue binden — keine Gnade seine Dankbarkeit gewinnen. Wahrheit und Gerechtigkeit verschwinden vor seiner blutigen Rechte. Wenn ich Montreal verurtheile, so setze ich mich bösen Nachreden und Gefahren aus — das gebe ich zu. Wenn ich ihn freigebe, werden noch, ehe wir die ersten Regenschauer des Aprils empfinden, die Schlachtrosse der Nordmänner in den Hallen des Capitols wiehern. Was soll ich bei dieser Wahl auf das Spiel setzen — mich selbst, oder Rom? Dringe nicht weiter in mich — zu Bette, zu Bette!"

„Könntest Du meine Ahnungen Dir denken, Cola, geheimnißvoll — düster — unerklärlich!"

„Ahnungen! — Ich habe meine eigenen," antwortete Rienzi trübsinnig und stierte in die leere Luft, als sähe er sie mit Gespenstern bevölkert. Dann erhob er seine Augen zu dem Himmel und sagte mit jener fanatischen Heftigkeit, in welcher seine Stärke wie seine Schwäche begründet war: „Herr, die Sünde Sauls sei wenigstens nicht die meinige! Der Amalekiter soll nicht gerettet werden!"

Während Rienzi einen kurzen, unruhigen, nicht erquickenden Schlummer genoß, über welchen Nina wachte — ohne Schlaf, voll Angst und Thränen, von dunkeln, furchtbaren Ahnungen niedergedrückt — war der Ankläger glücklicher, als der Richter. Die letzten dunkeln Gedanken, welche dem jungen Geiste Angelo Villani's vorschwebten, ehe er in Schlaf ver-

sank, waren glänzend und hoffnungsvoll. Er fühlte keine Gewissensbisse darüber, daß er dem Vertrauen eines Andern eine Schlinge gelegt — er fühlte nur, daß sein Plan gelungen, sein Auftrag vollzogen war. Die dankbaren Worte Rienzi's klangen in seinem Ohr und die Hoffnung auf Vermögen und Macht unter dem Scepter des römischen Senators wiegten ihn in Schlaf und umgaukelten ihn in seinen Träumen.

Kaum hatte er jedoch zwei Stunden geschlafen, als er durch einen der Bedienten des Palastes, der selbst nur halb wach war, geweckt wurde. „Verzeiht mir, Messere Villani," sagte dieser, „aber es ist ein Bote unten von der guten Schwester Ursula; er bittet Euch, augenblicklich in das Kloster zu eilen — sie ist auf den Tod krank und hat Nachrichten, die Eure unverzügliche Gegenwart erheischen."

Angelo, dessen krankhafte Empfindlichkeit hinsichtlich seiner Abstammung sich immer mit unbestimmten, aber ehrgeizigen Hoffnungen trug — stand auf, kleidete sich eilig an, traf unten den Boten und ging mit diesem nach dem Kloster. In dem Hofe des Capitols und bei der Löwentreppe hörte man schon den Lärmen der Zimmerleute, und als er zurückblickte, sah Angelo Villani das Schaffot, schwarz verhängt — schlafend, wie eine Wolke in dem grauen Lichte der Dämmerung — in diesem Augenblicke ertönte schwer die Glocke des Capitols. Ein Schauder überlief ihn. Er eilte fort; — ungeachtet es noch sehr frühe war, begegnete er doch Gruppen von Menschen beiderlei Geschlechtes, welche durch die Straßen

eilten, um Augenzeugen von der Hinrichtung des gefürchteten Hauptmannes der großen Compagnie zu sein. Das Augustinerkloster lag an dem fernsten Ende der selbst damals noch so sehr ausgedehnten Stadt, und der rothe Schimmer auf den Kuppen der Hügel verkündete schon die aufgehende Sonne, ehe der junge Mann die ehrwürdige Pforte erreichte. Sein Name verschaffte ihm augenblicklichen Zutritt.

„Gebe der Himmel," sagte eine alte Nonne, die ihn durch einen langen, krummen Gang führte, „daß Du der kranken Schwester Trost bringest; sie hat seit der Frühmette schmerzlich nach Dir verlangt."

In einer Zelle, eingerichtet zum Empfange von weltlichen Besuchen, bei solchen Schwestern, welche die nöthige Dispensation erhalten hatten, saß die betagte Nonne. Nur einmal hatte Angelo sie seit seiner Rückkehr nach Rom gesehen und seither hatte die Krankheit eine bedeutende Verheerung in Gestalt und Zügen derselben angerichtet. Und jetzt, in ihren leichenähnlichen Kleidern und mit ihrem abgemagerten Körper schien sie bei der Helle des Morgens wie ein Gespenst, das der Tag noch auf der Erde überrascht hatte. Dennoch ging sie mit kräftigerer, rascherer Bewegung auf den Jüngling zu, als bei ihrem abgezehrten, geisterhaften Aussehen möglich schien. „Du bist gekommen," sagte sie. „Gut, gut! diesen Morgen nach der Frühmette nahm mich mein Beichtiger, ein Augustiner, der allein die Geheimnisse meines Lebens kennt, bei Seite und sagte mir, daß Walter von Montreal

von dem Senator festgenommen worden — daß er zum Tode verurtheilt sei, und daß man einen von der Brüderschaft der Augustiner habe holen lassen, um ihm in seiner letzten Stunde beizustehen — ist es so?"

„Man hat Dir die Wahrheit erzählt," sagte Angelo verwundert. „Der Mann, bei dessen Namen Du zu schaudern pflegtest — vor dem Du mich so oft gewarnt hast, — stirbt mit Sonnenaufgang."

„So bald! — so bald! — O, barmherzige Mutter! — flehe! Du bist um die Person des Senators, Du stehst in hoher Gunst bei ihm; flehe! werfe Dich vor ihm auf die Knie — und wenn Du auf Gottes Gnade hoffst, so stehe nicht auf, ehe Du das Leben des Provenzalen erfleht hast."

„Sie rast," murmelte Angelo mit bleichen Lippen.

„Ich rase nicht, — Knabe!" schrie die Schwester wild, „wisse, daß meine Tochter seine Geliebte war. Er entehrte unser Haus, — ein Haus, das erhaben über das seinige war. Ich Sünderin gelobte Rache. Sein Knabe — sie hatten nur einen! — wurde in dem Lager eines Räubers auferzogen; — ein Leben voll Blutvergießen — ein schmählicher Tod — die ewige Verdammniß lagen vor ihm. Ich entriß das Kind einem solchen Schicksale — ich schaffte es fort — ich sagte dem Vater, es sei todt — ich brachte es auf den Pfad der Ehre. Möge meine Sünde mir vergeben werden! Angelo Villani, Du bist dieses Kind. — Walter von Montreal ist Dein Vater. Aber jetzt, am Rande des Grabes, schaudere

ich bei den Rachegedanken, die ich einst nährte. Vielleicht — —"

„Eine verfluchte Sünderin!" unterbrach sie Villani mit lautem Brüllen, — „eine verfluchte Sünderin bist Du in der That! Wisse, daß ich es war, der den Geliebten Deiner Tochter verrieth! — durch den Verrath des Sohnes stirbt der Vater!"

Keinen Augenblick zögerte er länger; er wartete den Eindruck nicht ab, den seine Worte hervorgebracht hatten. Wie ein Wahnsinniger — wie Einer, den ein böser Geist besitzt oder verfolgt — stürzte er aus dem Kloster — er flog durch die leeren Straßen. Die Todtenglocke drang zuerst undeutlich, dann laut zu seinem Ohr. Jeder Schlag schien ihm wie der Fluch Gottes; fort — fort — rannte er durch die verlassenen Straßen — Menschenhaufen strömten jetzt vor ihm her — er wurde in den lebendigen Strom hineingerissen, aufgehalten, zurückgedrängt — Tausende und aber Tausende waren um ihn und vor ihm. Athemlos, keuchend drängte er sich immer noch vor — er machte sich mit Gewalt Platz — er hörte nicht — er sah nicht — Alles war wie ein Traum. Auf ging die Sonne über den fernen Hügeln! — die Glocke verstummte! Rechts und links stieß er die Menge bei Seite — seine Kraft war die eines Riesen. Er näherte sich dem verhängnißvollen Orte. Ein tödtliches Schweigen lag wie Gewitterluft über der Menge. Er hörte, als er sich vorwärts drängte, eine tiefe, klare Stimme — es war die Stimme seines Vaters! — sie ver-

stummte — die Versammlung athmete schwer — sie murmelten — sie wogten hin und her. Fort, fort rannte Angelo Villani. Die Wachen des Senators versperrten ihm den Weg; er stieß ihre Piken auf die Seite — er entwand sich ihren Armen — er drang durch die bewaffnete Schranke — er stand auf dem Platze des Capitols. „Halt, halt!" wollte er rufen — aber der Schrecken machte ihn stumm. Er sah das funkelnde Beil — er sah den hingebogenen Nacken. Ehe er noch einmal Athem holte, wurde ein entstelltes, von dem Rumpfe getrenntes Haupt emporgehoben — Walter von Montreal war nicht mehr!

Villani sah es — er wurde nicht ohnmächtig — bebte nicht zurück — athmete nicht! — aber er wandte seine Augen von dem in die Höhe gehaltenen, bluttriefenden Haupte nach dem Balkon, wo der Sitte gemäß in feierlichem Prunke der Senator von Rom saß — und das Antlitz des jungen Mannes war wie das eines Dämons!

„Ha!" murmelte er vor sich hin, und erinnerte sich der Worte Rienzi's sieben Jahre früher: „Glücklich bist Du, der Du kein Verwandtenblut zu rächen hast!"

---

## Sechstes Kapitel.

### Die drohende Gefahr.

Walter von Montreal wurde in der Kirche Sanct Maria dell' Araceli begraben. Aber „das Unheil, das

er angerichtet, lebte noch nach ihm!" Obgleich der Pöbel bis zu seiner Gefangennehmung gegen Rienzi gemurrt hatte, daß er einen so offenkundigen Freibeuter so ungestört sein Wesen treiben lasse, war er doch kaum todt, als sie schon den Gegenstand ihres Abscheues bemitleideten. Zufolge der eigenthümlichen Art von Frömmigkeit, welche Montreal als einen ehrenwerthen, natürlichen Charakterzug an einem Krieger stets bewiesen hatte, überließ er sich, sobald sein Urtheil gefällt war, der andächtigen Vorbereitung zum Tode. Mit dem Augustinermönche brachte er den kurzen Rest der Nacht in Gebet und Beichte hin, tröstete seine Brüder und bestieg das Schaffot mit dem Schritte eines Helden und der Schuldbewußtlosigkeit eines Märtyrers. In der wunderbaren Verirrung des menschlichen Herzens waren, weit entfernt, Gewissensbisse über ein Leben von handwerksmäßig verübtem Raub und Mord zu fühlen, beinahe die letzten Worte des tapferen Kriegers eine stolze Anrühmung seiner Thaten. „Seid tapfer, wie ich," sagte er zu seinen Brüdern, „und bedenkt, daß Ihr jetzt die Erben des Mannes seid, der Apulien, Toskana und die Mark gedemüthigt." *

Dieses Selbstvertrauen behielt er noch auf dem Schaffot. „Ich sterbe," sagte er in seiner Anrede an die Römer, „ich sterbe zufrieden, da meine Gebeine

* Die Worte Montreals lauten in dem Originale noch stärker und selbstgefälliger: „Pregovi che vi amiate e siate valorosi al mondo, come fui io, che mi feci fare obbedienza a la Puglia, Toscana, e a la Marca." — *Vit. di Col. di Rienzi,* lib. II. cap. 22.

in der heiligen Kirche des heiligen Peter und des heiligen Paul ruhen werden, und der Krieger Christi den Begräbnißplatz der Apostel theilt. Aber ich sterbe ungerechter Weise. Mein Reichthum ist mein Verbrechen — die Armuth Eures Staates meine Anklägerin. Senator von Rom, Du magst meine letzte Stunde beneiden — Männer, wie Walter von Montreal, sterben nicht ungerächt." Hierauf wandte er sich gegen Morgen, murmelte ein kurzes Gebet, kniete langsam nieder und sagte, wie zu sich selbst: „Rom bewahre meine Asche! — die Erde mein Andenken — das Schicksal meine Rache — und jetzt, Himmel, nehme meine Seele auf! — Haut zu!" Auf den ersten Streich war das Haupt von dem Rumpfe getrennt.

Da man seine Verrätherei nur unvollständig kannte, und die Furcht vor ihm bald vergaß, so war alles, was in der Erinnerung Roms von Walter von Montreal * fortlebte: Bewunderung seines Heldenmuthes und Mitleid mit seinem Ende. Das Schicksal Pandulpho di Guido's, welcher Montreal einige Tage später folgte, erregte noch tiefere, obwohl ruhigere Mißbilligung des Senators. „Er war einst Rienzi's

* Der militärische Ruf und die kühnen Thaten Montreals sind von allen italienischen Autoritäten anerkannt. Einer der Schriftsteller erklärt, daß seit den Zeiten Cäsars Italien nie einen so großen Feldherrn gesehen. Der Biograph Rienzi's scheint, alle Missethaten des glänzenden und ritterlichen Räubers vergessend, nur Bedauern mit seinem Schicksale zu fühlen. Er sagt überdies noch, in Tivoli sei einer seiner Diener (vielleicht unser Freund Rudolph, der Sachse) den Tag, nachdem er seinen Tod vernommen, aus Kummer gestorben.

Freund!" sagte der Eine. „Er war ein ehrbarer, rechtschaffener Bürger," murmelte ein Anderer. „Er war ein Vertreter des Volkes!" grollte Cecco del Vecchio. Aber der Senator hatte den Entschluß gefaßt, unbeugsam gerecht zu sein und jede Gefahr, die Rom bedrohte, anzusehen, wie es einem Römer geziemte. Rienzi erinnerte sich, daß sein Vertrauen stets verrathen worden sei, daß er nur vergeben habe, um die Feindschaft zu verstärken. Er war unter einem trotzigen Pöbel, unter unzuverläßigen Freunden und schlauen Feinden, und unzeitige Gnade war nur eine Aufmunterungsprämie zu neuen Verschwörungen. Und doch zeigte sich der Kampf, den er bestand, deutlich in den hysterischen Aufregungen, die er verursachte. Bald weinte er bitterlich, bald lachte er laut. „Soll ich nie wieder die Wonne der Vergebung genießen?" sagte er. Die rohen Zeugen einer solchen Aufregung hielten es — für Schwäche, für Heuchelei. Aber die Hinrichtung hatte für den Augenblick die gewünschten Folgen. Aller Aufruhr war gedämpft, Schrecken verbreitete sich durch die Stadt, Ordnung und Friede zeigte sich äußerlich wieder; aber in der Tiefe, nach dem kräftigen Ausdrucke eines Zeitgenossen, „Lo mormorito quetamente suonava."*

Wenn wir das Benehmen Rienzi's während dieser furchtbaren Periode seines Lebens ohne Leidenschaft prüfen, so ist es kaum möglich, ihn hinsichtlich seiner Politik auch nur eines einzigen Mißgriffes zu über-

* Dauerte das Gemurmel leise fort.

weisen. Von seinen Fehlern geheilt, stellte er keinen unnöthigen Prunk mehr zur Schau — er legte keinen trunkenen Stolz mehr an den Tag — die glänzende Einbildungskraft mehr, als die Eitelkeit, welche den Tribun zu dem offenen Gepränge veranlaßt hatte, war durch die nüchterne Erinnerung an ernste Wechselfälle, und durch die ernste Ruhe eines reiferen Verstandes in Schlummer gewiegt. Mäßig, umsichtig, aufmerksam, gesammelt, wie er, „sah man,“ bemerkt ein unparteiischer Zeuge, „nie einen so außerordentlichen Mann. In ihm vereinigten sich alle Gedanken an die Bedürfnisse Roms. Unermüdlich thätig, nahm er Alles in Augenschein, ordnete und regelte es, in der Stadt und bei dem Heere, im Frieden und im Kriege. Aber er fand nur schwache Unterstützung, und diejenigen, welche er verwandte, waren nur lau und schläfrig.“ Noch immer waren seine Waffen glücklich. Platz um Platz, Feste um Feste ergaben sich dem Lieutenant des Senators und die Übergabe von Palestrina selbst wurde stündlich erwartet. Seine Feinheit und Gewandtheit zeigten sich immer überraschend in schwierigen Lagen, und der Leser hat ohne Zweifel bemerkt, wie augenscheinlich sie hervortraten, als er sich der eisernen Vormundschaft seiner fremden Söldlinge entledigte. Von Rom entfernt und unter Annibaldi gegen die Barone beschäftigt, hielten beständige Thätigkeit und dauerndes Glück diese nothwendigen Feinde ab, ihren Gebieter anzufallen, während Rienzi dem natürlichen Widerwillen der Römer gerne dadurch nachgab, daß er die Männer des Nordens außer aller

Berührung mit der Stadt hielt und, wie er sich rühmte, der einzige Herrscher in Italien war, der, nur von seinen Bürgern bewacht, in seinem Palaste regierte.

Trotz seiner gefährlichen Lage, trotz seines Argwohns und seiner Besorgnisse befleckte doch keine muthwillige Grausamkeit seine strenge Gerechtigkeit — Montreal und Pandulpho di Guido waren die einzigen politischen Opfer, die er forderte. Wenn nach dem dunkeln Machiavellismus der italienischen Weisheit die Hinrichtung dieser Feinde unklug war, so verdiente diesen Tadel nicht die Handlung selbst, sondern die Art ihrer Ausführung. Ein Fürst von Bologna oder Mailand hätte es vermieden, das Mitgefühl durch das Schaffot rege zu machen, und Gift oder Dolch hätten mit weniger Gefahr den Dienst des Beiles verrichtet. Aber trotz aller seiner wirklichen, oder ihm zur Last gelegten Fehler förderte keine einzige Handlung jener schändlichen, mörderischen Politik, worin die Weisheit der glücklicheren Fürsten Italiens bestand, je den Ehrgeiz, oder verbürgte die Sicherheit des letzten der römischen Tribunen. Was auch seine Fehler waren, er lebte und starb, wie es einem Manne geziemte, der den eiteln, aber rühmlichen Traum träumte, er werde bei einem verdorbenen und feigen Volke den Geist der alten Republik wieder in das Leben zu rufen im Stande sein.

Von allen, welche dem Senator dienten, war Angelo Villani immer noch der Eifrigste und Geehrteste. Rienzi beförderte ihn zu einem hohen bürgerlichen Amte und fühlte es wie eine Rückkehr der Ju-

gend, daß er Jemand fand, der Ansprüche auf seine Dankbarkeit hatte; er liebte den Jüngling und vertraute ihm wie einem Sohne. Villani wich nie von seiner Seite, außer, um mit den verschiedenen Führern des Volkes in den verschiedenen Stadttheilen zu verkehren, und bei diesen Besprechungen war sein Eifer unermüdlich — er schien sogar seine Gesundheit zu untergraben, und Rienzi machte ihm zärtliche Vorwürfe, wenn er aus seinen eigenen Träumereien auffuhr und das irre Auge, die gelbe Blässe, welche an die Stelle des Glanzes und der Blüte der Jugend getreten, gewahrte.

Auf solche Vorwürfe antwortete der junge Mann nur mit den immer gleichen Worten: „Senator, ich habe eine große Pflicht zu erfüllen," und bei diesen Worten lächelte er.

Als eines Tages Villani bei dem Senator war, sagte er plötzlich: „Erinnert Ihr Euch, mein Gebieter, wie ich mich vor Viterbo so in den Waffen auszeichnete, daß selbst der Cardinal von Albornoz mich zu bemerken geruhte?"

„Ich erinnere mich Deiner Tapferkeit wohl, Angelo; aber warum diese Frage?"

„Mein Gebieter, Bellini, der Hauptmann der Wachen des Capitols ist gefährlich krank."

„Ich weiß es."

„Wem kann mein Gebieter diesen Posten anvertrauen?"

„Nun, dem Lieutenant."

„Wie! — einem Krieger, der unter den Orsini gedient!"

„Wahr. Nun! da haben wir Tommaso Filangieri."

„Ein ausgezeichneter Mann; ist er aber nicht ein Blutsverwandter von Pandulpho di Guido?"

„Ha — ist er dies? Daran muß man denken. Hast Du mir einen Freund zu nennen?" sagte der Senator lächelnd. Ich glaube, Deine Sophismen zielen darauf hin."

„Mein Gebieter," versetzte Villani erröthend, „ich bin vielleicht zu jung; aber der Posten verlangt mehr Treue als Jahre. Soll ich es gestehen? Ich würde Dir lieber mit dem Schwerte als mit der Feder dienen."

„Würdest Du in der That den Posten annehmen? Es sind weniger Würde und Vortheile mit demselben verbunden, als mit demjenigen, welchen Du gegenwärtig bekleidest, und Du bist noch sehr jung, um diese unbiegsamen Geister zu lenken."

„Senator, ich führte bei dem Kampfe von Viterbo größere Männer an, als diese hier. Aber sei es, wie es Deiner bessern Einsicht gefällt. Was Du thun magst, so bitte ich Dich, sei vorsichtig. Wenn Du zu dem Befehle über die Wachen des Capitols einen Verräther wähltest! — Ich zittere bei dem Gedanken!"

„Bei meiner Treue, Du wirst blaß darüber, guter Knabe; Deine Liebe ist ein süßer Tropfen in einen bitteren Trank. Wo kann ich einen Besseren wählen, als Dich? — Du sollst den Posten haben, wenigstens so lange Bellini unwohl ist. Ich werde

heute dafür sorgen. Das Geschäft wird überdies Deinen jungen Geist weniger anstrengen, als dasjenige, welches Dir gegenwärtig obliegt. Du überarbeitest Dich in unserem Dienste."

„Senator, ich kann meine oft gegebene Antwort nur wiederholen: — Ich habe eine große Pflicht zu erfüllen!"

---

## Siebentes Kapitel.

### Die Steuer.

Nachdem diese furchtbaren Verschwörungen unterdrückt, die Barone beinahe besiegt, und drei Viertheile des päpstlichen Gebietes wieder mit Rom vereinigt waren, glaubte Rienzi, er werde jetzt mit Sicherheit einen seiner Lieblingsplane zur Erhaltung der Freiheit seiner Vaterstadt ins Werk setzen können; und dieser ging dahin, in jedem Quartiere von Rom eine römische Legion aufzubringen und zu organisiren. Zu der Vertheidigung ihrer eigenen Verfassung bewaffnet, hoffte er unter den Bürgern die gesammte, für Rom nöthige Mannschaft aufzubringen.

Aber so elend waren die Werkzeuge, mit welchen dieser große Mann seine edeln Plane auszuführen verdammt war, daß sich Niemand fand, der seinem Vaterlande ohne eine Bezahlung dienen wollte, die derjenigen gleichkam, welche die fremden Söldlinge erhielten. Mit dem Übermuthe, der einem früher großen Geschlechte ganz besonders eigen ist, sagte

jeder Römer: „Bin ich nicht besser, als ein Deutscher? — So bezahlt mich auch in diesem Verhältnisse.“

Der Senator unterdrückte seinen Unmuth — er hatte endlich einsehen lernen, daß das Zeitalter der Catone vorüber war. Von einem kühnen Enthusiasten hatte ihn die Erfahrung in einen praktischen Staatsmann verwandelt. Die Legionen waren für Rom nothwendig — sie wurden gebildet — stattlich war ihr Äußeres, tadellos ihre Ausrüstung. Aber wie sollten sie bezahlt werden? Es gab nur ein Mittel, Rom zu erhalten — Rom mußte besteuert werden. Es wurde auf Wein und Salz Auflage gemacht.

Die Proklamation lautete, wie folgt:

„Römer! Zu der Würde Eures Senators erhoben, waren alle meine Gedanken auf Eure Freiheit und Wohlfahrt gerichtet; schon zeugen die Vereitlung des Verrathes in unserer Stadt, unsere siegenden Banner im Felde von dem Wohlgefallen, womit die Gottheit auf Männer herabblickt, welche Freiheit und Gesetz zu vereinigen trachten. Laßt uns Italien und der Welt ein Beispiel geben! Laßt uns beweisen, daß das römische Schwert das römische Forum zu beschützen im Stande ist! In jedem Quartiere der Stadt ist eine aus städtischen Gewerbetreibenden und Handwerkern bestehende Legion gebildet worden; diese sagen, sie können ohne Entschädigung ihre Geschäfte nicht verlassen. Euer Senator fordert Euch auf, ihm bereitwillig zu Eurer eigenen Vertheidigung beizustehen. Er hat Euch Freiheit gegeben; er hat den Frieden

unter Euch wieder hergestellt; Euere Unterdrücker sind über die Erde hin zerstreut. Er bittet Euch jetzt, den Schatz, den Ihr gewonnen, auch zu erhalten. Um frei zu sein, müßt Ihr Etwas zum Opfer bringen; welches Opfer wäre für die Freiheit zu groß? Im Vertrauen auf Euern Beistand übe ich endlich zum ersten Male das kraft meines Amtes mir zustehende Recht aus — und für das Heil Roms besteure ich die Römer!"

Dann folgte die Verkündigung der Auflage.

Die Proklamation wurde auf den öffentlichen Plätzen angeschlagen. Um eines der Plakate war eine Menge Volkes versammelt. Ihre Geberden waren heftig und übereilt — ihre Blicke sprühten Feuer — sie sprachen leise, aber lebhaft.

„So wagt er uns also zu besteuern! Nur die Barone, oder der Papst haben ein Recht hiezu!"

„Schande! Schande!" schrie ein hageres Weib; „uns, die wir seine Freunde waren! Wie sollen unsere Kinder Brod bekommen?"

„Er hätte sich das Geld des Papstes aneignen sollen!" sagte ein ehrbarer Weinhändler.

„Ach! Pandulpho di Guido hätte auf seine eigene Kosten eine Armee unterhalten. Er war ein reicher Mann. Welche Frechheit von dem Sohne des Gastwirthes, Senator sein zu wollen!"

„Wir sind keine Römer, wenn wir dies dulden!", sagte ein Ausreißer von Palestrina.

„Mitbürger!" rief mürrisch ein großer Mann, der sich bis jetzt von einem Schreiber die einzelnen

Punkte der aufgelegten Steuer hatte vorlesen lassen und dessen schweres Hirn endlich begriff, daß der Wein theurer werden sollte — „Mitbürger, wir müssen eine neue Revolution haben! Das heißt wahrlich Dankbarkeit! Was haben wir dadurch gewonnen, daß wir diesen Mann wieder einsetzten? Sollen wir immer in den Staub getreten werden? Zahlen — zahlen — zahlen! Sollen wir nur dazu zu gebrauchen sein?“

„Hört auf Cecco del Vecchio!“

„Nein, nein; jetzt nicht;“ grollte der Schmied. „Heute Nacht haben die Handwerker für sich eine Zusammenkunft. Wir wollen sehen — wollen sehen!“

Ein junger, in einen Mantel gehüllter Mann, der bis jetzt nicht bemerkt worden war, berührte den Schmied.

„Wer übermorgen in der Dämmerung das Capitol stürmt, soll die Wachen ferne von ihren Posten finden!“

Er war fort, ehe der Schmied sich umblicken konnte.

In dieser Nacht sagte Rienzi, als er sich zur Ruhe begeben wollte, zu Angelo Villani: „Eine kühne, aber nothwendige Maßregel, die ich getroffen! Wie nimmt sie das Volk auf?“

„Sie murren ein wenig, scheinen aber die Nothwendigkeit einzusehen. Cecco del Vecchio war der lauteste Schreier, aber jetzt ist er Derjenige, welcher am lautesten sich einverstanden erklärt.“

„Der Mann ist rauh; er verließ mich einmal;

— aber damals war es die fatale Excommunication! Er und die Römer bekamen durch diesen Abfall eine bittere Lehre, und die Erfahrung hat, so hoffe ich, sie ehrlicher gemacht. Nun, wenn die Steuer im Frieden erhoben werden kann, so wird binnen zwei Jahren Rom wieder die Königin von Italien sein; sein Heer vollzählig — die Republik gebildet, und dann — dann — —"

„Was dann, Senator?"

„Nun dann, mein Angelo, kann Cola di Rienzi in Frieden sterben! Es gibt ein Bedürfniß, das eine tiefe Erfahrung in Macht und Glanz endlich fühlbar für uns macht — ein Bedürfniß, nagend wie der Hunger, ermüdend wie das des Schlafes! — mein Angelo, es ist dies das Bedürfniß zu sterben!"

„Mein Gebieter, ich gäbe meine rechte Hand," sagte Villani ernst, „wenn ich Euch sagen hörte, Ihr hänget noch an dem Leben!"

„Du bist ein guter Junge, Angelo!" sagte Rienzi, als er von ihm in Nina's Zimmer ging; in ihrem Lächeln und in ihrer sorglichen Zärtlichkeit vergaß er eine Weile — daß er ein großer Mann war!

---

## Achtes Kapitel.

### Die Schwelle des Ausganges.

Am nächsten Morgen hielt der Senator von Rom großen Hof im Capitol. Von Florenz, von Padua,

von Pisa, sogar von Mailand (wo der Visconti herrschte), von Genua, von Neapel — kamen Gesandte, ihm zu seiner Wiederkehr Glück zu wünschen. oder für die Befreiung Italiens von dem Freibeuter Montreal zu danken. Venedig allein, welches die große Compagnie im Solde hatte, stand ferne. Nie war Rienzi dem Anschein nach glücklicher und mächtiger gewesen und nie hatte in der Majestät seines Benehmens so viel Leichtigkeit und Heiterkeit gelegen.

Kaum war die Audienz vorüber, als ein Bote von Palestrina ankam. Die Stadt hatte sich ergeben, die Colonna waren abgegangen und das Banner des Senators wehte von den Mauern der letzten Feste der aufrührerischen Barone. Rom konnte sich endlich als frei betrachten, und nicht ein Feind schien mehr übrig, die Ruhe Rienzi's zu bedrohen.

Der Hof löste sich auf. Voll stolzer Freude begab sich der Senator vor dem Bankette, das den Gesandten gegeben wurde, auf seine Zimmer. Villani begegnete ihm mit seiner gewöhnlichen, traurigen Miene.

„Keine Traurigkeit heute, mein Angelo," sagte der Senator heiter; „Palestrina ist unser!"

„Ich bin erfreut über solche Botschaft und sehe meinen Gebieter gerne so aufgeräumt," erwiderte Angelo. „Hat er jetzt nicht wieder Freude am Leben?"

„Wenn römische Tugend wieder auflebt, vielleicht — ja! Aber so sind wir die Narren des Schicksals; — heute froh — morgen niedergeschlagen!"

„Morgen," wiederholte Villani mechanisch; „ja — morgen vielleicht niedergeschlagen!"

„Du spielst mit meinen Worten, Knabe," sagte Rienzi halb ärgerlich und wandte sich hinweg.

Aber Villani beachtete den Unmuth seines Gebieters nicht.

Das Banket war stark besucht und glänzend, und Rienzi machte an jenem Tage ohne Anstrengung den höflichen Wirth.

Mailänder, Paduaner, Pisaner, Neapolitaner wetteiferten mit einander, ein Lächeln des mächtigen Senators auf sich zu ziehen. Verschwenderisch waren ihre Complimente — demüthigend ihre Anerbieten von Unterstützung. Kein Monarch Italiens schien sicherer auf seinem Throne.

Das Banket war, wie gewöhnlich bei solchen Anläßen, bald vorüber, und Rienzi, etwas von dem Weine erhitzt, verließ allein das Capitol. Er lenkte seine einsamen Schritte gegen den Palatinus und sah die blassen, schleierähnlichen Nebel, welche nach Sonnenuntergang folgen, über dem wildwachsenden Grase schweben, das über den Palästen der Cäsaren wuchert. Auf einem Trümmerhaufen von umgestürzten Säulen und Bogen stand er mit über einander gelegten Armen nachdenklich und in sich gekehrt. In der Ferne lagen die melancholischen Grabmale der Campagna, und die Berge, welche die Aussicht begrenzten, waren mit den Purpurfarben gekrönt, welche bald unter dem Sternenlichte verschmelzen sollten. Kein Lüftchen bewegte die dunkeln Cypressen, die ruhigen Pinien. Es lag etwas Unheimliches in der Stille des Himmels, das die verlassene Größe der Erde unten zu beruhigen

schien. Unzählige Gedanken verschiedener Art drängten sich in Rienzi's Brust; die Erinnerung war in seinem Inneren geschäftig. Wie oft hatte er in seiner Jugend dieselbe Stelle betreten! — welche Träume hatte er genährt! — welche Hoffnungen gefaßt! In dem unruhigen Treiben seines späteren Lebens hatte das Andenken lange geschlafen; aber in dieser Stunde machte es seine Herrschaft mit einem beinahe prophetischen Despotismus geltend. Er wandelte als Knabe Hand in Hand mit seinem jüngeren Bruder Abends an dem Ufer des Flusses hin; bald sah er ein blasses Antlitz und eine blutende Seite und stieß wieder seine Racheverwünschungen aus! Seine ersten Erfolge, seine jugendlichen Triumphe, seine geheime Liebe, sein Ruhm, seine Macht, sein Unglück, die Einsiedelei von Maiella, der Kerker in Avignon, seine triumphirende Rückkehr nach Rom — Alles dieses trat mit einer Klarheit vor seine Seele, als ob er diese Scenen noch einmal durchlebte! — und jetzt! — er schrack vor der Gegenwart zurück und stieg den Hügel hinab. Der bereits aufgegangene Mond goß sein Licht auf das Forum herab, als er durch dessen unordentliche Trümmer schritt. Neben dem Tempel des Jupiter tauchten plötzlich zwei Gestalten auf; das Mondlicht fiel auf ihre Gesichter, und Rienzi erkannte Cecco del Vecchio und Angelo Villani. Sie sahen ihn nicht, sondern verschwanden in lebhaftem Gespräche hinter dem Bogen des Trajan.

„Villani! immer in meinem Dienste thätig!" dachte der Senator; „ich glaube, ich sprach diesen Morgen barsch mit ihm — es war grob von mir!"

Er betrat wieder den Platz des Capitols — er stand an der Löwentreppe; da war ein rother Flecken auf dem Pflaster, noch nicht verwischt seit Montreals Hinrichtung, und der Senator entfernte sich mit innerlichem Schauder. War es das geisterartige, gespenstische Licht des Mondes, oder hatte das Gesicht des alten egyptischen Bildes einen lebendigen Ausdruck? Die steinernen Augäpfel sahen ihn mit boshaftem Blick an, und als er weiter ging und sich umsah, schienen sie unnatürlicherweise beinahe seine Schritte zu verfolgen. Ein Schauder, dessen Ursache er sich nicht erklären konnte, senkte sich in sein Herz. Er eilte, seinen Palast zu erreichen. Die Schildwachen machten ihm Platz.

„Senator," sagte eine derselben bedenklich, „Messere Angelo Villani ist unser neuer Hauptmann — wir sollen seinen Befehlen gehorchen?"

„Gewiß," antwortete der Senator im Weitergehen. Der Mann zögerte unschlüssig, wie wenn er gerne gesprochen hätte, aber Rienzi bemerkte es nicht. Er ging nach seinem Zimmer und fand dort Nina und Irene seiner harrend. Sein Herz sehnte sich nach seinem Weibe. Sorgen und Geschäfte hatten sie in neuerer Zeit aus seinen Gedanken verdrängt und er fühlte dies reuevoll, als er in ihr edles, von der Bekümmerniß unermüdlicher, ängstlicher Liebe gesänftigtes Antlitz blickte.

„Geliebte," sagte er, indem er zärtlich seine Arme um sie schlang, „Dein Mund tadelt mich nie, aber Dein Auge thut es bisweilen! Wir sind gar zu lange

getrennt gewesen. Schönere Tage dämmern uns heran, wo ich Muße genug haben werde, Dir für all Deine Sorgfalt zu danken. Und Du, meine schöne Schwester, Du lächelst mich an! — ach, Du hast gehört, daß Dein Geliebter vor Kurzem durch die Übergabe von Palestrina befreit wurde, und daß die morgende Sonne ihn zu Deinen Füßen sehen wird. Trotz aller Sorgen des Tages gedachte ich Deiner, meine Irene, und sandte einen Boten ab, um dieser blassen Wange die Röthe wieder zu bringen. Kommt, kommt, wir werden wieder glücklich sein!“ Und mit dieser ihm, wenn ernstere Gedanken sie zuließen, gewohnten häuslichen Zärtlichkeit setzte er sich neben die zwei theuersten Wesen seines Herdes und seines Herzens.

„So glücklich — wenn wir viele solche Stunden hätten!“ flüsterte Nina und sank an seine Brust. „Doch wünsche ich bisweilen — —“

„Und ich auch,“ unterbrach sie Rienzi, „denn ich lese Deine weiblichen Gedanken — auch ich wünsche bisweilen, daß uns das Schicksal in die niederen Regionen des Lebens versetzt hätte! Aber es kann noch werden! Wenn Irene mit Adrian verbunden ist — wenn Rom im Besitze der Freiheit ist — dann, Nina, meine ich, könnten Du und ich irgend eine ruhige Einsiedelei auffinden und von Herrlichkeiten und Triumphen, wie von einem Sommernachtstraum reden. Schöne, küsse mich! Könntest Du auf diesen Glanz verzichten?“

„Um mit Dir, Cola, in eine Wüste zu ziehen!“

„Laß mich nachdenken,“ fuhr Rienzi fort, „ist

heute nicht der siebente Oktober? Ja! am siebenten, wohlbemerkt, unterlagen meine Feinde meiner Macht! Sieben! meine Schicksalszahl, die entweder Gutes oder Böses bedeutet! Sieben Monate regierte ich als Tribun — sieben * Jahre war ich als Verbannter abwesend; der morgende Tag, der mich ohne alle Feinde sieht, schließt die siebente Woche meiner Rückkehr!"

„Und sieben war auch die Zahl der Kronen, womit die römischen Klöster und der römische Rath Dich nach der Ceremonie beschenkten, welche Dich mit der Würde des Santo Spirito bekleidete!" ** sagte Nina und fügte dadurch mit weiblich zartem Witze die allerglänzendste Erinnerung hinzu!

„Anderen erscheinen solche Gedanken Narrheiten, und vor der Philosophie sind sie dies auch in der That," sagte Rienzi; „aber mein ganzes Leben lang haben sich Vorbedeutungen, Zeichen und Vorbilder

* Ein Jahr verstrich zwischen der Freilassung Rienzi's in Avignon und seinem Triumpheinzuge in Rom; ein Jahr, das hauptsächlich der Feldzug von Albornoz ausfüllte.

** Dieser Aberglaube fand eine Entschuldigung in einem seltsamen historischen Zusammentreffen, und die Zahl sieben war in der That für Rienzi, was für Cromwell der dritte September. Die Ceremonie mit den sieben Kronen, die er nach seiner Ritterwürde empfing und hinsichtlich deren Beschaffenheit viele neuere Schriftsteller eine lächerliche Unwissenheit an den Tag legten, war in Wirklichkeit hauptsächlich eine religiöse und sinnbildliche Begebung (die sinnbildlich die Gaben des heiligen Geistes darstellte), dargebracht von den Vorstehern der Klöster — und der politische Theil der Ceremonie war republikanisch, nicht königlich.

mit Thaten und Ereignissen verflochten, und die Atmosphäre Anderer war nicht die meinige. Das Leben ist selbst ein Räthsel; warum sollen uns da andere Räthsel in Erstaunen setzen? Die Zukunft! — welches Geheimniß liegt in dem Worte! Hätten wir die ganze Vergangenheit, seit es eine Zeit gibt, durchlebt, so könnte uns doch unsere gründlichste Erfahrung von tausend Menschenaltern keine Vermuthung über die Ereignisse an die Hand geben, welche in dem nächstkommenden Augenblicke uns erwarten! Was Wunder, wenn wir, so von der Vernunft im Stiche gelassen, zu der Einbildung unsere Zuflucht nehmen, welcher Gott durch Träume oder Zeichen bisweilen das Abbild künftiger Dinge eingibt? Wer wäre im Stande jeder Vermuthung hinsichtlich der Zukunft zu entsagen und demüthig dazusitzen und unter der Bürde der Gegenwart zu seufzen? Nein, nein! das, was die Thörichtweisen Fanatismus nennen, gehört demselben Theile von uns an, wie die Hoffnung. Beide führen uns vorwärts — von einem unfruchtbaren Ufer auf die ruhmvolle, unbegrenzte See. Beide sind die Sehnsucht nach dem großen Jenseits, das für unsere Unsterblichkeit spricht. Beide haben ihre Gesichte und Chimären — einige falsch, aber einige auch wahr! Wahrlich, ein Mann, der zur Größe gelangt, hat dies oft nur einer Art von Magie in seiner eigenen Seele — einer Pythia zu verdanken, welche prophezeiht, daß er zur Größe gelangen werde — und so strebt er durch sein ganzes Leben nur nach dem einen Zwecke, die Weissagung zu erfüllen! Ist

dies Thorheit? — wenn Alles mit dem Grabe aufhörte, ja! Vielleicht aber soll, was hier die Fähigkeiten schärft, übt und erhöht, obwohl für ein nichtiges Ziel auf Erden — den Zweck haben, die solchergestalt beflügelte und veredelte Seele für eine hohe Bestimmung jenseits vorzubereiten! Wer kann es behaupten? Ich nicht — lasset uns beten!"

Während der Senator so beschäftigt war, bot Rom in seinen verschiedenen Stadttheilen weniger heilige und ruhige Auftritte dar.

In der Feste der Orsini sah man durch das Gitter des großen Hofes Lichter hin und her flimmern. Angelo Villani konnte man durch das Hinterthor sich stehlen sehen. Eine Stunde später stand der Mond hoch an dem Himmel; gegen die Trümmer des Colosseums sah man aus Gäßchen und Straßen je zwei und zwei Männer sich schleichen, welche, der Kleidung nach zu urtheilen, zu den niedersten Ständen gehörten; an diesen Ruinen glitt wieder die Gestalt von Montreals Sohn hin. Noch später — der Mond ist im Sinken — ein graues Licht dämmerte in dem Osten — und die Thore von Rom bei dem heiligen Johann von Lateran sind offen! Villani spricht mit den Schildwachen! der Mond ist untergegangen — die Berge sind in einen traurigen, erstarrenden Nebel gehüllt — Villani steht auf dem Platze vor dem Capitol — der einzige Soldat daselbst! Wo sind die römischen Legionen, welche die Freiheit und den Befreier Roms bewachen sollten?

---

# Letztes Kapitel.

## Der Schluß der Jagd.

Es war der Morgen des achten Oktobers 1354. Rienzi, der gewöhnlich frühe aufstand, wälzte sich unruhig in seinem Bette hin und her. „Es ist noch frühe," sagte er zu Nina, deren sanfter Arm seinen Nacken umschlang; „noch scheint Niemand von meinen Leuten auf zu sein. Wie dem auch sei, mein Tag fängt vor dem ihrigen an."

„Ruhe noch, mein Cola, Du hast Schlaf nöthig."

„Nein; ich fühle Fieber, und der alte Schmerz in der Seite quält mich. Ich habe Briefe zu schreiben."

„Laß mich den Dienst Deines Sekretärs versehen, Theuester," sagte Nina.

Rienzi lächelte liebreich, als er aufstand; er begab sich in sein Gemach, welches an das Schlafzimmer stieß und nahm, wie er dies gewohnt war, ein Bad. Dann kleidete er sich an und kehrte zu Nina zurück, die, bereit zu ihrem Liebesdienste, schon leicht gekleidet an dem Schreibtische saß.

„Wie still Alles ist!" sagte Rienzi. „Welch kühles, köstliches Vorspiel bieten uns diese Frühstunden für den mühevollen Tag."

Über sein Weib sich hinlehnend, diktirte er verschiedene Briefe und unterbrach sich nur von Zeit zu Zeit durch Bemerkungen, wie sie ihm gerade einfielen.

„So, jetzt an Annibaldi! Beiläufig gesagt, der

junge Adrian sollte heute bei uns eintreffen; wie freue ich mich für Irene!"

„Die liebe Schwester — ja! sie liebt, — wenn, Cola, irgend Jemand so lieben kann, — wie wir."

„Wohl, aber an Deine Arbeit, meine schöne Schreiberin. Ha! Was ist das für ein Lärm? Ich höre einen bewaffneten Tritt — die Treppen ertönen — man ruft meinen Namen."

Rienzi eilte nach seinem Schwerte; die Thüre wurde barsch aufgestoßen und eine Gestalt in vollständiger Rüstung trat in das Zimmer.

„Wie! was bedeutet dies?" sagte Rienzi, der mit gezogenem Schwerte vor Nina stand.

Der zudringliche Gast schlug das Visir auf — es war Adrian Colonna.

„Fliehe, Rienzi! — eilt, Signora! Dank dem Himmel, noch kann ich Euch retten! Nachdem ich durch die Einnahme von Palestrina nebst meinem Gefolge frei war, hielt mich der Schmerz meiner Wunde die letzte Nacht in Tivoli auf. Die Stadt war mit Bewaffneten angefüllt — die nicht D i r ergeben sind, Senator. Ich hörte Gerüchte, die mich beunruhigten. Ich beschloß, weiter zu reisen — ich erreichte Rom, die Thore der Stadt standen weit offen!"

„Wie!"

„Euere Wachen waren fort. Sogleich stieß ich auf eine Rotte von den Leuten der Savelli. Meine Insignien als ein Colonna führten sie irre. Ich er=

fuhr, daß zu dieser Stunde ein Theil Eurer Feinde in der Stadt sei; die übrigen sind auf dem Marsche — das Volk waffnet sich gegen Euch. In den ferneren Straßen, durch welche ich kam, versammelt sich schon der Pöbel. Sie hielten mich für einen Deiner Feinde und jubelten. Ich kam hierher — Deine Schildwachen waren verschwunden. Die geheime Thüre unten ist unverriegelt und offen. Nicht eine Seele scheint in dem Palaste geblieben zu sein. Eile — fliehe — rette Dich! — Wo ist Irene?"

„Das Capitol verlassen! — unmöglich!" rief Rienzi. Er ging durch die Gemächer in das Vorzimmer, wo seine Wachen die Nacht über sich aufhielten — es war leer! Er eilte nachher in Villani's Zimmer — fand aber Niemand! Er wäre noch weiter gegangen, aber die Thüren waren von außen verschlossen. Augenscheinlich war, die geheime Thüre unten ausgenommen, aller Ausweg abgeschnitten, — und diese hatte man für seine Mörder offen gelassen!

Er kehrte in sein Zimmer zurück — Nina war schon fort, Irene zu wecken und vorzubereiten, deren Zimmer auf der anderen Seite neben einem von den ihrigen lag.

„Schnell, Senator!" sagte Adrian. „Mich dünkt, es ist noch Zeit. Wir müssen die Tiber gewinnen. Meine treuen Knappen und Nordländer sind dort aufgestellt. Ein Boot erwartet uns."

„Horch!" unterbrach ihn Rienzi, dessen Sinne in neuester Zeit eine übernatürliche Schärfe bekommen hatten. „Ich höre ein fernes Jauchzen — ein

wohlbekanntes Jauchzen: „Viva 'l Popolo!" Nun, so rufe auch ich! das müssen Freunde sein."

„Täusche Dich nicht; Du hast wohl kaum einen Freund in Rom."

„Bst!" sagte Rienzi flüsternd, „rette Nina — rette Irene. Ich kann Dich nicht begleiten."

„Bist Du toll?"

„Nein! aber furchtlos. Überdies würde ich, wenn ich mit Euch ginge, Euch Alle verderben. Fände man mich bei Euch, so würdet Ihr mit mir ermordet Ohne mich seid Ihr sicher. Ja, selbst Weib und Schwester des Senators haben nie die Rachsucht gegen sich erweckt. Rette sie, edler Colonna! Cola di Rienzi vertraut auf Gott allein!"

Inzwischen war Nina zurückgekommen; Irene mit ihr. Von ferne hörte man die Tritte der unheilbringenden Menge — gleichförmig — langsam — wachsend.

„Jetzt, Cola," sagte Nina mit kühner, freudiger Miene, als sie den Arm ihres Gatten ergriff, während Adrian bereits in Irene den Gegenstand seiner Obhut gefunden hatte.

„Ja, jetzt, Nina!" sagte Rienzi; „endlich scheiden wir! Wenn dies meine letzte Stunde ist — so bitte ich in meiner letzten Stunde Gott, er möge Dich segnen und beschützen! denn wahrlich, Du warst mir ein großer Trost — vorsorglich wie eine Mutter, zärtlich wie ein Kind, das Lächeln meines Herdes, die — die — —"

Rienzi verlor beinahe den Muth. Tiefe, kämpfende,

unaussprechlich zärtliche und dankbare Aufregungen erstickten buchstäblich seine Worte.

„Wie!“ rief Nina, sich an seine Brust klammernd und strich sich das Haar aus den Augen, als sie sein abgewandtes Antlitz suchte. „Scheiden! — nie! Hier ist mein Platz — ganz Rom soll mich nicht von demselben reißen!“

Adrian ergriff in der Verzweiflung ihre Hand und suchte sie fortzuziehen.

„Berührt mich nicht, Signor!“ sagte Nina, als sie mit zürnender Majestät ihren Arm losmachte, während ihre Augen funkelten wie die einer Löwin, die der Jäger von ihren Jungen trennen will. „Ich bin das Weib Cola di Rienzi's, des großen Senators von Rom, und an seiner Seite will ich leben oder sterben!“

„Nehmt sie fort von hier: schnell! — schnell! Schon höre ich die Menge nahen.“

Irene riß sich von Adrian los und fiel zu Rienzi's Füßen — sie umklammerte seine Knie.

„Komm, mein Bruder, komm! Warum diese kostbaren Augenblicke verlieren? Rom verbietet Dir, ein Leben wegzuwerfen, an welches sein eigenes Dasein gefesselt ist.“

„Recht, Irene, Rom ist an mich gefesselt, und wir werden zusammen uns erheben oder fallen! — nichts weiter hievon!“

„Ihr verderbt uns Alle!“ sagte Adrian mit edler, ungeduldiger Wärme. „Noch wenige Minuten, und wir sind verloren. Tollkühner Mann! nicht um einem

wüthenden Pöbel zu unterliegen, wurdest Du aus so vielen Gefahren gerettet."

„Ich glaube es," sagte der Senator, und seine hohe Gestalt schien mit der Größe seiner Seele zu wachsen. „Ich werde noch triumphiren! Nie sollen meine Feinde — nie soll die Nachwelt sagen, daß Rienzi zum zweitenmale Rom verließ! Horcht! „Viva 'l Popolo!" noch immer das Geschrei des Volkes. Dieses Geschrei erschreckt nur Tyrannen! Ich werde triumphiren und leben!"

„Und ich mit Dir!" sagte Nina fest. Rienzi schwieg einen Augenblick, blickte sein Weib an, drückte sie leidenschaftlich an sein Herz, küßte sie wieder und noch einmal und sagte dann: „Nina, ich befehle Dir — Gehe!"

„Nie!"

Er schwieg, sein Blick fiel auf Irenens in Thränen gebadetes Antlitz.

„Wir Alle wollen mit Dir untergehen," sagte seine Schwester; „Ihr allein, Adrian, Ihr verlaßt uns."

„Sei es so," sagte der Ritter kummervoll; „wir wollen Alle sterben," und auf einmal stand er von allem weiteren Zureden ab.

Jetzt folgte eine tödtliche, aber kurze Pause, die nur durch das convulsivische Schluchzen Irenens unterbrochen wurde. Furchtbar deutlich wurden die Fußtritte der rasenden Tausende. Rienzi schien in Gedanken verloren — dann erhob er sein Haupt und sagte ruhig: „Ihr habt gesiegt — ich gehe mit Euch — ich suche nur diese Papiere zusammen und folge dann.

Schnell Adrian — rette sie!“ und er warf einen vielsagenden Blick auf Nina.

Ohne einen zweiten Wink abzuwarten, faßte der junge Colonna Nina mit starkem Arme — mit der linken Hand unterstützte er Irene, welche vor Schrecken und Aufregung die Besinnung beinahe verloren hatte. Rienzi nahm ihm die leichtere Bürde ab — er nahm seine Schwester in die Arme und stieg so die Wendeltreppe hinab. Nina verhielt sich leidend — sie hörte die Tritte ihres Gatten hinter sich, das genügte ihr — nur einmal wandte sie sich um, mit einem Blicke, ihm zu danken. Ein großer Nordländer in Waffenrüstung stand an der offenen Thüre. Rienzi übergab die jetzt völlig leblose Irene in die Arme des Kriegers und küßte schweigend ihre blasse Wange.

„Schnell, Herr,“ sagte der Nordländer, „sie drängen von allen Seiten!“ Nach diesen Worten eilte er mit seiner Bürde den Abhang hinab. Adrian folgte mit Nina; der Senator blieb einen Augenblick stehen, wandte sich um und war in seinem Zimmer, ehe Adrian bemerkte, daß er verschwunden war. Schnell riß er den Überwurf von seinem Bette, befestigte ihn an dem Fensterkreuze und ließ sich mit dessen Hülfe einige Fuß weit auf den Balkon unten hinab. „Ich will nicht sterben wie eine Ratte,“ sagte er, „in der Falle, die sie mir gestellt haben! Der ganze Haufen soll mich wenigstens sehen und hören.“ Dies war das Werk eines Augenblickes.

Nina war indessen kaum sechs Schritte weiter gegangen, als sie bemerkte, daß sie mit Adrian allein war.

„Ha! Cola!“ rief sie, „wo ist er? er ist fort!“

„Faßt Muth, Dame, er ist nur wegen einiger geheimen Papiere, die er vergessen, zurückgegangen. Er wird uns sogleich folgen.“

„So laßt uns denn warten.“

„Dame,“ sagte Adrian, die Zähne über einander beißend, „hört Ihr die Menge nicht? — vorwärts, vorwärts!“ und er floh mit rascherem Schritte. Nina rang in seinem Arme — die Liebe gab ihr die Kraft der Verzweiflung. Mit einem wilden Gelächter riß sie sich von ihm los. Sie floh zurück, die Thüre war zu — aber nicht geriegelt — ihre zitternden Hände tasteten einen Augenblick nach der Klinke. Sie öffnete, schob den schweren Riegel vor und vereitelte so alle Bemühungen Adrians, sich ihrer wieder zu versichern. Sie war auf der Treppe — sie war in dem Zimmer. Rienzi war fort! Sie rannte, seinen Namen rufend, durch die Prunkgemächer — Alles war leer. Die Thüren zu den verschiedenen, nach den untern Zimmern führenden Gängen fand sie von außen verriegelt. Athemlos und keuchend kehrte sie in das Zimmer zurück. Sie eilte an das Fenster — sie entdeckte die Art, wie er hinabgekommen war — ihr tapferes Herz ließ sie seinen tapferen Entschluß errathen — sie sah, daß sie getrennt waren — „aber dasselbe Dach ist über uns,“ rief sie freudig, „und unser Schicksal soll dasselbe sein!“ Mit diesem Gedanken sank sie in stummer Ergebung auf den Boden.

Mit dem edeln Entschlusse, das treue, ergebene Paar nicht ohne noch einen weiteren Versuch zu ver-

lassen, war Adrian Nina gefolgt, aber zu spät — die verschlossene Thüre trotzte seinen Bemühungen. Die Menge kam heran — er hörte, wie ihr Geschrei sich plötzlich änderte — es lautete nicht mehr „Es lebe das Volk!" sondern „Tod dem Verräther!" Sein Diener war schon verschwunden, und jetzt nur noch von Irenens Gefahr beunruhigt, wandte sich der Colonna in bitterem Schmerz hinweg, flog rasch den Berg hinab und eilte nach dem Ufer, wo das Boot und seine Leute ihn erwarteten.

Der Balkon, auf welchen sich Rienzi hinabgelassen, war derjenige, von welchem er gewöhnlich zu dem Volke gesprochen hatte — er stand mit einem großen Saale in Verbindung, der bei feierlichen Gelegenheiten zu öffentlichen Festlichkeiten benützt wurde — und zu beiden Seiten waren viereckige, vorstehende Thürme, deren vergitterte Fenster nach dem Balkon zu gingen. Einer dieser Thürme diente als Waffenkammer, in dem anderen war das Gefängniß von Brettone, dem Bruder Montreals. Jenseits von dem letzteren war das allgemeine Gefängniß des Capitols. Denn damals waren Kerker und Palast in furchtbarer Nachbarschaft!

Die Fenster des Saales waren noch offen — und Rienzi ging in denselben von dem Balkon aus — die Ueberreste von dem gestrigen Bankette waren noch da — der noch nicht getrocknete Wein röthete den Boden und goldene und silberne Pokale schimmerten aus den Ecken. Er ging schnell in den Waffensaal und wählte von den verschiedenen Rüstungen diejenige, welche er

vor beinahe acht Jahren getragen, als er die Barone von den Thoren Roms verjagte. Er hüllte sich in den Panzer und ließ das Haupt unbedeckt, in seine Rechte nahm er dann von der Wand das große Banner Roms und ging wieder in den Saal zurück. Niemand begegnete ihm. In dem ungeheueren Gebäude war, die Gefangenen und ein treues Herz ausgenommen, von dessen Nähe er nichts wußte — der Senator allein.

Heran kamen sie, nicht mehr in geregelter Ordnung, wie Strom auf Strom — aus Gassen, aus Straßen, aus Palästen und Hütten — die wüthende See neue Zuflüsse erhielt. Heran kamen sie — deren Leidenschaften durch die große Zahl noch gesteigert wurden — Weiber und Männer, Kinder und boshafte Alte — in all dem schrecklichen Ungestüm aufgereizter, losgelassener, ungehemmter physischer Stärke und viehischer Wuth: „Tod dem Verräther — Tod dem Tyrannen — Tod Ihm, der das Volk besteuert hat! — Mora 'l traditore che ha fatta la gabella! — Mora!" Dies war das Geschrei des Volkes — dies das Verbrechen des Senators! Sie brachen über die niederen Pallisaden des Capitols herein — in einem plötzlichen ungestümen Anlaufe füllten sie den weiten Raum, der — vor einem Augenblicke noch so leer — jetzt von menschlichen Wesen wimmelte, die nach Blut dürsteten!

Plötzlich entstand ein tödtliches Schweigen, und auf dem Balkon oben stand Rienzi — sein Haupt war entblößt und die Morgensonne beschien die erha-

bene Stirne und das im Dienste dieser tollen Menge vor der Zeit grau gewordene Haar. Blaß und aufrecht stand er da — weder Furcht, noch Zorn, noch Drohung — nur tiefen Kummer und hohe Entschlossenheit in seinen Zügen! Eine augenblickliche Scham — eine augenblickliche Scheu ergriff die Menge.

Er deutete auf das mit dem Motto der Republik und dem Wappen Roms durchwirkte Banner und begann also: „Auch ich bin Römer und Bürger, hört mich!"

„Hört ihn nicht! hört ihn nicht! seine falsche Zunge kann unseren Verstand hinwegzaubern!" schrie eine Stimme noch lauter als die seinige, und Rienzi erkannte Cecco del Vecchio.

„Hört ihn nicht! nieder mit dem Tyrannen!" rief eine mehr schrille und jugendliche Stimme, und neben dem Handwerker stand Angelo Villani.

„Hört ihn nicht! Tod dem Todtschläger!" schrie eine Stimme ganz nahe, und aus dem Gitter des anstoßenden Gefängnisses stierte ihn, wie das Auge eines Tigers, der rachedürstende Blick von Montreals Bruder an.

Dann tönte von der Erde bis zu dem Himmel das Gebrüll: „Nieder mit dem Tyrannen — nieder mit Ihm, der das Volk besteuerte!"

Ein Hagel von Steinen prasselte auf den Harnisch des Senators — noch wankte er nicht. Keine Bewegung einer Muskel verrieth Furcht. Die Überzeugung von der wundervollen Macht seiner Beredsamkeit, wenn er nur angehört wurde, flößte ihm

noch immer Hoffnung ein; er stand da, gesammelt in seinen unwilligen, aber entschlossenen Gedanken; aber gerade die Kenntniß dieser Beredsamkeit war jetzt sein tödtlichster Feind. Die Anführer der Menge zitterten bei dem Gedanken, daß er gehört werden könnte; „und ohne Zweifel," sagt der gleichzeitige Biograph, „hätte er, wenn er nur zum Worte gekommen wäre, sie Alle umgewandelt und das Werk wäre vereitelt gewesen!"

Die Soldaten der Barone hatten sich schon in das Gedränge gemischt — tödtlichere Waffen, als Steine, kamen der Wuth des Pöbels zu Hülfe — Pfeile und Wurfspieße verdunkelten die Luft, und jetzt hörte man eine Stimme rufen: „Platz für die Fackeln!" Roth in dem Sonnenlichte flackerten und wehten sie und tanzten über den Köpfen der Menge hin und her, als ob die Teufel unter den Pöbel losgelassen worden wären! Und welche Hölle hat Teufel, wie sie ein toller Pöbel aufzuweisen vermag? Stroh, Holz und andere Brennstoffe wurden eilig um die großen Thore des Capitols herum aufgehäuft, und der plötzlich aufwirbelnde Rauch schlug den Andrang der Stürmenden zurück.

Rienzi war nicht mehr sichtbar, ein Pfeil hatte ihm die Hand durchbohrt — die Rechte, welche das Banner Roms emporgehoben, die Rechte, welche der Republik eine Verfassung gegeben hatte. Er zog sich vor dem Sturme in den leeren Saal zurück.

Er setzte sich nieder — und Thränen, keiner schwachen oder weibischen Quelle entspringend, sondern

Thränen aus dem erhabensten Grunde der Beweg ng — Thränen, wie sie einem Krieger ziemen, w nn ihn seine eigenen Truppen verlassen — einem Pa= trioten, wenn seine Landsleute in ihr eigenes Ver= derben rennen — einem Vater, wenn seine Kinder sich gegen seine Liebe empören — solche Thränen drängten sich gewaltsam aus seinen Augen und er= leichterten — aber sie veränderten auch sein Herz!

„Genug, genug," sagte er, indem er aufstand und verächtlich die Tropfen abschüttelte; „ich habe genug auf das Spiel gesetzt, gewagt, mich abgemüht für dieses feige, entartete Geschlecht. Ich will ihre Bos= heit noch versöhnen — ich verzichte auf den Gedanken, dessen sie so wenig würdig sind! Mag Rom unter= gehen! — Ich fühle endlich, daß ich edler bin, als mein Vaterland! — es verdient kein so großes Opfer!"

Mit diesem Gefühle verlor der Tod ganz die edle Gestalt, unter welcher er ihm zuvor erschien, und er beschloß, seinen undankbaren Feinden zum Hohne, trotzend ihrer unmenschlichen Wuth, einen Versuch zu der Rettung seines Lebens zu machen! Er legte seine schimmernden Waffen ab; seine Gewandheit, seine Geschicklichkeit, seine Schlauheit kehrten ihm zurück. Sein schneller Geist durchflog die Möglich= keiten der Verkleidung — des Entrinnens; er verließ den Saal — ging durch die geringeren, den Dienern und dem Gesinde angewiesenen Zimmer — fand in einem derselben eine grobe Handwerkerkleidung — legte dieselbe an — nahm einen Theil der Vorhänge und Teppiche des Palastes auf den Kopf, wie wenn

er mit diesen zu entkommen suchte, und sagte mit seinem alten „fantastico riso“: „Wenn alle andern Freunde mich verlassen, darf ich mich wohl selbst verläugnen!“ Dann wartete er auf den geeigneten Augenblick.

Inzwischen griffen die Flammen gewaltig und schnell um sich; die äußere Thüre unten hatten sie schon verzehrt; aus dem Zimmer, das er verlassen, brach das Feuer schon in Rauchwolken hervor — das Holz knarrte — das Blei schmolz — mit Krachen stürzten die verschiedenen Thore zusammen — der furchtbare Eingang stand der ganzen Menge offen — das stolze Capitol der Cäsare schwankte schon, seinem Einsturze nahe! Jetzt war es Zeit! — er ging durch das brennende Thor — über die rauchende Schwelle; — unversehrt kam er durch das äußere Thor — er befand sich mitten in dem Gedränge. „Beute genug darinnen,“ sagte er zu den Umstehenden in dem römischen Patois, sein Gesicht durch seine Bürde verbergend, „Suso, suso a gliu traditore!“ Der Pöbel drängte an ihm vorüber — er schritt weiter — er gewann die letzte Treppe, welche auf die offene Straße führte — er stand an dem letzten Thore — Freiheit und Leben lagen vor ihm.

Ein Soldat (und zwar einer von den seinigen) fleht ihn an. „Halt — wohin gehst Du?“

„Habt Acht, daß der Senator nicht unter irgend einer Verkleidung entkommt!“ rief hinten eine Stimme — es war die Villani's. Die verbergende Bürde wurde ihm vom Kopfe gerissen — Rienzi stand entdeckt da!

„Ich bin der Senator!" sagte er mit lauter Stimme. „Wer wagt es, den Vertreter des Volkes anzutasten?"

In einem Augenblicke war er von der Menge umringt. Nicht geführt, sondern geschoben und gewirbelt wurde der Senator nach dem Platze des Löwen. Von dem heftigen Glanze der lodernden Flammen warf das graue Bild einen schwarzgelben Schein zurück und glühte (das grimmige, ernste Denkmal!), als wäre es selbst von Feuer!

Dort angekommen, macht die Menge, erschreckt über die Größe ihres Opfers, Platz. Schweigend stand er da und sah sich in der Runde um; weder sein schmutziger Anzug, noch die Schrecknisse der Stunde, noch der stolze Schmerz über seine Entdeckung konnten die Majestät seiner Haltung niederschlagen, oder den Muth der ihn staunend umringenden Tausende wieder beleben. Das ganze Capitol war in Feuer gehüllt und beleuchtete mit schauerlicher Pracht die ungeheure Menschenmenge. So weit man die Straßen hinabsah, erstreckte sich der feurige Glanz und die gedrängte Menge, bis sie sich mit den schimmernden Fahnen der Colonna — der Orsini — der Savelli schloß! Roms wahre Tyrannen zogen ein! Als der Schall ihrer nahenden Hörner und Trompeten durch die glühende Luft drang, schien der Pöbel wieder Muth zu fassen. Rienzi wollte eben sprechen; sein erstes Wort war das Signal zu seinem Tode.

„Stirb, Tyrann!" schrie Cecco del Vecchio und stieß seinen Dolch in des Senators Brust.

„Stirb, Henker Montreal's!" murmelte Villani „so ist die Pflicht erfüllt!" und er führte den zweiten Stoß. Als er sich dann zurückzog und den Handwerker in all der trunkenen Wuth seiner viehischen Leidenschaft seine Mütze in die Höhe werfen, laut jauchzen und den gefallenen Löwen mit Füßen treten sah, — blickte ihn der junge Mann mit matter, bitterer Verachtung an und sagte, während er sein Schwert einsteckte, sich langsam abwendend, um den Haufen zu verlassen: „Ihr, elender Thor! Du und Diese, Ihr hattet wenigstens kein Verwandtenblut zu rächen!"

Sie achteten nicht auf seine Worte — sie sahen ihn nicht weggehen; denn als Rienzi ohne ein Wort, ohne einen Seufzer zur Erde fiel, — und die tobenden Wogen der Menge über ihm zusammenströmten, — hörte man eine gellende, scharfe, verzweifelnde Stimme, welche all das Geschrei übertönte. An dem Fenster des Palastes (dem Fenster ihres Brautgemaches) stand Nina! — nur ihr Antlitz und ihre ausgestreckten Arme waren durch die unter ihr und um sie her lodernden Flammen sichtbar! Doch noch ehe der Schall dieses durchdringenden Schreies sich in der Luft verloren, donnerte dieser ganze Flügel des Capitols mit mächtigem Krachen zusammen, — eine schwarze, rauchende Masse.

In dieser Stunde segelte ein einzelnes Boot rasch die Tiber hinab. Rom war fern, aber der schwarzgelbe Schimmer des Brandes warf seinen Wiederschein auf den ruhigen, spiegelhellen Strom; schön

über alle Beschreibung war die Landschaft; sanfter, als alle Kunst des Malers und Dichters es darzustellen vermag, zitterte das Sonnenlicht über dem herbstlichen Grün und goß milde Ruhe über die Wellen des goldenen Flusses!

Adrian's Auge richtete sich angestrengt nach den Thürmen des Capitols, die in den Flammen sich von den Giebeln und Domen umher deutlich unterschieden; — besinnungslos an seine schützende Brust sich schmiegend, wußte Irene glücklicherweise Nichts von den Schrecknissen dieser Stunde.

„Sie wagen es nicht — sie wagen es nicht," sagte der tapfere Colonna, „ein Haar auf diesem geheiligten Haupte zu krümmen! — wenn Rienzi fällt, so fällt Rom's Freiheit für immer! Wie diese Thürme, welche die Flammen überragen, der Stolz und das Denkmal Rom's, so wird er sich über die Gefahren der Stunde erheben. Siehe, noch unverletzt unter dem wüthenden Elemente ist das Capitol selbst sein Sinnbild!"

Kaum hatte er gesprochen, als eine ungeheure Rauchsäule die fernen Flammen verdunkelte, und ein dumpfes Krachen (geschwächt durch die Entfernung) zu seinem Ohr drang! im nächsten Augenblicke waren die Thürme, nach welchen er blickte, von dem Schauplatze verschwunden und ein heftiger, widriger Glanz schien sich über der Atmosphäre zu lagern, — und ganz Rom zur Leichenflamme zu machen für den Letzten der römischen Tribune!

---

# Anhang.

Einige Bemerkungen über das Leben und den Charakter Rienzi's.

Die Hauptautorität, aus welcher Geschichtsschreiber ihren Bericht über das Leben und die Zeiten Rienzi's geschöpft haben, ist eine sehr merkwürdige Biographie von einem nicht bekannten Zeitgenossen; dieselbe, geschrieben in dem römischen Patois jener Zeit, wurde dem französischen und englischen Leser einigermaßen durch das Werk des Peter di Cerceau, „Verschwörung des Nicolaus Gabrini, genannt von Rienzi" betitelt, der den römischen Biographen zugleich ausgebeutet und entstellt hat. Die Biographie, von welcher ich gesprochen, wurde, nachdem die Irrthümer der früheren Ausgabe verbessert waren, von Muratori in seiner großen Sammlung veröffentlicht; neuerlich wurde sie in veredeltem Texte besonders gedruckt, versehen mit Anmerkungen von reifem Urtheil und gelehrtem Geschmacke nebst einem Commentar zu dem berühmten Gedichte Petrarka's „Spirto Gentil," das die Mehrzahl der italienischen Kritiker, trotz der scharfsinnigen Beweise für das Gegentheil von dem Abbé de Sade, einstimmig als an Rienzi gerichtet betrachtet.

Diese Biographie wurde wegen ihrer seltenen

Unparteilichkeit allgemein gelobt. Und in der That lobt und tadelt der Verfasser mit einem höchst sonderbaren Anschein von alberner Aufrichtigkeit. Das Werk ist wirklich einer der nicht ungewöhnlichen Beweise, unter denen sich Boswell's „Johnson" am meisten auszeichnet, daß ein sehr einfacher Mann ein sehr schätzbares Buch zu schreiben im Stande ist. Der Biograph Rienzi's scheint mehr der Biograph von Rienzi's Kleidern, so genau beschreibt er alle Details der Farbe und Beschaffenheit — so tief schweigt er über Alles, was ein Licht auf die Beweggründe Dessen, der sie trug, werfen könnte. Wenn man auch in der That dem Verfasser alles Streben, unparteiisch zu sein, zugesteht, er ist zu thöricht dazu. Es gehört einige Geschicklichkeit dazu, um einen sehr ausgezeichneten Mann in sehr schwierigen Lagen richtig zu beurtheilen, und der würdige Biograph ist nichts weniger als im Stande, uns einen Schlüssel zu den Handlungen Rienzi's zu geben — gänzlich unfähig, uns die Handlungsweise des Mannes durch die Zeitverhältnisse zu erklären. Sein schwaches Gesicht macht ihn daher oft schielen. Neben diesem Mangel an Verstand müssen wir auch noch den an Wahrheitsliebe tadeln, den jedoch seine herodotähnliche Einfachheit seines Styles häufig verbirgt. Er beschreibt Dinge, welche keine Zeugen hatten, ebenso genau und bestimmt, wie solche, die er selbst gesehen. Zum Beispiel — vor dem Tode Rienzi's, in diesen schauerlichen Augenblicken, wo der Senator allein war, von Niemand gesehen oder gehört wurde,

berichtet er uns ganz kalt jede Bewegung, jeden Gedanken Rienzi's mit solcher Genauigkeit, als wäre derselbe aus dem Grabe auferstanden, um ihm bei seiner Erzählung zu helfen. Gibbon und Andere haben diese offenbaren Erfindungen mit mehr gutem Glauben aufgenommen, als die Gesetze der Augenscheinlichkeit rechtfertigen dürften. Gleichwohl kann dem geduldigen und vorsichtigen Leser diese Biographie einen weit klareren Begriff von Rienzi's Charakter geben, als wir aus den Geschichtschreibern zu sammeln vermögen, welche stückweise aus derselben entlehnten. Ein solcher Leser wird alle unhaltbare Schlüsse des Verfahrens bei Seite legen, sein Lob oder seinen Tadel nicht hoch anschlagen und nur sein Augenmerk auf die von ihm erzählten Thatsachen richten, die er für wahr oder zweifelhaft hält, je nachdem der Verfasser Gelegenheit gehabt haben konnte, selbst zu beobachten. Bei einer solchen Prüfung wird der Leser hinreichende Zeugnisse von Rienzi's Geiste und von Rienzi's Gefühlen finden; wenn er sorgfältig unterscheidet zwischen der Periode seiner Macht als Tribun und derjenigen seiner Macht als Senator, so wird er den Tribun eitel, übermüthig, prachtliebend finden, aber ungeachtet des Räsonnements des Biographen diese Fehler an dem Senator nicht mehr bemerken. Andererseits wird ihn der Unterschied zwischen der Jugend und dem Rufe — zwischen Hoffnung und Erfahrung auffallen; er wird an dem Tribun ungeheueren Ehrgeiz, große Plane, unternehmende Thätigkeit bemerken — die in der Zeichnung des Senators zu weniger glänzender

und ruhigeren Farben gemildert sind. Er wird finden, daß Rienzi beide Male nicht durch seine eigenen Fehler fiel — er wird finden, daß die gemeine Moral des durch seine eigene Übertreibung vernichteten Ehrgeizes nicht die wahre Moral von dem Leben des Römers ist; er wird finden, daß beide Male, bei seiner Abdankung als Tribun sowohl, wie bei seinem Tode als Senator, Rienzi durch die Fehler des Volkes fiel. Der Tribun war das Opfer unwissender Feigheit, — der Senator ein Opfer trotzigen Geizes. Dies ist es, was neuere Geschichtschreiber darzustellen ermangelten. Gibbon sagt richtig, daß der Graf von Minorbino mit einhundertfünfzig Kriegern nach Rom kam und das Quartier der Colonna verbarrikadirte — daß die Glocke des Capitols ertönte — daß Rienzi das Volk anredete — daß sie stille und unthätig blieben — und daß Rienzi dann die Regierung niederlegte. Aber hiefür nennt er Rienzi „kleinmüthig." Ist dieser Ausdruck nicht auf das Volk anzuwenden? Rienzi forderte sie auf, gegen den Räuber zu ziehen — das Volk verweigerte den Gehorsam. Rienzi wünschte zu fechten, das Volk wollte sich nicht rühren. Nicht die Sache Rienzi's allein verlangte ihre Thätigkeit — es war die Sache des Volkes — auf sie, nicht auf ihn fiel die Schmach, wenn hundertundfünfzig fremde Krieger Rom unterwarfen, ihre Freiheit umstürzten und seine Tyrannen wieder einsetzten! Was auch Rienzi's Fehler waren, was auch seine Unpopularität, ihre Freiheit, ihre Gesetze, ihre Republik standen auf dem Spiele; und

diese gaben sie hundertundfünfzig Söldlingen preis! Diese Thatsache verdammt sie! Aber Rienzi war nicht unpopulär, als er sie anredete und beschwor: sie fanden keinen Fehler an ihm. „Das Seufzen und Stöhnen des Volkes,“ sagte Sismondi richtig, „war die Antwort,“ — sie konnten weinen, aber sie wollten nicht fechten. Diese auffallende Apathie haben die neueren Geschichtschreiber nicht erklärt, und doch war die Hauptursache ganz einleuchtend — Rienzi war excommunicirt! Diese Geschichtschreiber führen die Thatsache an, und schienen zu glauben, daß die Excommunication im vierzehnten Jahrhundert zu Rom wirkungslos geblieben sei! — Die Wirkung, welche sie hervorbrachte, habe ich in diesen Blättern zu schildern gesucht.

Die Ursachen des zweiten Sturzes und der endlichen Ermordung von Rienzi wurden von den neueren Geschichtschreibern ebenso unrichtig verstanden. Keiner seiner Fehler war es — keine Ungerechtigkeit, keine Grausamkeit, keine Unbesonnenheit — nicht die Hinrichtung Montreal's, nicht die Pandulpho di Guido's — es war eine Auflage auf Wein und Salz, die ihn stürzte. Um Rom gegen die Tyrannen sicher zu stellen, mußte eine bewaffnete Macht unterhalten werden, um diese zu bezahlen, war eine Auflage nöthig, die Steuer wurde ausgeschrieben — und das Volk verband sich mit den Tyrannen und schrie: „Tod dem Verräther, der die Auflage gemacht hat!“ Das war ihre einzige Beschwerde — dies das einzige Verbrechen, das ihre Leidenschaften und ihre Wuth gegen ihn vorbringen konnten

Die Fehler Rienzi's waren augenscheinlich genug und ich habe sie schonungslos geschildert; aber wir müssen die Menschen nicht nach dem Grade ihrer Annäherung an die Vollkommenheit beurtheilen, sondern darnach, ob ihre guten, oder ihre schlimmen Eigenschaften überwiegen — ob ihre Talente, oder ihre Schwächen — ob das Gute, das sie gethan, oder das Böse, das sie angestiftet. Für einen Mann, der sich zu einer so großen Macht empor geschwungen hatte, waren Rienzi's Fehler äußerst wenige — Verbrechen beging er keine. Er ist beinahe der einzige Mann, der sich je aus dem Bürgerstande zu einer Macht erhob, welche der eines Monarchen gleich kam, ohne eine einzige Handlung der Gewaltthat oder der Verrätherei. In dem Besitze der Macht, war er eitel, übertrieben prächtig und unbedachtsam, immer ein Enthusiast, oft ein Fanatiker; aber gerade in seinen Fehlern lag Seelengröße, und eben dieser Fanatismus beförderte seine schwärmerischen Unternehmungen und zeigte von seiner strengen Rechtlichkeit. Es ist klar, daß seine Feinde keine gehässige Beschuldigung gegen ihn vorbringen konnten, denn alle Anklagen, denen er als Excommunicirter, als Verbannter, als Gefallener ausgesetzt war, betrafen zwei Vergehen, welche Petrarka mit Recht für Beweise seiner Tugend und seines Ruhmes hält; nämlich, daß er Rom für frei erklärte, und zweitens, daß er bebehauptete, die Römer haben ein Recht bei der Wahl des römischen Kaisers.* So streng, gerecht und un=

* Die Beschuldigung der Ketzerei ließ man fallen.

beugsam er als Tribun war, so war doch muthwillige Grausamkeit nie sein Fehler. Die Klage, welche der edle Petrarka über ihn führte, war wirklich die, daß er nicht entschlossen genug gewesen, daß er die Revolution nicht dadurch vollendet habe, daß er die patricischen Tyrannen vertilgte. Als Senator wurde er aus Veranlassung der gerechten und nothwendigen Hinrichtung Montreal's * ohne hinreichenden Grund des Geizes angeklagt. Es war sehr natürlich, daß seine Feinde und der Pöbel glaubten, er lasse einen Gläubiger hinrichten, um sich einer Schuld zu entledigen; aber von späteren, einsichtsvolleren und tüchtigeren Schriftstellern war es unverzeihlich, eine solche Verleumdung zu wiederholen, ohne wenigstens die naheliegende Bemerkung beizufügen, daß die Habsucht Rienzi's weit leichter durch die Schonung, als durch die Hinrichtung eines der reichsten Männer Europa's hätte befriedigt werden können. Montreal, dessen dürfen wir sicher sein, hätte sein Leben um eine unvergleichlich größere Summe, als das Wenige erkauft, was seine Brüder Rienzi vorgestreckt hatten.

* Gibbon unterläßt, wo er der Hinrichtung Montreal's erwähnt, anzuführen, daß Montreal der Verschwörung und des Verrathes zum Behufe der Wiedereinsetzung der Colonna mehr als nur verdächtig war. Mattheo Villani führt es als allgemeine Annahme an, daß dies wirklich das Verbrechen des Provenzalen gewesen. Der Biograph Rienzi's liefert weitere Beweise für die Thatsache. Gibbon's Kenntniß von dieser Zeit war oberflächlich. Als Beispiel hiefür schildert er sonderbarer Weise Montreal als das Haupt der ersten Freicompagnie, welche Italien verheerte; diesen Irrthum entlehnte er von dem Pater du Cerceau.

Dies ist nicht nur eine wahrscheinliche Voraussetzung, sondern eine bestimmte Thatsache, denn man berichtet ausdrücklich, daß Montreal, „der den Tribun in Geldverlegenheit gewußt, Rienzi für den Fall seiner Freilassung angeboten habe, er, Montreal, wolle ihm nicht nur zwanzigtausend Gulden (den vierfachen Betrag von dem, was Rienzi ihm schuldete) zahlen, sondern so viel Soldaten und Geld zu seiner Verfügung stellen, als er verlangen werde." Dieses Anerbieten schlug Rienzi aus. Hätte er es zurückgewiesen, wenn Habsucht sein leitendes Princip gewesen wäre? Und welch' strafbare Ungerechtigkeit, der unbestimmten Verleumdung zu erwähnen, ohne die widersprechenden Thatsachen anzuführen! Wenn Gibbon uns auch erzählt, daß „der tugendhafteste Bürger Rom's (worunter er Pandulpho, oder Pandulphiccio di Guido* versteht) seiner Eifersucht geopfert worden sei," so übertreibt er den Ausdruck „virtuosi assai" ein wenig, der auf Pandulpho angewendet wurde; und dieser Ausdruck wurde überdies von einem Manne gebraucht, der den Räuber Montreal schildert als „excellente uomo — di quale fama suono per tutta la Italia di virtude" — ein solcher Moralist war dieser Schriftsteller! — er unterläßt auch jede Erwähnung der so augenscheinlichen Wahrscheinlichkeiten von dem Plane Pandulpho's, Rienzi zu verdrängen und die „Signoria del Popolo"

* Mattheo Villani spricht von ihm als einem weisen, guten Bürger, von großem Ansehen bei dem Volke. Dies scheint er auch in der That gewesen zu sein.

für sich anzusprechen. Wenn aber auch der Tod Pandulpho's als ein Makel in dem Andenken Rienzi's angesehen werden will, so war es dieser nicht, der sein eigenes Schicksal herbeiführte. Der Pöbel, der seinen Palast umgab, schrie nicht: „Nieder mit dem Henker Pandulpho's," sondern — man muß es wieder und immer wieder sorgfältig beachten — nichts mehr und nichts weniger, als: „Nieder mit Ihm, der die Auflage gemacht hat!"

Gibbon spöttelt über die militärische Geschicklichkeit und den Muth Rienzi's. Für das Letztere hat er keinen Grund. Seine ersten Unternehmungen, seine erste Erhebung zeigten hinlänglich für seinen kühnen, tapferen Geist; bei jeder Gefahr war er zugegen, nie wich er, so lange er von dem Volke unterstützt wurde, vor einem Feinde zurück. Er zeichnete sich, als er noch in dem Lager von Albornoz war, bei Viterbo durch mehrere Waffenthaten aus,* und sein Ende war das eines Helden. Was das Erstere betrifft, so wäre es gewiß zu entschuldigen gewesen, wenn Rienzi, der beredte und begabte Gelehrte, aus dem Studirzimmer und von der Rednerbühne zu der Uebernahme des Befehles über ein Heer berufen, in seinen militärischen Kenntnissen schwach gewesen wäre, aber seine Waffen waren doch jedenfalls im Ganzen glücklich. Er schlug die Ritterschaft Rom's vor dessen Thoren, und wenn er nach seinem Siege nicht auf Marino los marschirte, weßwegen sein Biograph und Gibbon ihn tadeln, so ist der

* Vita di Cola di Rienzi, lib. II. cap. 14.

Grund hiezu klar genug: „Volea pecunia per Soldati“ — es fehlte ihm an Geld für die Soldaten! Nach seiner Rückkehr als Senator muß man bedenken, hatte er Palestrina zu belagern, das wegen seiner Lage sogar von den alten Römern für beinahe unbezwinglich gehalten wurde; doch ergab sich Palestrina während der wenigen Wochen seiner Herrschaft, alle seinen offenen Feinde wurden geschlagen, die Tyrannen vertrieben, Rom war frei; und dies Alles, ohne daß er weder von der päpstlichen, noch von der Volkspartei unterstützt worden wäre, vielmehr, wie Gibbon richtig sagt, „von dem Volke verdächtigt, von dem Kirchenfürsten verlassen.“

Wenn man in Betracht zieht, was Rienzi leistete, müssen wir auch seine Mittel in das Auge fassen, die Schwierigkeiten, welche ihn umgaben, seine beschränkten Hülfsquellen. Wir sehen einen Mann ohne hohe Geburt, ohne Vermögen und ohne Freunde zu dem Haupte einer Demokratie in der Hauptstadt der Kirche, in der ersten Stadt des Kaiserreiches sich aufschwingen. Wir sehen ihn jeden Titel, außer dem eines Magistrates des Volkes, verschmähen, mit einem Schlage eine neue Verfassung gründen, ein neues Gesetzbuch einführen. Wir sehen ihn die stolzeste Aristokratie in Europa zuerst vertreiben, dann unterwerfen — sehen ihn die trotzigsten Banditen besiegen, das unruhigste, durch die Gewaltthaten von Jahrhunderten in geistiges und sinnliches Verderben herabgesunkene Volk unparteiisch regieren. Wir sehen ihn den Handel wieder beleben, die Ordnung befestigen, die Civilisation wie durch

ein Wunder gründen, von gekrönten Häuptern Huldigungen und Glückwünsche empfangen — sehen ihn die schlaueste Priesterschaft der päpstlichen Diplomatie überlisten, versöhnen oder schrecken, und seine Vaterstadt mit einem Male zu plötzlicher, aber anerkannter Ueberlegenheit aller anderen Staaten erheben, die hinsichtlich der Künste, ihres Reichthums und ihrer Civilisation über ihr standen; wir fragen, welche Mängel wir in die andere Wagschale zu legen haben, und wir finden eine unnöthige Prachtliebe, eine fanatische Abenteuerlichkeit und eine gewisse übermüthige Strenge Aber was sind solche Fehler, was der Glanz eines Bankettes, oder das Gepränge des Ritterschlages, oder einige anmaßende Worte, im Vergleiche zu den Lastern beinahe aller Fürsten seiner Zeit? Dies ist die Art, Charaktere zu beurtheilen; wir müssen Menschen mit Menschen vergleichen, und nicht mit Idealen dessen, was die Menschen sein sollten. Wir sehen die erstaunlichen Wohlthaten, welche Rienzi seinem Vaterlande brachte. Wir fragen nach seinen Mitteln und finden nur seine persönlichen Anlagen. Sein Schatz wird geschwächt — seine Feinde empören sich — die Kirche benützt seine Schwäche — er wird excommunicirt — die Soldaten weigern sich, zu fechten — das Volk will ihm nicht beistehen — die Barone verwüsten das Land — die Wege werden versperrt, die Zufuhr ist von Rom abgeschnitten. Eine Handvoll Banditen dringt in die Stadt — Rienzi will, daß man ihnen Widerstand leiste — das Volk verläßt ihn — er dankt ab. Raub, Hunger,

Mord folgen nun — die, welche ihn verlassen, bedauern, bereuen — gleichwohl bleibt er ohne Beistand, allein — bald ein Verbannter, bald ein Gefangener, sein Geist rettet ihn aus jeder Gefahr und erhebt ihn wieder zur Größe. Er kehrt zurück, der päpstliche Legat verweigert ihm seine Waffen — das Volk verweigert ihm das Geld. Er stellt Gesetz und Ordnung wieder her, vertreibt die Tyrannen, legt seine früheren Fehler ab* — er ist klug, schlau,

* Diese zweite Periode seiner Macht wurde als diejenige geschildert, in welcher seine hauptsächlichsten Fehler sich kund geben und er ist zu dieser Zeit bei seinem Biographen offenbar nicht in Gunsten; richten wir aber unser Augenmerk auf das, was er leistete, so finden wir Staunen erregende Gewandtheit, Klugheit und Thatkraft in der schwierigsten Krisis, und keinen seiner früheren Fehler. Wahr ist, daß er nicht mehr die glänzende Abenteuerlichkeit an den Tag legte, die, wie ich vermuthe, mehr als seine gesundern Eigenschaften seine Zeitgenossen blendete; aber wir finden, daß er binnen wen'gen Wochen alle seine mächtigen Feinde besiegte — daß seine Beredsamkeit so groß war, als je — noch größer seine Schnelligkeit — unermüdlich sein Fleiß — wachsam seine Vorsicht. „Er allein," sagt der Biograph, „führte die Angelegenheiten Roms, denn seine Officialen waren sehr lässig und gleichgültig." Und dies Alles, gemartert von einer schmerzlichen Krankheit — schon, obwohl noch jung, gebrochen und schwach. Die einzigen gegen ihn als Senator vorgebrachten Beschuldigungen waren die Hinrichtungen Montreal's und Pandulpho di Guido's, die Auflage der Steuer, die Ablegung seiner früheren enthaltsamen Lebensweise und seine Neigung zum Weine und zum Schmausen. Hinsichtlich der ersteren Beschuldigungen ist der Leser schon in den Stand gesetzt, sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Was dann die letztere betrifft, ach! der Leser muß seine Nachsicht ausdehnen und er wird auch hiefür eine Entschuldigung finden. Ja, wir müssen den Mann mehr bedauern, als verdammen, dem die Aufregung zur anderen

vorsichtig — er regiert wenige Wochen — besteuert das Volk zu dessen eigenem Besten und wird in Stücke zerrissen! Ein Tag der nun folgenden Regierung reicht hin, sein Regiment zu rechtfertigen und sein Andenken zu rächen — und so oft dieses elende, entartete Volk noch nach Jahrhunderten von Ruhm träumte, oder nach Gerechtigkeit seufzte, erinnerte es sich des glänzenden Traumbildes, das es selbst geopfert, und beklagte das Schicksal von Cola di Rienzi. Daß er kein Tyrann war, geht daraus augenscheinlich hervor, daß er nach seinem Tode schmerzlich bedauert wurde. Das Volk bedauert nie einen Tyrannen! Aus der Unpopularität, welche aus andern Fehlern entspringt, geht oft eine Reaktion hervor; es ist dies bei dem Volke aber keine Reaktion gegen ihren Verräther oder Unterdrücker. Tausend Biographen können über die Fehler oder Verdienste eines Regenten nicht mit solcher Bestimmtheit entscheiden, wie die einzige Thatsache, ob er zehn Jahre nach seinem Tode geliebt oder gehaßt wird. Wenn aber der Regent von dem Volke ermordet wurde, und er wird dann von ihnen bedauert, so liegt in eben dieser ihrer Reue seine Freisprechung.

Natur geworden ist, und der zu dem physischen Reizmittel oder zu der augenblicklichen Lethe seine Zuflucht nimmt, wenn die geistigen Aufheiterungen der Hoffnung, der Jugend und des Ruhmes ihn zu verlassen anfangen. Seine behauptete Unmäßigkeit, welche die Römer (ein äußerst nüchternes Volk) vielleicht auch übertrieben haben, und die er mit einem Durste entschuldigte, den ihm eine in dem Kerker von Avignon sich zugezogene Krankheit verursachte — verminderte offenbar, auch nach Zeugnissen, in der letzten Zeit seinen Geschäftseifer nicht, der, wie sein Biograph berichtet, zu dieser Zeit noch größer war als je.

Ich habe gesagt, die Moral von dem Leben des Tribuns und von dieser freien Darstellung desselben sei nicht die abgenützte, zwecklose Moral, welche den Ehrgeiz des Einzelnen warnt: — Umfassender, feierlicher, nützlicher — wendet sie sich an Nationen. Wenn ich nicht irre, so sagt sie, daß, um groß und frei zu sein, ein Volk sich nicht auf Einzelne, sondern auf sich selbst verlassen muß — daß es nicht ein plötzlicher Sprung von der Knechtschaft zur Freiheit ist — daß sie von Einrichtungen, nicht von Männern, Reformen zu erwarten haben, welche von Dauer sein sollen — daß ihre eigenen Leidenschaften die wahren Despoten sind, welche sie bezwingen müssen, ihre eigene Vernunft das wahre Mittel zu Abschaffung von Mißbräuchen. Bei einem ruhigen und edeln Volke kann der Ehrgeiz eines Bürgers nie gefährlich werden: — ungeduldig die Fesseln tragen, heißt nicht, der Freiheit würdig sein — eine obrigkeitliche Person niedermachen, heißt nicht, das Gesetz verbessern.* Das Volk schreibt sein eigenes Verdammungsurtheil, wenn es sich blutiger Schriftzüge bedient; ihm allein ist die Thorheit oder das Verbrechen zuzuschreiben, wenn es einen Tyrannen krönt, oder ein Opfer mordet.

* Rienzi wurde ermordet, weil die Römer die Gewohnheit hatten, zu morden, sobald sie mißvergnügt waren. Ganz kurz vorher hatten sie einen Magistrat gesteinigt, einen anderen in Stücke gerissen. Aus denselben Ursachen und auf demselben Wege kann ein Volk einem Bravo ähnlich werden, dessen Hand bei der geringsten Beleidigung nach dem Messer fährt, und wenn er heute den Feind ersticht, der ihn angreift, er morgen den Freund erschlägt, der ihn zurückhalten will.

Herausgegeben von der
„Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher"
erscheint so eben
im Verlage von Scheible, Rieger & Sattler in Stuttgart:

# Geschichte des deutschen Volkes
und
# des deutschen Landes
für
## Schule und Haus und für Gebildete überhaupt.

Von
**Dr. K. W. Böttiger,**
Professor der Geschichte an der Universität zu Erlangen.

---

**Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.**

---

**Erscheint in 8 Theilen à 15 kr. oder 5 sgr. vollständig im Laufe des Jahres 1845.**

**Alle Buchhandlungen Deutschlands liefern dieses Werk.**

---

Dies Buch gibt wirklich in populärer — darum nicht trivialer — Haltung, eben nicht dem Gelehrten aber dem Gebildeten jeden Standes eine unterhaltende und belehrende Lektüre, während es zugleich für obere Klassen der Schulen, wo deutsche Geschichte noch geachtet und gelehrt wird, brauchbar ist. Populäre Darstellung ist dem Verfasser nicht jene ermüdende Verflächung, nicht jene trostlose Breite der Erzählung, die den gegebenen Stoff mechanisch hirn- und mundrecht macht, sondern eine im Geiste des Volkes selbst geschriebene, darum auch jeden, der Geist dazu bringt, wieder ansprechende Schilderung der Entwicklung und der Schicksale des deutschen Landes und Volkes — nicht bloß des Reiches — in religiöser wie politischer, in wissenschaftlicher wie ästhetischer, in künstlerischer wie in gewerblicher Hinsicht, eine Darstellung, in welcher über den starren Formen des Reichs nicht die lebendige Gestaltung im Innern vergessen ist, in welcher Ereignisse wie Sitten und Gebräuche, ganze Kriege wie einzelne charakteristische Momente und Worte ihren Platz finden. In einer populären Geschichte muß Jeder sich selbst wieder finden, in seiner Darstellung und Umgebung kennen lernen; es muß ihm auch das rein Menschliche menschlich näher treten, er muß nicht bloß seinen Verstand dabei lernen, sondern auch sein Herz dabei fühlen lassen.

---

